HANDBOUND
AT THE

UNIVERSITY OF
TORONTO PRESS

Ex Libris

PROFESSOR J. S. WILL

2859

Gobineau

Eine Biographie

von

Ludwig Schemann

Erſter Band:

Bis zum zweiten Aufenthalte in Perſien.

8° XXXV, 579 S. 1913. Mit drei Tafeln.
Geh. ℳ 9.—, in Leinwd. geb. ℳ 10.—,
in Halbfranz ℳ 11.—.

Inhalt: I. Ahnen. Familie. Kindheit und Frühjugend. — II. Paris 1835—1849. — III. Tätigkeit der Pariſer Jahre. — IV. Erſte diplomatiſche Jahre 1849 bis 1855. — V. Der Orient. Paris und Trye. Neufundland. Die Werke über Aſien. — Anhang.

Verlag von Karl J. Trübner in Straßburg.

K J T. 1872

Quellen und Unterſuchungen zum Leben Gobineaus

Von

Ludwig Schemann

Erſter Band

Mit vier Tafeln

Straßburg
Verlag von Karl J. Trübner
1914

PQ
2260
G9S32
Bd.1

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

812065

Hof- und Universitäts-Buchdruckerei C. A. Wagner, Freiburg im Breisgau

An

Herrn Professor Rudolf Schlösser

in Jena.

Mein lieber Freund!

Dem fertigen Werke, vollends wenn dies nur ein Teil eines größeren Lebenswerkes ist, sieht man es nicht an, welchen Schwierigkeiten es abgerungen ist. Daß es, und daß das Ganze dennoch zustande komme, dafür ist echtes Begreifen, herzliche Zustimmung von Freundesseite alles — nächst jener Stärkung, die uns aus unbekannten Quellen des eigenen Innern zuströmt.

Wenn ich heute einen neuen Abschnitt meines Weges glücklich zurückgelegt und mich zugleich für die nächste Wegstrecke mit frischem Mute erfüllt sehe, so erkenne ich mit freudiger Genugtuung, wieviel ich davon eben jenem Freundeseifer zu verdanken habe, und es drängt mich vor allem, auch einmal öffentlich auszusprechen, daß wohl so leicht keiner wieder mein Tun so reichhaltig und allseitig gefördert und zumal so ausdauernd mit seiner Teilnahme begleitet hat wie Sie. So habe ich mehr und mehr einen meiner wertvollsten Mitarbeiter in Ihnen begrüßt, wenn auch Lebensumstände, und vor allem Ihre eigenen Aufgaben, Ihnen ein unmittelbares Mithandanlegen nicht, oder doch nur in bescheidenen Grenzen, gestatteten. Aber was Sie, zumal in Ihrem Monumentalwerke über Platen, der geistigen Mitwelt geschenkt, entschädigt durch die vorbildliche Hingebung wie durch die reichen Ergebnisse der Arbeit dermaßen für alles nach jener Seite etwa Gobineau

und mir Entgangene, daß es am Ende gleichgültig erscheint, für welche wissenschaftliche Materie Sie Ihre Kräfte im einzelnen Falle eingesetzt haben, und wir uns in einem höheren Zusammenwirken für die idealen Ziele des deutschen Geistes doch aufs engste begegnen. Als Zeichen dessen bitte ich denn auch dieses Buch entgegenzunehmen, in welchem ich eine Reihe von Bausteinen für den Ausbau des Gobineauschen Lebensbildes und Gedankenwerkes zusammengetragen habe und welches, wenn irgendwo, bei Ihnen auf freundliche Aufnahme zu treffen hofft.

Freiburg, 4. Oktober 1913.

L. Schemann.

Vorrede.

Das vorliegende, durchaus als eine Ergänzungsveröffentlichung zu meiner Biographie Gobineaus gedachte Werk müßte in dieser seiner Eigenschaft eigentlich durch das eigene Schwergewicht seines Inhalts für sich sprechen. Dennoch dürften einige einführende Bemerkungen zu demselben wohl gerechtfertigt erscheinen.

Zunächst leuchtet ein, daß ein solches Buch an erster Stelle in das Vaterland dessen gehört hätte, dem es gewidmet ist. Aber Umstände, die ich anderen Ortes dargelegt habe und an denen sich in absehbarer Zeit nichts wird ändern lassen, hätten es zum Nichterscheinen verurteilt, wenn man seine Hoffnungen einzig auf jenes Land hätte begründen wollen. So blieb abermals nur Deutschland, um ihm eine Lebens- und Wirkensstätte darin zu eröffnen, und da mir dies seit langem klar geworden war, so habe ich auch nicht gezaudert, in der Auswahl des Materiales zum mindesten die gleiche Rücksicht auf meine wie auf Gobineaus Landsleute zu nehmen.

Zum Glück leidet es ja keinen Zweifel, daß das rein Biographische, aber auch die Masse der Auszüge aus den Jugendarbeiten, für ernste Leser beider Völker an Anregung wie an Interesse die Fülle bieten wird. Anderes, wie die politischen Berichte und Betrachtungen der Frühzeit, namentlich die brieflichen, berühren ja zunächst freilich vorwiegend französische Interessen. Aber schon das zu Tocqueville Beigebrachte habe ich so zu gestalten gesucht, daß wir Deutsche dabei in keiner Weise zu kurz kommen, und die Mitteilungen über Prokesch

vollends bieten ein reichliches Gegengewicht nach der deutschen Seite.

Ich hege die zuversichtliche Erwartung, daß die dem letzteren in meiner Biographie gewidmeten Abschnitte dieser vielleicht allseitig-wahlverwandtesten Gestalt, die Gobineau im Leben begegnet ist, genügend vorgearbeitet haben werden, um ihre erneute und fast noch eingehendere Behandlung in diesem Beibande nach allen Seiten gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Und zwar mußte es, nachdem Prokesch dort vor allem über Gobineau ergiebig zu Worte gekommen, nun darum gehen, auch zu seiner eigenen Charakteristik noch möglichst vieles und allseitiges dem Leser vorzuführen.

Ich verhehle mir die Schwierigkeiten nicht, die darin liegen, daß dies durchweg in Fragmenten geschieht. Indessen war dies für jetzt die einzig mögliche Weise. Übrigens vertraue ich doch, daß Prokesch selbst so schon in seiner ganzen Eigenart durchschlagend wirken wird. Die tiefen Wahrheiten über die Irrwege der Aufklärung in seinen Sendschreiben dürften unserer Zeit nur darum so paradox klingen, weil diese sich unbedingter und rücksichtsloser als je eine Vorgängerin diesen Wegen verschrieben hat, und weil anderseits Prokesch mit ganz ähnlicher Konsequenz und Rücksichtslosigkeit — fast noch entschiedener als sein französischer Freund — den Gegenstandpunkt vertritt. Wenn aber der wahre Sinn der Weltgeschichte letzten Endes durchweg als ein Mittleres aus Extremen sich herausstellen dürfte, so hat ein Denker wie Prokesch in Lebensfragen der Völker wie den hier berührten jedenfalls mit an erster Stelle Anspruch auf Berücksichtigung.

Für die Auszüge aus den Briefen an Gobineau, die — da eine baldige Veröffentlichung des gesamten Briefwechsels nicht in Aussicht gestellt werden kann — im zweiten Bande fortgesetzt werden sollen, muß festgehalten werden, daß Prokesch sie als Sechziger und Siebziger schrieb, daß er die Zeit der

par excellence aktiven Mitarbeit an der Politik im wesentlichen hinter sich hatte — für sein staatsmännisches Wirken sind seine Schriften über Mehemed Ali, über seine Sendungen nach Italien sowie seine früheren Briefe und Tagebücher heranzuziehen —, daß also der Philosoph, der Gelehrte und der Mensch hier vorwiegend zu Worte kommen. Diese Briefauszüge belegen mit in erster Reihe den Satz der Biographie von dem kontemplativen Zuge in Prokesch.

Die darin vorgetragenen konservativen Anschauungen dürfen wiederum beileibe nicht ausschließlich aus der einem Rausch oder einem Taumel vergleichbaren Stimmung des Fortschrittswahnes unserer Tage beurteilt werden. Aus ihnen redet der ernste Weltweise, der sich durch äußerliche und Augenblickserfolge auch der glänzendsten Art nicht blenden läßt, sondern stets die innere Bestimmung, die Ewigkeitsaufgaben der Menschheit vor Augen behält.

In das Reinpolitische dieser Briefe spielt je länger je mehr ein Zug von Verbitterung und Herbheit hinein, wie er allen Edelsten in späteren Tagen kaum je erspart worden, wie er unter anderen auch Tocqueville und Gobineau nicht ferngeblieben ist. Doch hat die Zeit das meiste von Prokeschs Betrachtungen und Voraussagungen in erstaunlicher Weise bestätigt, wie z. B. seine schon damals immer wieder geäußerte Befürchtung, daß die Haupternte im Orient trotz der Ereignisse des Krimkrieges nicht den Siegern, sondern den Besiegten von damals zufallen werde.

Ich hatte ursprünglich beabsichtigt, diesen verschiedenen Mitteilungen aus und über Prokesch noch eine Abhandlung über dessen Verhältnis zu Bismarck anzureihen, weil mir scheinen wollte, als habe eine solche Ehrenrettung einen jeden Versuch einer ernstlichen Wiedereinführung bei einem Publikum, in dessen Augen Prokesch als durch jenen so schwer geschädigt dastehen muß, unerläßlich zu begleiten. Indessen mußte ich während

der Ausführung erkennen, daß eine solche Untersuchung bei der stark ins einzelne gehenden Gründlichkeit, mit der sie unbedingt zu führen war, die in diesem Buche ihr naturgemäß gezogenen Grenzen räumlich wie inhaltlich weit überschritten haben würde, und somit ihre Veröffentlichung für einen anderen Ort und eine spätere Zeit mir vorbehalten. Höchstens das Ergebnis kann daher hier angedeutet werden, welches darauf hinausläuft, daß Bismarck die Sünden, welche Prokesch als Vertreter einer verfahrenen, widerspruchsvollen und unwahrhaftigen Diplomatie in Frankfurt begangen haben mag, zu unrecht ihm aufs Privatkonto gesetzt und ihn so zu einem Lügner von Profession und aus Liebhaberei gestempelt, außerdem aber, nach seiner Gewohnheit, gegen gehaßte Gegner wahllos alle Mittel in Bewegung zu setzen, um sie niederzutreten, auch noch im übrigen ihm ein Bukett von Anklagen und Verdächtigungen gewunden hat, das die unparteiisch nachprüfende Kritik Blatt für Blatt zu zerpflücken vermag, die zugleich in Prokesch die menschlich edleren, vornehmeren Züge aufweist, sodaß sogar bei ihm am Ende, durch alle Gegnerschaft, etwas wie eine Würdigung Bismarcks hindurchbricht, von der sich umgekehrt bei diesem nicht die leiseste Spur findet.

Ich hoffe, daß in einer Sammlung wie der hier gebotenen, welche ja überhaupt nicht willkürlich geschaffen wird, sondern zusammenschießt, wie es der treibende Genius des Mannes, dem sie geweiht ist, und wie es Glück und Zufall wollen, welcher daher, rein äußerlich betrachtet, leicht etwas von buntem und unzusammenhängendem anhaften wird, dennoch der tiefer eindringende Blick den organischen Zusammenhang nicht vermissen wird, vollends wenn er sich das eingangs betonte Ergänzungsverhältnis immer gegenwärtig hält. Aber auch in sich schon dürfte sie geeignet sein, ein weiteres gutes Stück dazu beizutragen, die menschliche Persönlichkeit wie die geistige Eigenart Gobineaus möglichst allseitig zur Geltung zu

bringen. Insofern darf ich wohl bitten, von diesen Dokumenten nicht das einzelne, sondern sie nur als ganzes, und das einzelne nur als Teil dieses Ganzen ins Auge zu fassen, wo dann allerdings auch das scheinbar Bedeutungslosere doch seine Bedeutung gewinnen dürfte. Wenn erst, mit dem zweiten Bande, diese Materialiensammlung vollständig vorliegen wird, dann wird es an der Zeit sein, in diesem Lichte das Ganze nochmals rückschauend zu betrachten.

Den eigentlichen Schwerpunkt dieses Bandes sehe ich nach gewissen Seiten in den Pariser Jugendauszügen, welche den Lesern bis auf die Kunde ihrer Existenz einschließlich neu sein dürften. Wie der Moment, da es möglich ward, diese Schätze zu heben, wohl als ein besonders glücklicher für die Wissenschaft um Gobineau bezeichnet werden kann, so dürfte auch der Wunsch begreiflich erscheinen, daß dieselben nun möglichst weit hinaus und in der rechten Weise gewürdigt und verwertet werden. Nächst der in jahrelanger werktätiger Teilnahme erprobten Stammschar, die auch diesmal zweifellos nicht versagen wird, mögen sich denn durch diese neue Veröffentlichung namentlich die Vertreter einzelner Zweige unserer Wissenschaft — ich denke vor allem an unsere Romanisten und Historiker — eine ebenso dankbare Aufgabe für ihre Studien, wie jene erstere einen ergiebigen Gegenstand der Propaganda überwiesen und ans Herz gelegt sehen.

Oktober 1913.

L. Sch.

Inhaltsverzeichnis.

Seit

Widmung III

Vorrede V

1. Unterſuchungen zur Familiengeſchichte Gobineaus 1

Anhang:

Ältere Kundgebungen über Ottar Jarl 48
Briefe und Beſprechung Jules Delpits 49
Briefwechſel mit Léo Drouyn und deſſen Beſprechung 54
Brief Albert Sorels 67

2. Dokumente zum Leben einzelner Glieder der Familie 69

Drei biographiſche Skizzen von Gobineau:
Thibaut Joſeph 71
Louis 74
Joſeph 75
Teſtament Pierre Joſeph de Gobineaus 81
„ Thibaut Joſeph de Gobineaus 83
Taufzeugnis Louis de Gobineaus 85
Aus den Lebensaufzeichnungen Louis de Gobineaus . . 86

3. Dokumente zu Gobineaus Jugend 103

Gobineaus Geburtszeugnis 105
„ Taufzeugnis 106
Biographiſche Skizze Gobineaus von der Hand ſeiner Schweſter Caroline de Gobineau 107
Brief Louis de Gobineaus an ſeinen Sohn (1827) . . . 119
Maxime du Camp und die Iſisvettern 121
Ziviltrauungsſchein Gobineaus 125
Dichtungen der Jugendzeit:
Drei Gedichte 126
Aus Dilfiza 129
„ Manfredine 134

Seite

Besprechung von Gobineaus Chronique rimée de Jean Chouan 146
Einige Mitteilungrn über die Handschrift der Adieux de Don Juan 148

4. Aus Zeitschriften- und Zeitungsaufsätzen der vierziger Jahre 157

I. Politisches 159

Aus der Unité:

Über deutsche Einheit, deutschen Bund und verwandtes 160
Bedeutung der Mediatisierten für den Wiederaufbau Deutschlands 162
Über den Wiener Kongreß und die deutsche Reichsfrage 163

Aus der Quotidienne:

Über den Royalismus 166
„ die Restauration 169
„ das Julikönigtum 172
„ Spanien 174
Aus einem Aufsatze über Irland 177
„ „ „ „ Rußland 178
„ „ „ „ England 179
Kirchenfragen in Preußen 181
Zur Einverleibung Krakaus in den österreichischen Kaiserstaat 184

Aus der Revue de Paris:

Umschwung der Deutschen vom Idealismus zum Materialismus. Zollvereinsbewegung 188
Zollverein und deutsche Marine 191
Verfassungsfragen in Preußen 192
Über die deutsche Auswanderung 193

Aus der Revue Nouvelle:

Zur deutschen Auswanderung 197
Über Friedrich List 198
Vom deutschen Bunde 198
Über die preußischen Verfassungskämpfe 200 202

Seite

Aus der Revue Provinciale:

Programm 203
Erlöschen des Gemeindegeistes und Überwuchern von Paris im achtzehnten Jahrhundert 206
Über die Erneuerung des Gemeingeistes und die Provinzen als Sitz der alten guten französischen Art . 209
Das Prinzip der nationalen Einheit wird durch die antizentralistischen Bestrebungen nie angetastet werden 219
Neubelebung lokaler Freiheiten die einzige Lösung der Wirren der Zeit von innen heraus 221
Das Land darf in dieser Bewegung nicht hinter den Städten zurückbleiben 224
Warnung vor abenteuerlichen Übereilungen 225
Wunderbar bewährte Kraft der Gemeindefreiheit bei den verschiedensten Völkern. Verschiedene Stellung der französischen Provinzen im Punkte der Gemeindefreiheit 227
Aufruf an die Departements 233
Das Vergangene kehrt nie wieder 236
Gegen die Archaisten. Einst und jetzt. Alles, und so auch die provinzialen und kommunalen Freiheiten, muß seiner Zeit angepaßt werden 238
Die regionalistische Bewegung im heutigen Frankreich 248

II. Literarisch-Kritisches 256

Aus der Revue Nouvelle:

Zum Schriftstellerberuf Gobineaus 256
Der Mensch als Gegenstand der Kunst des Dichters . 257
Wertung und Nutzung der alten heimischen Sprache . 257
Hymnus auf die französische Literatur 258
Eine neue Literatur ist möglich 260
Stellung und Aufgaben des Dichters und Künstlers in unserer Zeit 262
Über die laudatores temporis acti 264
„ L. Vitet und seine Werke 265

Aus dem Commerce:

Über Alfred de Musset 268
„ den Feuilletonroman 269

Seite

über Balzac 271
„ Stendhal 272

Aus der Quotidienne:

über Mignet und den Akademismus 274
über zeitgenössische Kritiker:
Villemain 277
Gustave Planche 279
Sainte-Beuve 281
Jules Janin 285
Ch. Magnin 287
über Kritikertreiben 288

III. Ästhetisches 290
über Wesen und Beruf der Kunst 290
Gemälde von Saint-Merry 293
über französische Malerei 294

5. Politisches aus den Briefen an die Angehörigen 1837—1856 295

6. Zu Tocqueville 313
Zur Literatur über Tocqueville 315
Aus Tocquevilles Souvenirs über den Zustand Europas und die Rolle Frankreichs beim Beginn seines Ministeriums 319
Tocqueville und Deutschland 323
Ein amtliches Schreiben Gobineaus an Beaumont über die Dinge, welche zum Ende von Tocquevilles Ministerschaft führten 328
Tocqueville an Beaumont über Gobineau 333

7. Aus einer amtlichen Denkschrift Gobineaus über die Schweiz . 335
Zur Entstehungsgeschichte der Eidgenossenschaft . . . 338
Über das Sennerwesen 340
Verfassungsgrundlagen der Schweiz 345

8. Zu Prokesch-Osten 347
Zur Literatur über Prokesch 349
über Prokeschs Schriften 354
Einzelnes aus den Schriften und Briefen:
Schule des Orients 364

Seite

Die Wüste 365
Rückblick auf seine Orientreisen 366
Aus der Schrift: „Mein Verhältnis zum Herzog von Reichstadt“ 367
Zwei politische Glaubensbekenntnisse 369
Auszüge aus den Briefen an Gobineau 376

9. Allerlei Biographisches aus den fünfziger und sechziger Jahren 393

Aus biographischen Mitteilungen der Baronin Diane de Guldencrone über ihren Vater (1854—1876) 395
Briefauszüge (Reiseberichte) aus den fünfziger Jahren . 405
Fürst Richard Metternich an Prokesch-Osten 409
Fünf Briefe an den Präfekten des Oise-Departements in Sachen von Gobineaus Ernennung zum Maire und Kandidatur für den Generalrat 410

10. Persisches aus den sechziger Jahren 415

Reisebericht an Viollet-le-Duc 417
Politisches, insbesondere aus Gobineaus Amtssphäre . . 420
Brief Bottas an Gobineau anläßlich dessen Keilschriftenwerkes 427
Religiöses:
Dankschreiben des Komitees für die Erleichterung des Loses der persischen Gebern zu Bombay an Gobineau 429
Zwei Briefe des Bâb (Hussein Ali) an Gobineau . 430

Untersuchungen zur Familiengeschichte Gobineaus.

An die Spitze dieser Quellen und Untersuchungen zum Leben Gobineaus dürften mit gutem Fuge die folgenden Ergebnisse eingehender Forschungen treten, die ich seiner „Histoire d'Ottar Jarl, pirate norvégien, et de sa descendance“ (Paris 1879) gewidmet habe.

Eine ausführliche Gesamtbehandlung der an Ottar Jarl sich knüpfenden Fragen schien aus mehreren Gründen unerläßlich. Einmal wegen des bedeutenden Wertes, den dies Werk und seine Nebenarbeiten nicht nur für die Herkunftsfrage, sondern für die Gesamtbeurteilung Gobineaus beanspruchen dürfen. Und sodann, weil die bisherigen Arbeiten über das Thema ausnahmslos auf unvollständigem Materiale aufgebaut sind. Dieser Umstand, daß keiner der früheren Beurteiler alles zu übersehen in der Lage war, bedingt es ganz zweifellos, daß, wenn auch die Endesauffassung in vielen Punkten die gleiche bleibt, das Urteil über andere doch wesentliche Änderungen erfährt, in noch wieder anderen wir jetzt vollständiger erkennen, klarer blicken können. Das neue Material, das ich beibringe, ist hauptsächlich der Korrespondenz Gobineaus entnommen; daneben aber habe ich Wert darauf gelegt, auch die ältere Kritik über Ottar Jarl, die bisher so gut wie gänzlich unbekannt geblieben war, hier noch nachträglich möglichst ausführlich zu Worte kommen zu lassen. Begegnet sie sich auch vielfach in ihren Begründungen wie in ihren Ergebnissen mit der neueren, so hat sie doch — ohnehin von den denkbar kompetentesten Kennern geschrieben — vor letzterer die weit größere Unbefangenheit und Sachlichkeit voraus, welche in

unseren Tagen durch die zeitweilige Trennung in zwei Lager und deren Auseinandersetzungen gelegentlich einigermaßen getrübt worden ist.

Eine gewisse Schwierigkeit ergab sich mir freilich daraus, daß ich so die Behandlung des Ottar nicht dem Laufenden der Biographie einreihte, sondern dem ganzen Werke voranstellte. Indem es mir nämlich nunmehr darum gehen mußte, zur Gewinnung endgültig sicherer Gesichtspunkte eine vollständige Zusammenstellung des gesamten, auch des ungedruckten, Materiales zu liefern bezw. eine Übersicht über dasselbe zu ermöglichen, sah ich mich genötigt, einzelne Schriftstücke (die Briefe und Rezensionen einiger Zeitgenossen über Ottar Jarl) hier zusammenhängend und im vollen Wortlaute zu veröffentlichen, die, grundsätzlich, an zwei verschiedene Stellen gehört hätten, nämlich in ihren genealogischen Teilen in unseren ersten, in den biographisch-kulturgeschichtlichen in den zweiten Band, als in welchem Ottar Jarl als rein schriftstellerisches Erzeugnis Gobineaus zu besprechen sein würde.

Indessen erschien ein Auseinanderreißen jener Kundgebungen doch gar zu bedenklich, ja fast unmöglich; man hätte den Schreibern Gewalt antun müssen, davon zu geschweigen, daß eine ganz strenge Scheidung sich überhaupt nicht hätte durchführen lassen, indem einzelne Stellen nach den beiden vorbezeichneten Seiten hin gleichermaßen in Betracht kommen.

Und da doch ohnehin, so hoch man auch die geschichtsphilosophischen Grundlagen und vor allem die kulturgeschichtlichen Umrahmungen des Ottar Jarl wird anschlagen mögen, das genealogische das ursprünglich treibende Motiv für das Buch bleibt, dem daher in jedem Falle der Vorrang der Priorität gebührt, so habe ich mich um so unbedenklicher für die Wiedergabe des Hauptmateriales in diesem Bande entschlossen, als noch einige weitere ausschließlich für die andere Betrachtungsweise heranzuziehende neue Materialien übrig

bleiben, auf die hier verzichtet werden konnte, sodaß jener doch nicht ungebührlich vorgegriffen wird.

Gobineau hat nach der Veröffentlichung des Ottar Jarl (am 17. Oktober 1879) einmal selbst gegen A. v. Keller sich geäußert: „*J'ai travaillé toute ma vie à ce livre.* J'avais 15 ans quand j'ai commencé à en rechercher les éléments et vous verrez que ce n'est pas un travail commode ni prompt que de compulser les registres des notaires", und einige Jahre früher, während der Ausführung (14. Juli 1876), schreibt er an denselben: „Vous dire les infiniment petits qu'il faut recueillir, faire chercher, rassembler, expliquer les uns par les autres! Cela ne finit pas." Diese ganz anders mühsamen Vorstudien im Durchstöbern unzähliger Register und Sammlungen lassen selbst den Essai, dessen Vorbereitung unverhältnismäßig einfacher war, als Arbeitsleistung weit hinter Ottar Jarl zurücktreten.

Den vollen Einblick in diese fast fünfzigjährige Tätigkeit Gobineaus gewähren freilich erst die mehr als zweihundert Briefe an Delpit, den Vorsitzenden der „von der Vorsehung zu seinen Gunsten — d. h. für den Ottar Jarl — eingesetzten Kommission". Sie vervollständigen das Bild ganz besonders nach einer Seite: insofern sie nämlich zeigen, welch verdoppelte und verdreifachte Energie Gobineau darum an diese Studien hat setzen müssen, weil sein Geschick ihn andauernd der Hauptstätte der Nachforschungen fernhielt[1], und somit fast alles durch dritte Hand gehen mußte. Um so bewundernswerter

[1] Namentlich nach dem Abschluß des Buches betont er in einem Rückblick an Delpit nochmals das Mangelhafte, Unvollständige seiner Vorstudien. Einzig Delpit habe ihn ernstlich und werktätig unterstützt, die Mietlinge dagegen viel zu wünschen gelassen. „Si je pouvais aller passer un mois à Bordeaux!" Amt und Leben haben ihm dies immer wieder verwehrt; als er's ein letztes Mal 1878, von Sablé aus, beabsichtigte, zwang ihn Krankheit zur Heimkehr.

ist es, wie er so aus der Fremde dennoch sich bis ins einzelnste der Geschichte der Heimatprovinz seiner Väter eingelebt, wie er nicht eine Spur, die ihm Ergebnisse verhieß, aus der Acht, nicht einen Faden, den er für sein eigenes Gewebe brauchen konnte, aus der Hand gelassen hat. Und nicht nur die alte Literatur der Guyenne macht er sich lückenlos zu eigen, auch in der zeitgenössischen stürzt er sich auf alles neu Hervortretende, ja selbst auf das noch Ungeborene. Einmal hört er von einem protestantischen Pastor, daß er ein Werk über die Landesgeschichte schreiben wolle („digne homme!" heißt es sogleich), worauf Gobineau erklärt, daß er „an ihn schreiben und ihn bei der nächsten Bartholomäusnacht in Ruhe lassen" werde. In gleicher Weise hat er die allerverschiedensten Menschen, die oft nicht wenig erstaunt gewesen sein werden, drangsaliert. Die Rippenstöße an Delpit nehmen kein Ende, und die Mitglieder der vorgenannten Kommission mögen manchmal keine leichten Tage gehabt haben. Übrigens hatte Gobineau jahrelang einen fest bestallten und bezahlten Sekretär (Hilfsarbeiter) für diese Dinge, und in ähnlicher Weise war gelegentlich auch noch ein Archivbeamter für ihn tätig. Noch gegen Ende der Stockholmer Zeit, als er finanziell schon so gut wie ruiniert war, schreibt er (11. Januar 1877) an Delpit: „Ménagez un peu ma bourse, je vous en prie entre nous. Car on ne se tire pas vite d'une ruine constitutionelle, perfectionnée par neuf mois d'occupation allemande et une installation de légation. Mais la passion généalogique me tire de la prudence qui m'ordonnerait de ne plus rien dépenser. Tâchez de me concilier tout cela. Je ne dormirai pas jusqu'à ce que je sache M. D.*** rentré dans mon bercail", und so kann man in Wahrheit sagen, daß er kein Opfer an Zeit, Geld und Kräften gescheut habe, um zum Ziele zu gelangen, was ihm hier so besonders erschwert wurde, weil er sich nicht, wie sonst im Leben, auf

sich selbst verlassen konnte, sondern auf seine Bordelaiser Gelehrten und Hilfsgeister, „auf den Teufel, Gott und die Engel" angewiesen sah.

Ottar Jarl ist also wohl die mühevollste von allen Arbeiten Gobineaus. Das gedruckte Buch verrät freilich nur einen verhältnismäßig kleinen Teil dieser Mühen. Ein älteres Manuskript von fünfhundert doppelseitig beschriebenen Folioblättern, das dabei noch nicht einmal das Werk zu Ende führt, zeigt eine unverhältnismäßig ausgedehntere Fassung als die später in Druck gegebene. Gobineau hat hier, wie selten wieder, mit seinem Stoffe gerungen. Große Partien sind durchgestrichen, vielfach gerät er gar zu sehr ins Detail. Bei der definitiven Um- und Neugestaltung ist so sehr vieles für die Öffentlichkeit verloren gegangen, das meiste — wie übrigens auch manches im gedruckten Ottar — wohl auch wirklich ohne tieferes Interesse für sie. Indessen dürfte in den durchweg breiteren Ausführungen der kulturgeschichtlichen Partien doch noch manches sich finden, was für ein vertieftes Studium Gobineaus nicht ohne Wert wäre und eine Nachlese daher nicht unlohnend erscheinen läßt. Im allgemeinen sind es freilich mehr die Anmerkungen, Zitate und Belege, in denen der Überschuß des älteren über das jüngere Manuskript zu Tage tritt, doch findet sich auch im Text manch wertvoller Splitter Gobineauscher Gedankenarbeit, wovon ich späterhin wenigstens ein paar knappe Beispiele zu geben denke.

Das Quellenmaterial, auf das Gobineau sich im Ottar gestützt hat, ist in der Hauptsache aus dem gedruckten Buche bekannt. Es ist ein überaus reichhaltiges: Urkunden und Archivalien — gedruckte und handschriftliche — jeder Art, Chroniken, Nobiliarien, Kirchenbücher und Klosterinventare, Register der Notare, Schöffenbücher, genealogische und heraldische Sammlungen, alte und neue Korrespondenzen, endlich eine ausgedehnte Literatur älterer und neuerer Zeit, selbst die

alten Epen und Ritterromane haben herhalten müssen. Gobineau ist bei der Nutzbarmachung aller dieser Quellen offenbar so gründlich zu Werke gegangen, daß Nachträge kaum denkbar erscheinen, wie mich nachprüfende Stichproben in den reichen Schätzen der Pariser Nationalbibliothek zur französischen Adelsgeschichte gelehrt haben.

Einen teilweisen Niederschlag seiner Forschertätigkeit besitzen wir in der im Nachlasse befindlichen Dokumenten-Sammlung zur Familiengeschichte, bestehend aus Testamenten, Kontrakten (Heirats- und Verkaufskontrakten), Quittungen, Attesten, Schenkungsurkunden, Parlamentsbeschlüssen, Prozeßurkunden und Urteilen, Zitationen, Inventaren, Geburts- und Todesanzeigen, Auszügen aus den „Registres d'Izon" und den Departementsarchiven, Notariatsakten, genealogischen Dokumenten und Wappenblättern, Bestallungsurkunden und verwandtem, dies alles teils im Original, teils in Abschrift.

Des weiteren birgt der Nachlaß:

1. Verschiedenes Material zur Familiengeschichte in Auszügen und Notizen von Gobineaus Hand, von ähnlicher (vorwiegend aber genealogischer) Art wie die vorher aufgezählten Bestände. Ganz besonders sind in diesen Blättern auch die angeheirateten Familien berücksichtigt.

2. Korrespondenz Mélacs mit dem Kriegsministerium, 320 Briefe aus 115 Bänden des Archivs des Kriegsministeriums zusammengebracht. Nebst Porträt Mélacs. (Die drei Hauptkorrespondenten sind Louvois, Barbesieux und Chamillart.)

3. Sammlungen von Nachträgen für eine zweite Ausgabe. (Bemerkenswert ist hier vor allem die nach wie vor optima fide vorgenommene Heranziehung der Gournay und, im einzelnen Falle, Identifizierung derselben mit den Gobinho.)

4. Eine Gruppe Familienbriefe der Gobineau aus dem achtzehnten Jahrhundert.

5. Zahlreiche Briefe über Ottar Jarl und verwandtes. Auskünfte aller Art von Pfarrern, Archivaren, Edelleuten ꝛc.

6. Zu verſchiedenen Zeiten (teilweiſe unter anderem in Athen) ausgearbeitete Einzelpartien des Ottar Jarl, die aber dann in das Werk nicht aufgenommen worden ſind.

Bei einem Rückblick auf die Geſamtheit der Gobineauſchen Arbeiten für Ottar Jarl könnte mancher ſich verſucht fühlen, vieles davon als für ſein Lebenswerk verloren zu betrachten, namentlich wenn er den bisher zu Unrecht meiſt an das Buch angelegten Maßſtab rein perſönlicher Abſichten und Geſichtspunkte beibehielte. Zwar könnte man ſelbſt für dieſen Fall ſagen, daß bei einem ungewöhnlichen Manne, dem ſeine Familie, ſeine Raſſe ſozuſagen ſein ein und alles ſind, die Analyſe und hiſtoriſche Darlegung dieſer Faktoren immerhin ſchon ganz für ſich eine gewiſſe Bedeutung und ein nicht unerhebliches Intereſſe beanſpruchen könne, ja daß ſie ſogar für die Herausſchälung und Klarlegung ſeines germaniſchen Gedankens, des Grundgedankens ſeines Lebens, unter mehrfachen Geſichtspunkten ſtark in Betracht komme. Aber ſchon allein die außergewöhnlich nachdrückliche Art, mit der Gobineau ſich gerade über ſeinen Ottar wiederholt ausgeſprochen, die Stelle, die er ihm in der Rangordnung ſeiner Werke angewieſen hat, ſollten uns darauf führen, was ich bereits anderen Ortes ausgeführt habe („Gobineaus Raſſenwerk" S. 472 ff.), daß jene hauptſächlich von Seillière vertretene rein perſönliche Beurteilung des Ottar Gobineau nicht gerecht wird.

Gewiß hat die eine, vielzitierte dieſer Äußerungen (wonach ſelbſt Essai und Perſer gleichſam nur Vorarbeiten für Ottar Jarl ſein ſollten) etwas Paradox-Irreführendes. Ich möchte ihr daher die andere Formulierung desſelben Gedankens (in einem Briefe an J. de Boisjoslin vom 5. Dezember 1879) vorziehen: „Je n'ai au fond écrit que deux livres (wiſſenſchaftliche, natürlich!) et l'Histoire d'Ottar Jarl est l'un des

deux. Les autres ne sont que des prolégomènes, des notes ou des produits d'études pour arriver à ces deux ouvrages."

Es versteht sich, daß er hierbei nicht etwa nur an die ungeheure Arbeit gedacht hat, die ihm diese beiden Werke verursacht haben. Auch diejenigen Partien des Ottar, die für sich, als Probestücke französischer Kulturgeschichte z. B., eine gewisse Bedeutung beanspruchen dürfen, kommen bei obigem Ausspruche in keiner Weise ernstlich in Betracht. Wenn Gobineau in seinen letzten Lebensjahren seinen Essai und seinen Ottar als die beiden wissenschaftlichen Hauptwerke seines Lebens herausgreift und ebenbürtig nebeneinanderstellt, so hat er damit die Bedeutung der Familie im Sinne der Rasse entscheidend betonen wollen. Seine frühzeitige Befassung mit Genealogie[1] fällt und gehört offenbar mit seiner frühzeitigen Beobachtung der Rassendinge aufs engste zusammen. In dem Kapitel „Persistance ethnique" des Ottar Jarl (p. 284 ss.) hat er sich über die Familie, als die Rasse im kleinen, den eigentlichen Träger und Prüfstein der Rasse, eingehend und unzweideutig ausgesprochen. Und noch ein anderes. Den Vererbungsfragen ist er aufs eifrigste nachgegangen, selbst Francis Galton hat er schon gekannt und herangezogen. So hat er auch hier wieder, in seinen Ottar Jarl-Beschäftigungen, frühzeitig eine erst in unseren Tagen — vornehmlich durch A. Reibmayr — uns voll erschlossene Erkenntnis ahnungsvoll vorausgegriffen: die nämlich, daß auch der hervorragendste Mensch, das Genie, nicht als Einzelerscheinung, als Individuum allein, sondern als Endglied einer Kette, als sichtbar gewordene Zusammenfassung lange aufgespeicherter und vererbter seelischer und geistiger Kräfte und Werte zu fassen sei.

[1] Die er übrigens als vererbt bezeichnet; am 5. August 1863 schreibt er an seine Tochter: „Le goût des généalogies est de famille. Votre grandpère y avait un rare talent et je ne m'en débrouille pas mal quoiqu'infiniment moins bien."

Daß diese allgemeineren Gesichtspunkte — Gesichtspunkte, denen wohl heute niemand mehr die größte Tragweite abzusprechen sich beikommen lassen dürfte — bisher nicht mehr gewürdigt und vertreten worden sind, vermag ich einzig daraus zu erklären, daß sie, wie nicht geleugnet werden kann, im Ottar Jarl selbst nicht mit der wünschenswerten Klarheit und Präzision zur Geltung gebracht werden. Der Umstand, daß Gobineau in seinen systematischen Aufstellungen in diesem Werke mit einer gewissen naiven Sorglosigkeit vorgegangen ist, ja daß er sogar den Betrachtungen über die Rasse einen gewissen mystischen Beiklang gegeben hat, hat offenbar abschreckend gewirkt und dann zur Folge gehabt, daß man mit formalen Mängeln — als welche hier im Grunde nur von der Kritik betroffen wurden — zugleich sachliche Wahrheiten abgetan zu haben glaubte.

Wie wenig dies der Fall war, wird am besten erhellen, wenn ich das Fazit, das Gobineau selbst in ein paar brieflichen Stellen aus seinem Ottar gezogen hat, hier um der Wichtigkeit der Sache willen mitteile, wiewohl ich diese zum Teil bereits anderen Ortes (a. a. O. S. 473) zum Abdruck gebracht habe.

An Delpit (3 avril 1850): „Rien vous semble-t-il plus curieux qu'un récit généalogique des péripéties domestiques d'une famille?"

An denselben (27 avril 1865): „C'est toute une nouveauté que de faire de la généalogique en dehors des idées de position sociale des individus rencontrés."

An Keller (17 octobre 1879): „Vous savez que je me suis proposé dans ce livre d'appliquer à l'histoire d'une famille les principes de mon livre sur l'inégalité des races et de montrer que les qualités et les défauts des auteurs se perpétuent dans tous les descendants. J'en tire la conclusion que si l'histoire générale était bâtie sur un grand

nombre d'histoires de familles particulières, elle y gagnerait en profondeur et en largeur, comme en vérité."

Und an denſelben (26 janvier 1880): „Je suis très heureux de voir tant de gens dont je fais grand compte comprendre et approuver ma façon de considérer l'histoire en général, en l'appuyant sur les faits qui montrent le caractère des familles, ce qui conduit à la nécessité de faire l'histoire des familles pour faire celle d'une province et celle des provinces pour faire celle d'un pays."

Ähnlich in dem weiter unten in extenso mitzuteilenden Schreiben an Léo Drouyn.

Dazu nehme man endlich noch die Worte ſeines erſten Jüngers J. de Boisjoslin an Gobineau (11 décembre 1879): „Je comprends très bien que vous ayez fait de l'histoire d'Ottar Jarl le centre de vos recherches. L'histoire des familles est l'histoire par excellence, puisque la famille est la plus haute conscience collective qui soit dans l'humanité. Les autres organismes, castes, états, gouvernements, sont plus ou moins abstraits, ce qui est loin de diminuer leur force, souvent au grand détriment du droit. Les races, ce que vous appelez éloquemment les droits du sang, se débattent dans ces entraves: c'est donc le devoir de l'histoire de dégager les supériorités naturelles des supériorités artificielles. Puisque l'histoire est maintenant en possession des lois qui gouvernent les événements, il semble qu'il soit temps de revenir de l'histoire abstraite à l'histoire réelle des personnes. Votre livre est le premier exemple de ce retour nécessaire."[1]

Dieſe allgemein methodologiſche Bedeutſamkeit des Ottar — wie anderſeits auch den beſonderen Umſtand, daß es eben

[1] Auch an meine eigenen Bemerkungen a. a. O. S. 474ff. darf ich hier wohl erinnern.

doch die Familie eines Gobineau war, die hier in Frage kam, und daß deren Historiographen und letztem Sproß gewisse dichterische Freiheiten und Phantasiesprünge nachzusehen waren — wird man immer beherzigen müssen, wenn man dem Werke auch nach seiner rein genealogischen Seite gerecht werden will.

Ganz leicht ist dies, wie unbedingt zugegeben werden muß, nicht; und noch weniger ist es leicht, zu einem sicheren Ergebnis in den Einzelheiten der genealogischen Untersuchungen zu gelangen. Das lehrt schon ein Rückblick auf die Kritiken und Kontroversen, die Ottar Jarl bisher hervorgerufen hat, deren denkbar gegensätzliche Aufstellungen, nach den aus dem mir jetzt vorliegenden reicheren Materiale zu gewinnenden Aufschlüssen, gleichermaßen weit von der Wahrheit abzuliegen scheinen.

Zwei Stadien hat die Kritik des Ottar bisher durchlaufen; ein drittes dürften die folgenden Darlegungen eröffnen, vielleicht auch gleich zum endgültig letzten gestalten.

Gobineau selbst hatte, wie bekannt, in seinen Phantasien zur germanischen Vorgeschichte seines Hauses sich äußerst wenig Zügel angelegt. Hoch, sehr hoch hatte er den Flug genommen, um die Erlauchtheit seines Stammes, in der er die einzig ebenbürtige Begründung der Erlauchtheit des eigenen Wesens zu finden glaubte, darzutun. In diesem Fluge sind ihm — und nicht etwa nur diesseits des Rheins — mehr oder minder alle seine Freunde lange Zeit gefolgt. Den Zusammenhang mit den Gournay, die Abstammung von Ottar Jarl Gobineau nachzuuntersuchen, geschweige in Zweifel zu ziehen, kam schier niemanden in den Sinn: einzig die beiden Bordelaiser, die wir unten zu Worte kommen lassen, Fachgelehrte für Archivkunde und Genealogie, machten eine Ausnahme und legten, mit dem Rüstzeug ihrer Wissenschaft bewehrt, berechtigten Protest ein.

Bei der großen Mehrzahl der Ottar-Leser und -Nichtleser

dagegen wucherte die Phantasie des Meisters weiter und trieb — dem ist wirklich so! — namentlich in Deutschland die wunderlichsten Blüten. Wagners „Graf Gowinhof" und die „Godwine" eines seiner Jünger, an sich immerhin harmlose Spielereien, zeigen doch, wie solcher lusus ingenii dem geheimen Hintergedanken diente, den, der sich selbst wenigstens nur als Normannen gefühlt und gegeben hatte, am liebsten mit Haut und Haar als Deutschen zu reklamieren.

Solche Nichtbeherzigungen historischer Wirklichkeiten, die von einer nüchternen französischen Kritik als Übergriffe empfunden werden mußten, riefen nun aber von deren Seite einen Gegenschlag hervor, der bald in Hyperkritik ausartete und in seinen Ergebnissen zu ebenso unhaltbaren Extravaganzen führte. Gobineaus ganzes Normannentum wäre darnach sozusagen nur eine Gasconnade gewesen[1]. Und die deutsche Kritik griff dann dieses auf und hat (in Fr. Friedrich, „Studien über Gobineau" S. 221 ff.) fast noch schroffer als die französische Gobineau als Germanen für abgetan erklärt.

Von dem allen kann nun zwar keine Rede sein; die Hyperkritik hier hat sich so wenig produktiv erwiesen wie die Glaubensseligkeit dort, und alle Sarkasmen, aller ironische Würzkram des französischen, alle schroffe, fast demonstrativ aufgetragene Entschiedenheit des deutschen Wortführers haben deren beiderseitigen Argumenten nicht mehr Gewicht, ihren Urteilen nicht mehr Dauerkraft verliehen.

Vor allen Dingen muß hier die Fragestellung klarer, als von vielen Seiten bisher geschehen, formuliert, es müssen zwei Fragen völlig auseinandergehalten werden: erstlich die nach einem etwaigen Zusammenhange Gobineaus mit der alten normännischen Feudalfamilie der Gournay (und, falls diese sich

[1] Das französische Hauptwerk ist hier Ernest Seillière, „Le comte de Gobineau et l'Aryanisme historique", Paris 1903.

als zu verneinend erwiese, im Zusammenhange damit die weitere, welcher Heimat und welcher Adelskategorie die Gobineau zuzuweisen seien), und zweitens die nach seiner germanischen Herkunft überhaupt.

Um für erstere, als die schwierigere und nur durch eingehendere Einzelunterſuchungen zu lösende, das Feld frei zu gewinnen, nehmen wir die letztere voran. Es sollte eigentlich kaum erst betont zu werden brauchen, daß beide in der Beantwortung durchaus nicht zusammenfallen, daß mit dem Normannen nicht auch zugleich der Germane, ja, ganz streng genommen, mit dem Gournay nicht einmal der Normanne geopfert ist. Für die Gesamtbeurteilung Gobineaus aber ist diese allgemeine Frage: germanisch oder nicht, die unvergleichlich wichtigere — ein Grund mehr, sie hier an erster Stelle zu behandeln —, und nur für ein einzelnes Kapitel seiner Biographie kommt die engere: ob er ein Gournay oder ein Gobineau war, ob er dem alten (Feudal-) oder dem neueren (Dienst-) Adel angehört habe, in Betracht.

Daß Gobineau in allen diesen Eigenschaften Anspruch auf germanisches Geblüt hätte erheben können, ist wohl klar genug. Er selbst hat in den anderen Orts („Gobineaus Rassenwerk" S. 475 ff.) mitgeteilten Ausführungen gegen Boulainvilliers — sicher wohl ohne Ahnung, daß diese einmal für seine eigene Blutsfeststellung in Betracht kommen könnten — treffend ausgeführt, daß die unbedingte Identifizierung des französischen Adels mit der Eroberrasse ein Unding sei, und in der Tat, es wäre eine mehr als naive Annahme, bei der durch Jahrhunderte sich hinziehenden Besitzergreifung Galliens durch die Germanen auch nur entfernt ähnliche Verhältnisse vorauszusetzen, wie sie, wenigstens in der Hauptsache, bei der Englands durch die Normannen obgewaltet haben, nämlich ein ganz unverhältnismäßiges (selbst hier nicht einmal ausschließliches) Vorwalten der großen Adelsgeschlechter.

Ein anderes ist es darum, ob Gobineau, wenn seine Familie wirklich aus dem Norden Frankreichs unbedingt in den Süden zu verweisen wäre (was ich bestreite und zu widerlegen denke), an germanischen Herkunftsmöglichkeiten verlöre. Im allgemeinen, gewiß; darüber ist kein Wort zu verlieren. Indessen ist man auch hier viel zu weit gegangen. So wenig die Herumwirbelung der germanischen Elemente in den romanischen Ländern vielfach im einzelnen kontrollierbar, so wenig sind doch erstere auf einzelne Provinzen zu beschränken, so zweifellos haben wir neuerdings die Geschichte mehr und mehr als ein ewiges Wandern und Fluten, als einen ständigen inner- wie internationalen Austausch von Blutselementen kennen gelernt. Und mögen immerhin den nordfranzösischen Gebieten die germanischen Fluten in ganz anderem Maße als denen südlich der Loire zugute gekommen sein, auch dem Südfranzosen, vollends dem Bordelaiser, bleiben darum doch noch reichliche germanische Möglichkeiten[1]. Die Anthropologen haben gerade im Landgebiete von Bordeaux (in Médoc und anderwärts) besonders starke ältere germanische Siedelungen nachgewiesen; und dazu kommt dann, daß Bordeaux selbst jahrhundertelang eine englische Stadt gewesen, und daß von damals her zweifellos viel angelsächsisches und normännisches Blut im Patriziat zurückgeblieben ist. Ebenso fest stehen starke nordfranzösische Einwanderungen nach dem hundertjährigen Kriege mit England.

[1] Über die sehr starken germanischen Elemente im Gebiete von Bordeaux vgl. Ripley, „The races of Europe" p. 172ss. Darauf, daß, während im allgemeinen der französische Westen die Spuren der langen englischen Okkupation schnell abgeschüttelt habe, speziell in Bordeaux viele englische Familien zurückgeblieben seien, macht Boisjoslin, „Les peuples de la France" p. 278, aufmerksam. Vgl. auch O. Ammons Besprechung von A. Constantins „Études d'anthropologie sociale dans le milieu militaire" in der „Deutschen Welt" vom 28. Mai 1911.

Um nun zunächst das Anthropologische hier vollends abzutun, so werden wir, wie gesagt, dem Geschlechte der Gobineau selbst alsbald noch näher nachzugehen haben. Hier sei nur festgestellt, daß von seiten der Mütter, wie einerseits unzweifelhaft auch nichtgermanisches, so mindestens ebenso unzweifelhaft wiederholt germanisches Blut der Familie zugeflossen ist. Einer der Ahnen der Louise Dumas de Fontbrauge war der berühmte englische Kriegsmann Robert Knowles (Robert Canolle), die Großmutter Gobineaus, Victoire de la Haye, entstammte einem zweifellos normännischen Geschlechte. Die Abstammung seiner Mutter ist hier noch nicht einmal berücksichtigt, weil es sich bei Untersuchungen dieser Art nur um urkundlich Feststellbares handeln kann; immerhin darf die Tatsache, daß Gobineau so gut wie sicher Bourbonenblut in sich trug, wenigstens nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden.

Die leibliche Beschaffenheit Gobineaus hat Woltmann („Die Germanen in Frankreich" S. 98) treffend charakterisiert: „Hohe Gestalt in Verbindung mit braunen Augen, braunen Haaren[1], hellem Teint und Gesichtszügen der nordischen Rasse."

Damit hätten wir den durch mediterrane (südfranzösische) Mischungen hindurchgegangenen Nordländer, als welchen ihn auch sein geistiges Wesen ausweist.

So sehr ich in meiner Auffassung Gobineaus, und insbesondere auch in den Ergebnissen dieser Untersuchung, von Seillière abweiche, so sehr danke ich es ihm, daß er als erster den Kern der Frage nach Gobineaus wirklichem oder nur beanspruchtem Germanentum ergründet und mit den Worten

[1] Seine Freundin und Biographin bezeichnet in der Vorrede zu Amadis genauer seine Augen als goldbraun (brun doré), seine Haare als hellkastanienbraun (châtain clair). Sowohl von seinem Vater wie von dem letzten Vertreter der jüngeren Linie, dem Vetter Joseph, wird übrigens berichtet, daß sie blauäugig und „sehr blond" gewesen seien.

(p. 409): „le secret du caractère de Gobineau veut être éclairci; *est-ce le sang ou l'imagination qui parle en lui?*“ unübertrefflich klar formuliert hat.

Ja, so liegt es: darüber, ob hier die Stimme des Blutes oder der Phantasie ertönt, ob aus Gobineaus ganzem Wirken die elementare Regung einer Willensmacht (der Rasse) oder die spekulative einer bloßen Vorstellung, eines willkürlichen Denkens, die Objektivität unbewußter Wahrheit oder die Subjektivität menschlichen Träumens und Sehnens herauszulesen ist? — über dies alles muß sich klar sein, wer Gobineau begreifen will.

Ein Rätsel, fast ein Wunder liegt hier in jedem Falle vor. Aber mir scheint, es wäre dies ein noch weit größeres, wenn wir annehmen wollten, daß ein Mann nichtgermanischen Geblütes das für die Ergründung germanischen Wesens geleistet, das an germanischem Wesen urverwandten eigenen Schöpfungen hervorgebracht haben sollte, was Gobineau geleistet und hervorgebracht hat; und für das Germanentum vollends wäre der Triumph ein um so vollkommenerer, wenn ein Gascogner in dieser Weise zu seinem Propheten geworden wäre.

Aber für mich erscheint es völlig ausgeschlossen, daß jene vielgerühmte Intuition Gobineaus, die ja schon so manches Rätsel gelöst, die selbst seinen Gegnern des öfteren Bewunderung abgenötigt hat, gerade in dieser entscheidendsten Frage, der seines ganzen leiblichen und geistigen Seins, versagt haben sollte. Mag immerhin Gobineau sich seine germanische Heimat und Vergangenheit im einzelnen zu sehr nach der Phantasie konstruiert haben, daß er im allgemeinen in der germanischen Welt daheim, ihr angehörig ist, dieses sein Palladium wird man ihm so wenig mehr rauben können, als man ihn überhaupt mehr beseitigen kann. Er ist Germane, oder er ist nicht. Die Worte, die ich vor Jahren Seillière zugerufen

habe: „Wenn ein Gascogner — in dem vollen Wortsinne, den wir darunter verstehen — das ‚Cartulaire de St. Avit', die Schlußszene der Renaissance und den Gesang vom Tode der Feen im Amadis geschrieben haben soll, dann könnte ebensogut die Edda unter den Neapolitanern erwachsen sein oder Goethe das Urbild seiner Iphigenie in einer Pariserin seiner Tage erschaut haben" — diese Worte halte ich im vollen Umfang aufrecht, wenn ich auch heute in höherem Maße als damals gascognische Züge in Gobineau anerkenne, die ich sogar nicht nur in dem gerühmten Sprühfeuerwerk, den Witzketten seiner Konversation, sondern in der ganzen fabelhaften Beweglichkeit seiner Phantasie wiederfinde, welche selbst seiner wissenschaftlichen Argumentation in manchen Werken einen Beigeschmack von Windigkeit und Unzuverlässigkeit verleiht. Aber ich glaube doch nicht zu irren, wenn ich diese südfranzösischen Züge als mehr äußerlicher, formeller Natur und nur die nordfranzösischen als ihm wesenhaft auffasse. Schließlich gilt alles Vorgesagte doch nur für Nebenmomente seines Schaffens, an allen entscheidenden Punkten seiner Bahn zeigt er als Forscher wie als Dichter die wuchtige Tiefe des Nordländers.

Diese germanische Anlage Gobineaus nun nochmals im einzelnen darlegen, hieße mich unnötig wiederholen, nachdem ich diesem Thema schon vor mehreren Jahren — in meiner Broschüre „Gobineau und die deutsche Kultur", Leipzig 1910, besonders im zweiten Kapitel — eine eigene Arbeit gewidmet habe, auf die ich daher hier einfach zurückverweisen darf. Ich will denn auch nur noch mit Genugtuung feststellen, daß die von mir hier vertretene Anschauung nicht nur in Deutschland heute immer weniger und weniger bestritten wird, sondern selbst in Frankreich gewichtige Vertreter findet, von denen ich nur Albert Sorel anführen will, der „Notes et portraits", Paris 1909, p. 233 sich folgendermaßen äußert: „Je ne

méconnaîtrai en aucune façon, dans le génie de M. de Gobineau, un fond assez particulier et fort cultivé d'affinités scandinaves ou germaniques. *Il était, évidemment, prédisposé à recevoir cette empreinte;* l'éducation qu'il reçut en Allemagne, dans sa jeunesse, développa chez lui cette disposition et lui en fit comme une seconde nature."

Ich darf dieſen Abſchnitt nicht beſchließen, ohne einer Anekdote und einem Kurioſum Raum zu geben, die ſich beide auf die Frage „Normann oder Gascogner" beziehen, und, jedes in ſeiner Weiſe, noch ein eigenes Licht darauf werfen.

Zunächſt die Anekdote, auf deren authentiſche Aufbewahrung und Übermittlung an die Nachwelt die Gräfin La Tour, wie mir ſcheint mit Recht, großen Wert gelegt hat.

Gerade um die Zeit, da er die Korrekturbogen ſeines Ottar Jarl las, lernte Gobineau in Rom durch Vermittlung des Generals Maxwell den engliſchen Maler und Chiromanten King Salter, Schüler Desbarolles, einen Mann von Welt und feinem Takt, kennen, dem er bisher nicht einmal dem Namen nach bekannt geweſen war, und der ihm auf den Wunſch ſeiner Freunde de La Tour eine chiromantiſche Konſultation gewährte. Er las ſogleich heraus, daß Gobineau ein Mann von ſeltenen Gaben der Erfindung, ein Schriftſteller, aber zugleich ein Künſtler ſei, der neben der Feder auch Pinſel oder Boſſierhölzer handhaben müſſe. Er fand in den Linien der Hand ſeine langen Reiſen und andere Erlebniſſe wieder. Dann zauderte er plötzlich und ſagte: „Ich bin ratlos. Für gewöhnlich täuſche ich mich nie über die Abſtammung, hier aber wage ich nichts zu behaupten. Ich ſehe in Ihren Händen Zeichen, die mir ſagen, daß Sie Gascogner ſind, und gleichwohl iſt die allgemeine Form der Hand, die konkrete Form, wenn ich ſo ſagen darf, abſolut von der der Gascogner verſchieden. Ich habe ſolche Hände nur in England unter den alten Familien der Gentry, die normänniſchen

Blutes sind, gesehen. Können Sie mich nicht darüber aufklären, woher Ihre Familie stammt?"

Die genannte Augenzeugin der Szene, der ich dies nacherzähle, fährt dann fort: „Gobineau ne se fit pas prier. Il était trop content de voir physiologiquement constater son origine normande croisée du sang gascon par des alliances de plusieurs siècles. . . . Cette petite anecdote peut avoir son importance vis à vis des doutes ironiques que certains critiques des œuvres de Gobineau émettent sur sa théorie des races, ainsi que sur l'origine et l'histoire de sa famille."

Die Chiromantik, einst eine vielumstrittene Sache, wird heute gern als einfacher Aberglaube abgetan, trotzdem selbst ein so nüchterner Denker wie Aristoteles einmal zu ihren Bekennern gezählt hat[1]. So mag denn auch obige Diagnose bei manchen Beurteilern Gobineaus nur die ironische Stimmung verstärken, was mich nicht abhalten durfte, sie zu Nutz und Frommen aller derer mitzuteilen, die immer noch der Meinung sind, daß es „mehr Ding' im Himmel und auf Erden gebe" ꝛc., und denen im übrigen die Herkunftsfrage Gobineaus eine vorwiegend ernste Sache bleibt.

Überaus erheiternd wirkt dagegen die Tatsache, daß die beiden Volksstämme, die sich um diesen Wahrhaftigen par excellence streiten, Normannen und Gascogner, als die geriebensten Lügner unter ihren Landsleuten verschrieen sind. Die berühmte Fabel Lafontaines vom Fuchs und den Trauben beginnt mit den Worten:

„Certain renard gascon, d'autres disent normand",

und die Lexikographen liefern uns hierzu folgenden Kommentar:

[1] Übrigens kommt man neuerdings charakteristischerweise gerade im praktisch-nüchternen England wieder ernstlicher darauf zurück. Man läßt dort z. B. von Verbrechern neben den Gesichtern auch die Hände photographieren.

„Le Normand ment parcequ'il dissimule la vérité; le Gascon ment comme fanfaron."

* * *

Wenn wir uns jetzt der spezifisch genealogischen Seite der Herkunftsfrage Gobineaus zuwenden, so erscheint es angezeigt, zunächst an der Hand seiner Briefe einen kurzen Rückblick auf seine Tätigkeit für die Familiengeschichte zu werfen, um uns vor allem darüber klar zu werden, wann und wie ihm die Hauptergebnisse und -gesichtspunkte sich erschlossen haben und welche verschiedene Behandlung das Thema im Laufe der Zeit unter seinen Händen erfahren hat.

Er hatte nach dem Abschied aus dem Elternhause kaum festen Fuß in Paris gefaßt, als er schon die Schritte den Bibliotheken zulenkte, um den Ahnen nachzuforschen, und wenn ihm in den nächsten Jahren die anderen Ortes geschilderten Nöte nur einigermaßen Ruhe ließen, ging er diesen Studien weiter nach.

Gleich im Oktober 1835 berichtet er den Seinen, daß er in einer Bordelaiser Chronik gefunden habe: „Année 1561 Jacques Gobyneau 2^{d} jurat (c'est à dire) jurat noble de Bordeaux. Année 1562 et 1563 Monsieur de Gobineau 1. jurat. Année 1576 Estienne Goubineau premier Consul." Und im selben Briefe triumphiert er in kindlicher Freude: „Oh! si j'étais jurat comme messire Jacques de Gobyneau, comme ça m'irait. Notez que jurat signifie gouverneur et qu'ils n'étaient que 6."

Im Mai 1836, und dann wieder 1838 und 1840 macht er Mitteilungen über die Wappen der Familie.

Am ergiebigsten war das Jahr 1850, in dessen Verlauf er dank der regen Anteilnahme zweier Männer aus der alten Heimat, des Vetters Joseph und Jules Delpits, von Bordeaux

und Izon aus in den Besitz eines großen Teiles des später im Ottar Jarl verarbeiteten Materiales gesetzt wurde. Freilich ging dies über das sechzehnte Jahrhundert nicht zurück, und so schreibt er noch am 19. März 1851: „si je ne parviens pas à remonter au quinzième siècle au moins, je n'écrirai rien attendu que cela n'en vaudrait pas la peine. Enfin il ne faut pas perdre courage, qui aurait dit qu'on m'aurait autant retrouvé."

In jenem selben Jahre 1850 begann auch die dann durch drei Jahrzehnte andauernde Korrespondenz mit Delpit, in welcher nach und nach wohl ziemlich alle Fragen von Gobineaus Familiengeschichte zur Erörterung, teilweise auch zur Klärung, gekommen sind.

Lange Zeit ruhte dann, in den fremden Landen, die heimische Familiengeschichte; nur vereinzelt tauchen dem Fernen die Bilder einzelner Vorfahren, des Robert Knowles, des „massacreur" Etienne und andere vor dem Auge auf. Aber sein Herz bleibt ihnen doch immer nah: „En tout, je ne vois que ma tribu", schreibt er der Schwester aus Teheran am 16. Februar 1863.

Ganz besonders blühten diese Studien in Athen. Im Juli 1866 ist er erstmalig den beiden Kriegern Guillaume und Thomas aus dem fünfzehnten Jahrhundert auf der Spur. Um diese Zeit tritt auch der erweiterte Plan, die Hineinbeziehung der Gournay, in der Korrespondenz auf — zum ersten Male erwähnt werden die Gournay an Delpit, 27. Dezember 1863 —, und nun beginnt es ihn zugleich zu beunruhigen, daß er die Lücke zwischen den Gobineau de Gournay des fünfzehnten und den Gobineau des sechzehnten Jahrhunderts nicht auszufüllen vermag. Am 27. Dezember 1866 schreibt er: „Le point des points, c'est de trouver les deux générations qui font lacune entre Gobineau de Gournay en 1474 et Étienne en 1550. Je remue ciel et terre pour

cela et avec la grâce de Dieu j'y arriverai. Les deux générations trouvées nous allons tranquillement jusqu'à 912 avec des faits et des récits admirables! Il faut trouver ces deux générations."

Im Januar 1867 will er näheres darüber wiſſen, was der Vater einſt über eine angebliche Abſtammung der Familie aus der Champagne geſagt habe: „C'est une erreur complète et nous ne sommes nullement venus de Champagne, mais il serait possible que cette conjecture fausse se justifiât sur des compréhensions erronées d'un fait vrai. . . . Je n'ai plus besoin de chercher ailleurs qu'à Bordeaux. Tous les jours j'y trouve quelque chose, petit ou grand, et tout est là." In demſelben Briefe ſagt er wieder: „*Ma diable de lacune de 1453 à 1550 est le malheur de ma vie.*" Dann 30. Mai 1867: Gobino de Gournay en 1453 portait sans doute un nom de terre ou de guerre suivant l'usage du temps qui est devenu le nom propre de sa lignée directe et l'autre est tombé."

Im Sommer 1871 iſt er dann ſelbſt noch einmal an den alten Familienſtätten geweſen und hat in Izon den alten Gärtner Chaubet, den Jugendgeſpielen ſeines Oheims und Vaters, der ſogar als Kind noch ſeinen Urgroßvater Thibaut Joſeph gekannt hatte, noch am Leben getroffen. Schon früher einmal (1864) hatte er ſeine wie ſeines Vetters Joſeph perſönliche Bekanntſchaft gemacht, über die er in einer (unten mitgeteilten) Skizze zum Ottar Jarl ausführlicher berichtet.

In einem Briefe vom 29. Juni 1871 ſchreibt er an ſeine jüngere Tochter, daß er an den Wänden der Kirche von Izon ein Wappenſchild der Gournay gefunden habe, das dort vor kurzem entdeckt worden ſei.

Aus dieſen briefliche Kundgebungen gewinnen wir vor allem wertvolle neue Aufſchlüſſe zur Entſtehungs- und Behandlungsgeſchichte der Genealogie Gournay-Gobineau. Es

geht aus ihnen ganz unzweifelhaft hervor, daß diejenigen im Irrtum sind, welche diese ganze skandinavische Vorgeschichte als einen reinen Phantasieroman Gobineaus aus seiner letzten Zeit betrachtet haben. Er ist vielmehr schon in den sechziger Jahren jenen vermeintlichen oder wirklichen nordischen Vorfahren sehr ernstlich auf der Spur gewesen, und zwar geht das erste Auftauchen der Gournay nicht auf bloße Phantasieregungen, sondern auf realere Anhaltspunkte — die inmitten gruppenweis nachzuweisender Gournay und Gobineau vereinzelt ihm entgegentretenden Gobinot de Gournay — zurück[1]. Auch hat er's mit der Anknüpfung immer weniger leicht genommen, die Lücken und Hindernisse nicht etwa cavalièrement übersprungen, sondern schwer daran getragen, daß er das einzelne der Geschlechterfolgen nicht nachweisen konnte. So schreibt er am 12. März 1875 wiederum, diesmal an Delpit, über die Lücke des fünfzehnten Jahrhunderts: „Pas mal de noms pour la combler, mais rien de filiation! J'en meurs de chagrin. Enfin prenons ce que le Ciel nous envoie! Amen. Vous êtes l'ange du Seigneur: angelus Domini nuntiavit: trouvavi Gournayos! Puisse cette parole sacrée être vraie!" So noch öfter, und es bedurfte energischen Zuredens von seiten Delpits, um ihn zu bestimmen, daß er

[1] „Ces trois coincidences, similitude de nom, similitude de bourgeoisie bordelaise, analogie d'armes m'intéressent", schreibt er am 27. Dezember 1863 an Delpit. Und einige Zeit später (3. Februar 1865) ist ihm die Identifizierung bereits so geläufig geworden, daß er anläßlich der Missetaten Pierre Josephs (1695) ausruft: „C'est le sang Gournay." Ob ihm schon beim Ankauf des Schlosses Trye solche persönliche nordfranzösische Zusammenhänge vorgeschwebt, oder nur die allgemeine Vorliebe für Nordfranzösisch-Germanisches bestimmend eingewirkt hat, wage ich nicht zu entscheiden. Jedenfalls bezeichnet er sich noch in einem Briefe an Keller aus dem Dezember 1865 als „d'une famille Bordelaise", und im gleichen Sinne äußert er sich mehrfach gegen Delpit.

endlich an die Ausführung ging und sich durch die Erkenntnis, daß hier Vollständigkeit nicht zu erreichen sei, nicht zu noch längerem Zaudern verleiten ließ. Selbst nach Veröffentlichung des Buches sann er noch immer darauf, die früher versäumten Nachweise nachzuholen. (27. März 1880 an die Schwester:) „La période de solution de continuité me paraît énorme. Cependant, peut-être arriverai-je à la réduire. . . . Ce qui vaudra des recherches obstinées ce sont les détails qui me manquent encore sur la période de 1454 à 1498, l'exode du Berry et le voyage à travers les provinces du centre."

Seine schweren Leiden und sein Tod haben dem Unermüdlichen ein Ziel gesetzt. Ob er die Einzelfunde je getan hätte, die dieses Rätsels Lösung gebracht hätten? Gleichviel, er persönlich war von dem allgemeinen Zusammenhange der Gobineau mit den Gournay felsenfest überzeugt, noch ehe er ahnte, daß sein Geschick ihn einst dem Norden zuführen und dort seine eigene nordische Phantasie wecken und beflügeln werde.

Dann freilich ist es so gekommen, wie man es gewöhnlich dargestellt findet. Der Traum, als Abkomme der Gournay, die selbst mit Königsblute mehrfach verschwägert gewesen sein sollen, mit dem stolzesten Hochadel des alten Frankreich, den Vermandois, den Coucy, den Dammartin zusammenzuhängen, ja auf Odin zurückzugehen, umschmeichelte ihn immer verführerischer; in den fünf nordischen Jahren ging diesem jungen Alten das Herz übermächtig auf. Da gehörst du hin, da kommst du her, rief es in ihm. Auf seinen Ahn Odin singt er jetzt einen Hymnus; über all die Herrlichkeiten germanischer Eigenkultur, die damals dem Boden der Jahrtausende entstiegen und die der ihm befreundete Montelius zuerst wissenschaftlich erschlossen hat, stieß er, der ersten einer, Triumphrufe aus. Dort und damals ist der „Roman", die Wikingergeschichte, die nordische Zutat des Ottar Jarl entstanden, für

die man mit Recht, je nach dem Standpunkt, die Chansons de geste, die Sagas, ja „Dichtung und Wahrheit" zur Parallele herangezogen hat. Eigentümlich genug kontraſtieren mit den ſchwungvollen Schilderungen des erſten Teiles die den früheren Jahren entſtammenden, oft genug bis zur Trockenheit ſachlichen biographiſch-genealogiſchen Darlegungen des zweiten; dafür aber wirkt dieſe Sachlichkeit auch wieder in hohem Maße gewinnend als Objektivität und Unparteilichkeit, und es wird gewiß Gobineau niemand abſtreiten wollen, daß er, wenn er einerſeits mit Hilfe der Phantaſie die einſtige Glorie der Familie ſtark aufgetragen und ausgemalt, anderſeits doch nie und nirgend etwas vertuſcht oder beſchönigt, daß er alle Flecken und Mängel ehrlich bei Namen genannt und namentlich auch die „mauvais sujets" in ihrem richtigen Lichte gezeigt hat. Wie er überhaupt alle Menſchen aus ihrer Zeit heraus beurteilt ſehen wollte und ſo auch für die Söhne rauherer Epochen alles andere eher als den phariſäiſchen Augenaufſchlag der Ziviliſationsmenſchen des neunzehnten Jahrhunderts bereit hielt, ſo hat er auch die vielfach etwas raubritterhafte Vorgeſchichte ſeines Geſchlechtes nie geleugnet, vielmehr humoriſtiſch oder aber in dem Sinne beleuchtet, daß zu Zeiten eben auch das Rauben eine Form menſchlicher Heldentaten geweſen ſei[1].

Die Anerkennung des Zuſammenhanges mit den Gournay aber blieb ihm immer eine Art Ehrenpunkt und Herzensſache,

[1] So ſagt er von einem Guillaume Gobineau, den er in einer Begnadigungsurkunde vom Jahre 1388 (für einen bei Blois begangenen Totſchlag) aufgetrieben hat, „personnage assez turbulent, comme cela est arrivé quelquefois chez les miens", und andere Male, von Pierre Joſeph: „Il paraît que nous aimons les moyens doux dans la famille", oder gar: „J'admire combien de fois nous avons mérité d'être pendus sans l'être." (An Delpit, 27 décembre 1863, 1 mars 1866, 3 février 1865.) Noch 1868 ſcherzt er über ſeinen kleinen Enkel Willy Guldencrone: „Nous espérons que ce Danois là sera un prodige et *nous en ferons un Roi de mer*" (23 janvier an Delpit).

ein Prüfstein des Verständnisses, das man seinem Werke entgegenbringe. In der Zeit nach dessen Erscheinen finden sich in den Briefen an die Schwester Äußerungen der Anerkennung für gewisse Archivare der nördlichen Departements, die in Betreff jenes Punktes auf seine Ideen eingingen, und des Mißmutes über solche im Süden, die sich ablehnend dagegen verhielten.

Für uns ist die Frage, ob Gobineau ein Gournay war oder gewesen sein kann, von unverhältnismäßig geringerer Bedeutung als für ihn, und als für uns die andere: ob wir mit dem Gournay zugleich den Normannen, richtiger den Nordfranzosen, preiszugeben haben. Dennoch aber bleibt es uns hier nicht erspart, auch ihr nochmals auf den Grund zu gehen.

Sie liegt verhältnismäßig einfach, wenn auch nach meiner unter mancherlei Schwankungen gewonnenen Überzeugung nicht so klar, wie andere vor mir etwas leichthin angenommen haben.

An sich hätte die Darstellung Gobineaus, wonach die Trümmer einer alten durch geschichtliche Wandlungen und Schicksale von ihrer einstigen Höhe herabgesunkenen Feudalfamilie oder ihrer Seitenlinien im jüngeren Provinzialadel einer anderen Landschaft oder auch im Patriziat oder Parlamentsadel einer der großen Städte ihre Wiederauferstehung erlebt hätten, durchaus nichts Unwahrscheinliches.

Ebensowenig liegt ein Grund vor, im großen und ganzen zu bezweifeln, daß verschiedene Gobineau schon in früherer Zeit als im sechzehnten Jahrhundert, wo wir bereits *näheres* über die einzelnen erfahren, sich nachweisen lassen. Es liegt mir ferne, mich über die Authentizität jedes einzelnen dieser älteren Gobineau mit Seillière herumzustreiten (es dürfte nicht allzu viele Familien geben, wo nicht gewisse Figuren der früheren Zeiten in ein ähnliches Zwielicht gerückt erschienen): sämtlich

wird er sie mit allem Scharfsinn seiner mikroskopischen Nachprüfung nicht beseitigen, noch auch die Annahme, daß wir, mit Gobineau, Krieger in ihnen oder einzelnen von ihnen zu erblicken haben, unhaltbar machen können. Auch begreift es sich, daß die Bezeichnung Gobinot de Gournay, die Gobineau in verschiedenen Quellen fand, ihn auf die bewußte Fährte leiten konnte, und daß diese Fährte ihm in dem Maße an Sicherheit zuzunehmen schien, als er Vertreter der Familie Gournay neben den Gobineau in Bordeaux und Umgegend nachzuweisen vermochte.

Endlich ist es ja zunächst auffallend, und hat auch, soviel ich sehe, selbst sehr kritischen Betrachtern mehr oder minder Eindruck gemacht, daß ein und dasselbe oder auch nur nahverwandte Wappen sich in beiden Familien, den Gournay und den Gobineau, finden; daß das alte Wappen der Gournay in der Kirche von Izon, in welcher die Gobineau jahrhundertelang ihre Grabstätte gehabt haben, wieder aufgetaucht sein soll, scheint dagegen auf einem Irrtum zu beruhen und kann in keinem Falle als wirkliches Argument dienen[1].

[1] Seillières Hypothese, daß die Gobineau dies Wappen im achtzehnten Jahrhundert angebracht hätten, um sich ins Licht der Gournay zu setzen, ist von Hause aus unwahrscheinlich. Erstlich scheint jenes Wappenbild weit älteren Datums zu sein; Gobineau selbst führt es auf die Gournay zurück (O. J. p. 408) und schreibt am 29. Juni 1871 an seine Tochter: „J'ai trouvé sur les murs de l'église d'Izon un écusson des Gournays *qui vient d'y être découvert.*“ Es war also vorher ganz unbemerkt geblieben bezw. in Vergessenheit geraten, wie dies öfter bei alten Gemälden, Wappen und Inschriften in Gotteshäusern geschieht. Eher müßte man daher hier auf Spuren der älteren Gournay, vielleicht gar Mathieus, schließen, der als Sénéchal des Landes Rechte in Izon besessen hatte (O. J. p. 333). Wenn ferner Gobineau-Gournay gänzlich Legende ist, erscheint es psychologisch weit wahrscheinlicher, daß diese „Dichtung und Wahrheit“ auf Joseph Arthur, als auf seine Vorväter zurückgeht. Der Oheim, auf den Seillière rät, scheint mir als Urheber ausgeschlossen. Delpit, der in diesen Dingen wohl Kenner

Gegen Gobineaus Vorstellung und Darstellung spricht vor allem ein Argument, das freilich an durchschlagender Kraft alle anderen zu überbieten scheint: das Fehlen jeder nachweisbaren älteren Familientradition über den Zusammenhang mit den Gournay, wie auch der Umstand, daß dieser Zusammenhang in Bordeaux, mindestens in späterer Zeit, nur in sehr beschränktem Maße fortbestanden zu haben scheint, jedenfalls von Gobineau nur in sehr beschränktem Maße nachgewiesen ist[1].

Dieses Argument unternehme denn auch ich nicht zu entkräften, um so weniger, als hier alles nur mit Vermutungen und mit Schlüssen aus unzureichendem Materiale bewerkstelligt werden könnte. Denn als durchaus unzureichend muß das für Gobineaus Familiengeschichte vorliegende Material, trotz der unendlichen Mühe, die er sich für dessen Herbeischaffung gegeben, insoweit die letzten und ihm selber wichtigsten Fragen in Betracht kommen, bezeichnet werden. So eigentümlich es klingt: ein eigentliches Familienarchiv ist, wenn es früher überhaupt bestanden hat, jedenfalls nicht erhalten geblieben. Wenn, wie sehr möglich, die Revolution eine Zeitlang auch auf die erzroyalistische Familie Gobineau und ihre Güter die Hand

---

war, führt (in einem Briefe an Gobineau vom 31. Oktober 1879) das Wappen auf die Montferrand, nicht die Gournay, zurück. Er wirft Gobineau auch vor, in seinem Ottar Jarl Wappen, die tatsächlich Abweichungen aufwiesen, etwas leichtherzig identifiziert zu haben. Alles in allem wird man danach allerdings gut tun, diese heraldische Seite in keinem Falle in den Vordergrund zu rücken.

[1] Allianzen zwischen den beiden Familien finden sich gar nicht, was namentlich für die ältere Zeit auffallen muß. Die Schilderung der „commensaux ordinaires" des Jacques le jurat (O. J. p. 319) halte auch ich mit Seillière für ein Phantasiegemälde. Das Zusammentreffen beider Familien in Izon und Umgegend (p. 333), wo eine Gournay einmal zur Patin einer den Gobineau verschwägerten Familie erwählt wird (p. 372), dürfte für den Verfechter der Version Gobineau-Gournay immerhin bedeutsam sein, für den Gegner nichts beweisen.

gelegt hat, so ist es nur zu denkbar, daß in jenen Zeiten, wo — wie bei uns im Dreißigjährigen Kriege — die Tradition, die Beurkundung, ja die Existenz so vieler Adelsfamilien ihr Ende fand, auch hier starke Lücken gerissen worden sind. Nicht minder fest steht aber dann, daß der Mann, der aus der großen Revolution als das Haupt der Familie hervorging, daß Thibaut Joseph, der Oheim Gobineaus, nichts getan hat, um die in den Dokumenten verkörperte Tradition zu sichern, um die etwa geschmälerten Bestände zu ergänzen oder auch nur das Vorhandene zu erhalten. Dieser Wildling hat vielmehr so ganz andere Dinge im Kopfe gehabt — in jüngeren Jahren politische Anschläge, in älteren politisches Spintisieren aller Art —, daß er die Familienpapiere, ja selbst die Porträts, bei seinem Wegzug von Bordeaux gänzlich ihrem Schicksale überließ. Dies wissen wir durch briefliche Äußerungen Gobineaus selbst. Seillières so berechtigte Annahme (p. 412), daß Gobineau diese Papiere, mit Vermögen und Ansprüchen, von dem Oheim geerbt habe, entspricht nicht den Tatsachen. Die verschiedenen Fassungen des Testamentes des alten Junggesellen enthalten von Papieren nicht ein Wort, es hat sich auch nie die geringste Spur davon nachweisen lassen; fest steht im Gegenteil aus der Korrespondenz, daß Gobineau alles, schlechthin alles Material für seinen Ottar Jarl überhaupt nicht auf dem normalen (Erb-) Wege, sondern durch Dritte, ihm Befreundete oder für sein Werk sich Interessierende, geliefert bekommen hat, und zwar scheint auch dies wieder nur teilweise auf die alten Familienbestände zurückzugehen, zum anderen Teile an dritten Orten, in Urkunden, Gerichtsakten 2c. aufgetrieben zu sein. Darauf endlich, daß selbst nach dieser Seite Unvollständigkeit vorliege, indem im sechzehnten Jahrhundert (infolge der Emeute von 1548) einmal eine Plünderung des Stadtarchives stattgefunden habe, macht Gobineau Delpit (10. März 1851) aufmerksam.

Diese Unvollständigkeit der Dokumentierung, die, wie wir oben sahen, auf Gobineau selbst schwer gedrückt und ihn zum Immerweitersuchen bis an sein Ende verurteilt hat, hüllt nicht nur manches, wie z. B. die Titelverhältnisse der Familie, die einzelne Forscher beunruhigt haben, bis zu einem gewissen Grade in Dunkel, sondern verweist für uns auch die Ahnenschaft der Gournay in den Nebel der Legende. Ich würde nicht so weit gehen zu sagen, es sei „gar kein Gedanke daran, daß die Gobineau irgendwie mit der normännischen Adelsfamilie der Gournay dem Blute nach zusammenhingen" (Friedrich S. 221): ein Gedanke daran ist erlaubt, ja unabweisbar, solange gewisse Rätsel wie die Anklänge in Namen und Wappen nicht voll geklärt bezw. aus der Welt geschafft sind. Aber freilich — affirmanti incumbit probatio gilt hier, wenn je; und solange die Geschlechterfolge in dem kritischen (fünfzehnten) Zwischenjahrhundert, die Identität der Gobineau mit den Gournay nicht individuell festgestellt ist — was nach allem als aussichtslos bezeichnet werden muß —, kann allerdings von einem solchen Beweise keine Rede sein.

Ist somit vor der Kritik die Familie der Gobineau unbedingt von der der Gournay loszulösen, so ergibt sich nun die weitere Frage: wo die erstere denn ursprünglich bodenständig gewesen, welche Gegenden Frankreichs als ihre eigentliche und älteste Heimat zu betrachten seien. Hier allerdings komme ich zu einigermaßen anderen Ergebnissen als die bisherige Kritik.

Ich sagte schon, daß es mir nur durch einen kritischen Gewaltakt möglich erscheinen würde, die in dem ausschlaggebenden Kapitel des Ottar Jarl (p. 237—246) erwähnten Gobinot de Gournay — mindestens die beiden in Berry 1453 und in Brest 1498, deren Quellen unanfechtbar sind — zu beseitigen. Für mich steht es also, wie für Gobineau selbst, fest, daß, allermindestens gleichzeitig mit dem ersten Auftauchen

des Namens Gobineau in Guyenne[1], sich Gobinots de Gournay in verschiedenen Teilen Nordfrankreichs finden. Diese beweisen, wie wir sahen, nicht notwendig für einen Blutszusammenhang mit den Gournay; wohl aber weist das „de Gournay", selbst wenn es rein geographisch zu fassen ist, in jedem Falle nach Nordfrankreich. Gewiß hat es neben dem Hauptgournay (en Bray) noch eine Anzahl kleinerer Orte des Namens gegeben, aber sie liegen sämtlich in den Nordprovinzen (das südlichste in Deux-Sèvres), und so ist der Schluß mindestens als wahrscheinlich zuzulassen, daß, wie die Gournay selbst (die doch teilweise mindestens sicher die des alten Feudalgeschlechts aus der Normandie und aus England sind), so auch die Gobinot de Gournay aus dem Norden nach Guyenne eingewandert sein mögen.

Wir erinnern uns hier jener Briefstelle (oben S. 24), in der Gobineau einer Äußerung seines Vaters Erwähnung tut, wonach seine Familie aus der Champagne stamme. In Louis de Gobineau lebte also anscheinend eine irgendwie doch wohl begründete Erinnerung an nordfranzösische Einwanderung. Auch Delpit war ganz aus sich in seinen genealogischen Nachforschungen auf Spuren einer Einwanderung der Gobineau (aus Saintonge) gestoßen: leider sind seine Briefe fast alle verloren, somit müssen wir uns mit einer zustimmenden Bemerkung Gobineaus hierauf („cela s'est vérifié", 10 juillet 1864) begnügen. Dieser selbst legt an anderer Stelle (31. Mai 1865 an Delpit) mit Recht großen Wert darauf, daß im fünfzehnten Jahrhundert, nach dem Übergang des Besitzes und der Regierung der Guyenne von England auf Frankreich, viele

[1] Nach Gobineau schon früher. Aber ich mache die Konzession, daß ich den Gauvain de Gournay von 1360, als nicht vollsicher und beweiskräftig, opfere. Dagegen findet sich ein fernerer, bis in den Ottar Jarl allerdings nicht vorgedrungener, Guillaume Gobineau aus dem Jahre 1388 in den Briefen an Delpit.

Nordfranzosen ins Land gekommen und daselbst zu Macht und Ansehen gelangt seien. In Betreff der angeblichen Herkunft seiner Familie aus der Champagne äußert er sich dagegen an der genannten Stelle dahin, daß diese ein Irrtum sei, der aber wohl aus der falschen Ausdeutung einer richtigen Tatsache erwachsen sein könne.

So scheint es in der Tat. Mit den vorerwähnten nordfranzösischen Gobineau sind wir für dort noch lange nicht zu Ende. Nicht die Champagne zwar — wenigstens hat das Gebiet der Stadt, die hier heranzuziehen ist, nur im früheren Mittelalter einmal zu dieser Provinz gehört —, wohl aber die Stadt Chartres läßt sich noch heute als Stammsitz und Zentrum einer jahrhundertelang dort ansässigen und dann von dort aus über weite Gebiete Nordfrankreichs verzweigten Familie Gobineau nachweisen.

Im Nachlasse Gobineaus befindet sich ein Schreiben unterzeichnet de Montluisant, der sich selbst als „Sous directeur de l'atelier de précision au comité de l'artillerie, Ministère de la guerre" bezeichnet, d. d. Paris, 19 juillet 1866. Darin werden eingehende Mitteilungen über diese Familie gemacht. Zu hervorragender Stellung sei sie vornehmlich durch einen Gerichtsbeamten gelangt, der zur Zeit der Kämpfe Heinrichs IV. um die Krone warm für dessen Sache eintrat, dafür eingekerkert und seiner Güter beraubt, nach Heinrichs endgültigem Siege aber glänzend — unter anderem durch ein Wappen mit der Grafenkrone — belohnt wurde. Er nahm von seinem bei Chartres belegenen Landsitze den Zusatz de Mont-Luisant an, welcher Name, mindestens bei einem Teile der Familie, den ursprünglichen (Gobineau) später sogar ganz verdrängt hat.

Mehrere Glieder dieser Familie aus dem siebzehnten Jahrhundert finden sich in der „Nouvelle biographie générale" verzeichnet, vor allem Esprit Gobineau, Sieur de Mont-Luisant,

geboren bei Chartres, Dichter und Alchymist, Verfasser von „Le Sacré Mont Carmel", Metz 1632, „La Royale Thémis", ebenda 1634, endlich einer „Explication des énigmes et signes hiéroglyphiques qui sont au grand portail de l'église cathédrale de Notre Dame de Paris"; sodann Jacques, der 1651, und Louis, der 1685 das Amt eines lieutenant criminel au bailliage et siége présidial de Chartres bekleidete. Auch in diesem Artikel Gobineau der Nouvelle biographie générale wird die Familie ausdrücklich als *„ancienne famille de robe"* bezeichnet.

Von Chartres aus hat diese — hiermit kehren wir zu dem Montluisantschen Briefe zurück — im Orléanais, in der Touraine, vor allem aber in Lothringen — Metz und Nancy — und von da aus wiederum in Lille Wurzel geschlagen. Noch wieder ein anderer Zweig wanderte sogar nach Österreich aus, und noch 1858 figurierte ein Glied desselben als Oberst eines Tiroler Jägerregimentes in Parma. Natürlich fehlte es auch in dieser Familie nicht an Opfern der Revolution. Heute ist sie anscheinend in allen ihren Gliedern erloschen, mindestens ist ihr Zusammenhang mit den Gobineau kaum mehr erkennbar und es leben nur allenfalls noch einige Splitter der Montluisant in Frankreich fort. Jedenfalls aber lassen schon die kurzen und sachlichen Angaben des Briefschreibers dieses Namens erkennen, daß auch in jenen nordfranzösischen Gobineau viel des Tüchtigen sich angesammelt und betätigt hat.

Nach alle diesem kann es nun wohl nicht dem leisesten Zweifel mehr unterliegen, daß die Gobineau zum mindesten auch eine nordfranzösische Familie gewesen sind, ja reichlich so sehr wie eine südfranzösische. Wenn sie dennoch bis jetzt vorwiegend meridionalen Klang bewahrt haben, so war dies, weil ihr größter Vertreter dem südlichen Zweige entwachsen ist. Für mich ist es aber, nach allem im vorhergehenden Aufgeführten, im höchsten Maße wahrscheinlich, wenn ich auch auf strikten

Beweis keinen Anspruch erhebe — der aber für das Gegenteil noch schwerer zu erbringen sein möchte —, daß dem Norden die Priorität für die Gobineau zukomme.

Fast zur Gewißheit erhoben wird dies endlich noch durch ein sprachliches Argument.

Schon Gobineau selbst war sehr früh mit Recht darauf verfallen, daß sein Name für die Provenienz seiner Familie Beweiskraft enthalten müsse. Am 19. Juli 1850 richtet er an Delpit die Frage: „Notre nom vous paraît-il, par sa forme, sa désinence, sa racine probable appartenir à l'Aquitaine? C'est une question fort difficile" — eine Frage, die in sich schon einen Zweifel bergen mußte. In späteren Jahren hat er allerdings diese Fährte wieder so weit verlassen, daß er sogar (1864) einmal die Möglichkeit erörterte, der Name Gobineau könne seiner Familie erst von einem Besitztum in Guyenne („le domaine de Gobineau") gekommen, nicht diesem erst von ihnen beigelegt sein. Noch später kam er dann, wie wir wissen, um so entschiedener auf Nordfrankreich zurück, begründete aber die nordfranzösische Herkunft der Familie auf die Ableitung ihres Namens von Gauvain (Gawan)[1].

Aber wenn auch diese Ableitung angezweifelt werden kann, so weisen doch andere etwa in Betracht kommende in der gleichen Richtung. Insbesondere entstammt das nächstliegende gobin, wie auch verwandte Bildungen, sowohl als Appellativum (im Sinne von bossu) der langue d'oïl, als es sich auch als Eigenname bis auf den heutigen Tag vielfach in Nordfrankreich, z. B. in der Champagne,

[1] Über die Etymologie des Namens Gobineau hatte er sich mit Delpit schon lange vorher den Kopf zerbrochen. Einmal war er sogar (etwas stark gascognisch) auf Gobanitio, den Oheim des Vercingetorix, verfallen, mußte aber im nächsten Briefe den entsetzten Freund darüber beruhigen, daß er nur an Abstammung der Namen, nicht der Menschen gedacht habe.

findet. Sogar das Wort gobineau ſelbſt kennt die franzöſiſche Sprache — was bisher eigentümlicherweiſe noch nie beachtet worden — auch als Appellativum. Es bedeutet da, als terminus technicus der Steinſetzerei, ein kleines Stück Flieſe zum Ausfüllen des leeren Raumes längs einer Mauer[1].

Hiernach ſcheint nun in der Tat ziemlich alles für nordfranzöſiſche Herkunft der Familie Gobineaus zu ſprechen und kaum mehr irgend etwas zu Gunſten der ſüdfranzöſiſchen beizubringen.

Ein unbegreifliches Rätſel bliebe nun noch zu löſen: warum Gobineau es ſeinem Biographen überlaſſen hat, einen Teil der im vorhergehenden berührten Zuſammenhänge aufzudecken, warum er dieſe „Chartrains" und alle ihre Seitenzweige im Ottar Jarl gänzlich mit Stillſchweigen übergangen hat. Gekannt hat er ſie längſt vor dem Montluiſantſchen Briefe; ſchon in den Jahren 1836 und 1838 finden ſich die „Gobineau de Chartres" oder Chartrains brieflich gegen die Seinigen erwähnt. Er ſtellt da feſt, daß ſeine Familie mit der derer von Chartres das gleiche Wappen habe[2]. Eſprit de Gobineau findet ſich ſogar in einer ſeiner Schriften zitiert (Traité des écritures cunéiformes II 339).

Daß er zeitweiſe jede Geſchlechtsverwandtſchaft mit dieſen Chartrains in Zweifel gezogen hat (ſchon 25. April 1850 bezeichnet er es gegen Delpit als eines der ihm obliegenden Probleme „que de voir s'il y a identité de race entre les

[1] Die obigen, für die Löſung dieſer Frage äußerſt ſchwerwiegenden Mitteilungen verdanke ich größtenteils der Güte meines Freundes, des Herrn Alexandre Tauſſerat-Radel in Paris, der mir unter anderem auch die Namensform Gobin und verwandte, wie le Gobbe, aus Literatur und Geſchichte mehrfach nachweiſt.

[2] Es hat alſo gewechſelt. Denn in früheren Zeiten war in der Bordelaiſer Familie das der Gournay oder ein dieſem ähnliches in Gebrauch, das auch Gobineau ſelbſt ſpäter wieder bevorzugt zu haben ſcheint.

deux familles d'Izon et de Chartres", und 17. März 1851 sagt er geradezu: „Non de la branche de Chartres, *si branche il y a*"), kann hier nicht maßgebend gewesen sein, denn andere Male nimmt er eine solche wieder in dem Maße als vorauszusetzend an, daß er geradezu die Möglichkeit erörtert, Jacques Gobineau de Montluisant, der sich im Jahre 1588 in Chartres verheiratete, könne ein Sohn Jacques' des Schöffen in Bordeaux gewesen sein. Dies alles bleibe nun dahingestellt, zumal genauere genealogische Nachrichten über die Gobineau de Montluisant (vollends über 1588 hinaus) auch Gobineau selbst nicht erreichbar gewesen sind.

Gobineau Übelwollende könnten ihm vielleicht unterschieben, er habe diese nördlichen Namensgenossen darum beiseite gelassen, weil sie ihm in seine Aufstellungen Gournay-Gobineau nicht gepaßt hätten. Aber wie ich mich auch mühe, mir sein Verhalten in diesem Sinne zurechtzulegen, es will mir nicht gelingen. Wenn von der — in seinem Sinne müssen wir immer festhalten: — im Verfalle begriffenen alten Familie Gournay ein Seitenzweig anderswo neue Blüten trieb, so lag Chartres reichlich so nahe als Poitou, Berry oder gar Guyenne. Daß sie das „de Gournay" in der uns erreichbaren Periode nicht mehr geführt haben, ist ebenfalls kein Gegenbeweis; wenn nach seiner Anschauung im vierzehnten, spätestens fünfzehnten Jahrhundert sich aus den Gobinot de Gournay die Gobineau herausgebildet haben sollen, so stände streng genommen auch nichts im Wege, und würde durchaus der Analogien nicht entbehren, daß Ende des sechzehnten oder Anfang des siebzehnten Jahrhunderts von diesen wiederum eine neue Abzweigung (der Gobineau de Montluisant) stattgefunden hätte. Darin, daß letztere im ferneren Verlaufe den ursprünglichen Familiennamen ganz haben fallen lassen, mag immerhin für Gobineau ein gewisses entfremdendes Moment gelegen haben; alles in allem aber muß doch gesagt werden, daß diese nördliche Familie

Gobineau weit eher und weit mehr den Gascognern als dem Gournayſchwärmer das Konzept verderben dürfte.

Nun liegt es ja freilich klar zu Tage, daß Gobineau nicht daran denken konnte, den Gobineau de Montluiſant die gleiche eingehende Sorgfalt der archivaliſchen Erforſchung ihrer Geſchicke zu widmen wie den engeren Ahnen aus der Bordelaiſer Familie. Und inſofern würde ſich ja eine gewiſſe Zurückhaltung den erſteren gegenüber erklären. Aber eine kurze Erwähnung und Überſicht, etwa wie ich ſie hier gegeben, wenn möglich eine allgemeine Charakteriſtik, hätte man doch in jedem Falle erwarten dürfen, und es läßt ſich nicht leugnen, daß Gobineaus Buch durch dieſe unbegreifliche Unterlaſſung im Hinblick gerade auf ſeine doppelte Grundidee: Provinzgeſchichte als Bauſtein der Landesgeſchichte, und: Raſſengeſchichte am Beiſpiel der Familiengeſchichte, an Wert entſchieden verloren hat.

Wir hätten nun ſchließlich, vom einzelnen abſehend, das in den Text der Biographie gehört, noch einen kurzen allgemeinen Blick auf die Eigenſchaften, Stellungen, Leiſtungen und Schickſale der Familie Gobineaus, wie wir ſie nach den vorhergehenden Unterſuchungen als hiſtoriſch feſtgeſtellt betrachten können, zu werfen.

Es hat nicht an Schriftſtellern gefehlt — man wird es begreiflich finden, wenn ich dieſe gerade hier lieber nicht nenne —, welche Gobineau nach der Auflöſung ſeines Wikingertraumes wie eine Art geſtürzter Größe betrachtet und behandelt haben; ja, einzelne haben mit wahrer Wonne ihm ſeine bürgerlichen Vorfahren vorgerückt und ihm zu hören gegeben, daß er im Grunde nur ein Parvenu, nur der Abkömmling von bourgeois-gentilshommes geweſen ſei. Die Gobineau ſollen am Ende gar „nicht das mindeſte Recht haben, irgend ein Adelsprädikat zu führen, es ſei denn das Recht der Gewohnheit". An ſich könnte man dies alles auf ſich beruhen laſſen,

indem man von der Erwägung ausginge, daß von jenen Dingen ja der persönliche Wert Gobineaus in keiner Weise berührt werde. Aber anderseits dürfen wir doch auch nicht vergessen, daß nach seiner tiefen und schönen Überzeugung seine Ahnen ein Teil seiner selbst waren, und insofern haben wir allerdings die Pflicht, klarzustellen, nicht nur was an jener ganzen Betrachtungsweise schief, sondern auch was darin im einzelnen den tatsächlichen Verhältnissen nicht entsprechend ist.

In ersterer Beziehung wäre vor allem darauf aufmerksam zu machen, daß Gobineau von allen, die ihn näher gekannt haben, mit großer Einmütigkeit als ein allervollendetster Typus des altfranzösischen Edelmannes bezeichnet worden ist, daß seine Gestalt, Haltung, Hand, Gewohnheiten und Manieren in seltenem Maße den Geburtsaristokraten verrieten. (Die Entwicklung, die das neuere Franzosentum genommen hat, bringt es, scheint's, einmal mit sich, daß über Gobineau, so oder so, mit Vorliebe gespottet wird: so hat gerade auch der hier angedeutete Zug vielfach für die raillerie gauloise herhalten müssen — zweifellos wenigstens mit ganz anderem Rechte, als der bürgerliche, auf den man ihn hat festnageln wollen.) Wie passend erscheinen da allein im Hinblick auf die Persönlichkeit des letzten Gobineau (eine Persönlichkeit, die heute niemand mehr anders denn als eine Verkörperung allgemach und generationenlang aufgesammelter und entwickelter Edelart wird auffassen wollen, da dergleichen ja niemals ex abrupto in einem einzelnen hervortritt) jene kränkenden Seitenblicke auf seine Vorfahren!

Aber nehmen wir selbst einmal an, es wäre die Ahnenschaft Gobineaus, zumal in der ersten Zeit, in der wir ihr nachzugehen vermögen, gar so bürgerlich-kaufmännisch gewesen, wie diejenigen wollen, die den „bonnetier" immer wieder ins Feld führen, und wie ich nicht mit ihnen annehmen kann — ich habe vielmehr, wie übrigens auch mehrere andere, die

Gobineau biographisch behandelt haben, aus seiner Darstellung und deren Belegen den zuverlässigen Eindruck gewonnen, daß seine Vorfahren, regsam, bildsam, vielseitig, wie sie waren, ziemlich allen im damaligen Bordeaux für Tüchtige zugänglichen Berufen, nicht am letzten dem kriegerischen, gleichermaßen obgelegen haben —, so ist es doch wahrlich immer noch ein anderes, ob sie Durchschnittsbürger irgend eines Krähwinkel oder hervorragende Bürger einer Stadt wie Bordeaux gewesen sind. Einer der berufensten Kenner dieser letzteren und zugleich einer der strengsten, aber auch gerechtesten Beurteiler Gobineaus, Jules Delpit, hat uns bezeugt, daß dessen mit so großer Liebe breit ausgeführte Skizze „Bordeaux ancien" im Ottar, mit welcher er der Vaterstadt seiner Familie ein so schönes Denkmal gesetzt hat, mit das beste sei, was hierüber existiere. Dann sage man sich angesichts dieses Bildes aber auch, was es bedeuten wollte, in einem solchen Gemeinwesen, das seine alte Munizipalverfassung jahrhundertelang durch alle politischen Wandlungen hindurch bewahrt, seine Unabhängigkeit außerhalb der Lehnssphäre auch unter der englischen Herrschaft (gegen eine leichte nominelle, nichts bedeutende Oberhoheit) behauptet, seinen Unternehmungsgeist, seinen Bürgerstolz und seine Bürgertugenden glanzvoll betätigt hatte, und das insofern wohl mit den großen lombardischen und Hansestädten in Parallele gesetzt werden darf, eine hervorragende Rolle zu spielen.

Indem die Gobineau frühzeitig in den Patriziat dieser Stadt hineinwuchsen, traten auch die Kaufleute unter ihnen in eine Klasse ein, die man in früheren Zeiten schon als die „königlichen Kaufleute" herausgehoben hat und die wir gerade auch in unseren Tagen wieder als solche haben schätzen lernen. Mit Recht macht Gobineau darauf aufmerksam, daß in Bordeaux das englische, nicht das französische Empfinden und Beispiel durchdrang, wonach der kaufmännische und verwandte Berufe dem Adel nichts vergeben, sondern bis in die obersten

Schichten üblich sind, und in einem Briefe an Delpit vom 8. April 1865 hebt er die weitere, durch mehrere Beispiele belegte Tatsache hervor, daß bedeutende Bordelaiser Familien des Beamten- wie des Grundadels, die im fünfzehnten Jahrhundert verarmt waren, in den folgenden sich durch den Handel wieder gehoben haben.

Jener Patriziat nun ist — das lehren uns die soeben angezogenen Analogien bis auf den heutigen Tag — eo ipso der eigentliche Adel solcher republikanischer oder quasirepublikanischer Gemeinwesen — ein Adel, der freilich, ungleich darin dem modernen, nicht sowohl in den Titeln als in den Leistungen seine Begründung wie seinen Ausdruck findet[1]. Und wenn ich, zumal angesichts der zuvor von mir charakterisierten Unvollständigkeit und Unzulänglichkeit des dokumentarischen Materiales, darauf verzichte, genau anzugeben, wann die Gobineau im modernen Sinne adelig geworden sind (Seillière will die Nobilitierung, nach meiner Ansicht zu spät, erst ins siebzehnte Jahrhundert setzen[2]; in Chartres hat sie, wie wir sahen, sicher früher stattgefunden)[3], so lege ich dafür um so größeren Wert

[1] Vgl. hierzu und zu dem folgenden die Bemerkung Gobineaus O. J. p. 329.

[2] In der früher erwähnten Bordelaiser Chronik des sechzehnten Jahrhunderts findet sich der Name abwechselnd mit und ohne de; aber Gobineau bemerkt wohl mit Recht, daß sich diese Präposition damals noch nicht durchweg so fest als Adelsbezeichnung eingebürgert hatte wie in der späteren Zeit.

[3] Da ich zu der Frage, wann und wie der Grafentitel in die Familie gelangt sei, authentisches nicht zu ermitteln vermocht habe, indem die von verschiedenen, Gobineau nahestehenden Seiten mir gewordenen Mitteilungen einen einheitlich sicheren Tatbestand nicht ergeben, ziehe ich es vor, hier mit einem einfachen non liquet abzuschließen, anstatt Vermutungen auszusprechen, die über das Hypothetische nicht hinauskommen würden. In hohem Maße bedauerlich bleibt es, wie in anderen, so auch in dieser Beziehung, daß uns der Nachlaß des Oheims Thibaut Joseph ganz entzogen ist. Aus dem mir vorliegenden

darauf, zu betonen, daß sie dann der Reihe nach jede Form des in ihrer Sphäre denkbaren Adels innegehabt haben: sie haben in Bordeaux selbst hohe Gemeindeämter verwaltet, später dem Parlamentsadel, erst durch Verschwägerung mit hervorragenden Familien, dann auch aktiv, angehört — noch heute erinnern eine Rue Gobineau und ein Hôtel Gobineau in Bordeaux an diese ihre einstige Stellung —; außerdem aber durch ihr Leben und Wirken als erbliche syndics oder souldics von Izon, das ihnen lange Zeit sozusagen ganz gehört hat, in dem sie jahrhundertelang grundherrliche Rechte jeder Art ausgeübt haben, einer Klasse des Provinzadels sich eingereiht, deren Bedeutung Gobineau, in Anlehnung an Ducange, ganz gewiß nicht zu hoch eingeschätzt hat. Gerade diese Doppelstellung im städtischen Patriziat und im Provinzadel ist das für die führenden Männer von Bordeaux und Guyenne Charakteristische; daß sie diesen beiden sozialen Schichten zugleich angehört, ihren Pflichten genügt, ihre Würden gewahrt haben, stempelt die Gobineau zur typischen Adelsfamilie ihrer Zeit und Gegend. Und als die Revolution auch ihre, wie so manche andere alte Herrlichkeit zertrümmerte, als die Brüder, die diese als Kinder noch erlebt hatten, endlich auch den unvermeidlichen und verderblichen Zug nach der Hauptstadt mitmachten, da haben die letzten Bourbons keinen Zweifel darüber gelassen, wie sie sie zu bewerten und für ihre echt adelige, todesverachtende Treue zu belohnen hätten. Ein sprechender Beweis

Material ergibt sich nur, daß er, auch wenn, nach einer Lesart, erst ihm — etwa auf Verwendung seines Freundes Talleyrand — der Titel verliehen worden wäre, doch persönlich anscheinend keinen Gebrauch davon gemacht hat, was übrigens ganz im Charakter des alten Querkopfs sein würde. Vielmehr tat jenes erst — zweifellos mit seiner Zustimmung, da es noch zu seinen Lebzeiten geschah — sein Neffe, einige Jahre nach seinem Eintritt in die diplomatische Laufbahn, soviel ich habe feststellen können, 1854.

dafür iſt es, daß Louis de Gobineau damals der königlichen Garde bei deren Neukonſtituierung eingereiht wurde — einem Truppenkorps, in welchem nur Söhne der erleſenſten Adelsfamilien Aufnahme fanden.

Dies alles iſt, wie mir ſcheint, völlig klar, und es iſt nicht daran zu rütteln noch zu deuteln. Eine andere Frage aber knüpft ſich an die Degradierung, die durch die Zerſtörung der Ottar-Legende nach der Anſicht vieler — und, ſagen wir es unumwunden heraus, es würde auch die Gobineaus ſelbſt geweſen ſein — an dem letzten Träger des Namens vorgenommen worden ſein ſoll: hat Seillière recht, wenn er (p. 412) ſagt, daß, wenn Gobineau bürgerlicher bezw. modern-adeliger Herkunft wäre, „il aurait involontairement disculpé, par la seule apologie des siens, tout le mouvement évolutif qui mit depuis six siècles la bourgeoisie à la place de la chevalerie“ und „L'histoire de sa famille devint ainsi, contre son gré, la justification, au point de vue aryaniste, des idées modernes que condamnaient ses prétentions féodales“? Gewiß, zunächſt ſcheint es ſo; und ohne hier irgendwie etwa in die Frage eintreten zu wollen, ob der alte Ritter- oder der moderne Bürgeradel der Welt die größeren Werte zugeführt habe, wollen *wir* auf alle Fälle zugeben, daß, wenn Ottar Jarl in zwei völlig ſelbſtändige Hälften zerfällt, in deren einer die alte Feudalfamilie Gournay, in deren anderer die verhältnismäßig junge, wenn man will moderne Adelsfamilie Gobineau geſchildert wird, und wenn dieſe als unmittelbar auseinander erwachſen dargeſtellt werden, die eine das Werk der anderen in den moderneren Verhältniſſen einfach fortſetzend, daß darin allerdings implicite eine unzweideutige und charakteriſtiſche Ehrenerklärung für den jüngeren und moderneren Adel liegt, die auch dadurch nicht abgeſchwächt wird, daß der Schreiber des Ottar nicht nur in dieſem ſeinem Buche mit unverkennbarer Vorliebe zu dem älteren Geſchlechte hinüber-

blickt, ſondern auch ſein ganzes übriges Wirken, das einen ſo auffallenden ataviſtiſchen Rückfall in das Rittertum bekundet, aus welchem er ſich ja hervorgegangen wähnt und von welchem ihm zweifellos Blutsbeimiſchungen innegewohnt haben, in der Verherrlichung der alten und Bekämpfung der modernen Ideen einſchließlich der Adelsbegriffe hat gipfeln laſſen.

Seinen Idealen entſprach nun einmal mehr der kriegeriſche Ruhm, das Heldentum, das dem naiven Sinn der älteren Zeiten als das par excellence Auszeichnende gilt und daher für den Uradel, die noblesse d'extraction, vorwiegend in Frage kommt, wie denn z. B. in Frankreich der höchſte Ehrgeiz der Angehörigen dieſer Klaſſe dahin ging: von den Kreuzfahrern abzuſtammen. Die Leiſtungen des neueren Dienſt- und Briefadels, der noblesse de création artificielle, noblesse de robe etc., ſind weniger glänzend, aber mannigfaltiger. In jedem Falle aber wäre es ſchon darum, weil ſich alle „Edlen" von der Maſſe der Geſellſchaft vor allem durch das Alter ihrer Familien unterſcheiden, begreiflich, daß jeder die überlegenen Menſchen, von denen er abſtammt, möglichſt weit zurückgehen ſehen wollte. So lag es auch Gobineau am Herzen, ſich theoretiſch die Möglichkeit zu ſichern, aus jener älteren ihm höchſtſtehenden Epoche herzuſtammen und in die unſrige hinüberzuragen. Hätte er aber dieſe Kontinuität opfern müſſen, hätte man ihm — per impossibile — den Ottar ausgeredet, ſo würde er immer noch im Germanen, der ihm — das lehrt gerade dies Buch von neuem — den Adel letzten Endes verkörperte, den Ausgleich zwiſchen den alten und den neuen Generationen, den alten und den neuen Kräften und Werten gefunden und daher an ihm um ſo zäher feſtgehalten haben.

Je nach der Stellung, die man zu Gobineau wie zum Germanentum einnimmt, mag man ihm dieſen Standpunkt danken oder zugute halten. Rechnung tragen aber muß ihm ein jeder, und es iſt nicht mehr wie recht, daß, nachdem die

verschiedensten Beurteiler im Laufe dieser Erörterungen reichlich zu Worte gekommen, er selbst dies letztlich nochmals erhält, um uns darüber zu belehren, was ihm seine Vorfahren bedeuteten.

Er hat mit diesen Vorfahren, imaginären wie wirklichen, gelebt wie mit etwas leibhaftig Gegenwärtigem. Er sah sie in sich wiedergeboren, zusammengefaßt. Er fühlte sie um sich, in sich. Er entnahm ihrem Beispiel — oder auch er legte in sie hinein — den Drang des Suchens, die Aktivität des Geistes, den leidenschaftlichen Hang zur Unabhängigkeit, die zähe Geduld im Verfolgen von Zielen und Plänen, die er in sich selber fühlte (p. 23 ss.). Bemerken wir wohl, wie unrecht diejenigen ihm getan haben, die ihm andichteten, er habe mit seiner Abkommenschaft von Ottar sich vor allem einer ihm vom wirklichen Geschick versagten Herrlichkeit und Größe teilhaftig machen wollen. Nein, das wäre ganz gewiß nicht gobineauisch gewesen. Er ist auf dies „unter den Hammerschlägen des Geschicks gehärtete Geschlecht" (p. 246) gerade dann am stolzesten, nachdem es zu Falle gekommen und seine Sprossen — die ersten Gobineau — dennoch durchhalten und nicht verzagen (p. 297), sondern auf neuem Grunde in unablässiger Arbeit die alte Tradition des Geschlechtes fortführen.

Es gibt eine Einheit der Kraft in der sittlichen wie in der materiellen Welt. Es will nichts besagen, daß Gobineau den Schwerpunkt seiner bewundernden Liebe für die Ahnen so stark nach der kriegerischen Seite verlegt hat. Die Grundkräfte und Grundtriebe, die Maßstäbe der Größe, der Tüchtigkeit, das Letztbeseelende, der ritterliche Sinn zumal sind hier wie dort das gleiche. Ob er Phantasie-, ob Wirklichkeitsgebilde hingestellt, in jedem Falle ist, von dieser Seite aus besehen[1],

[1] Es ist bezeichnend, und eine schöne Fügung, daß es dem Herzensverständnis zweier Frauen vorbehalten blieb, in das Innere des

die Quinteſſenz des Ottar ein Selbſtbildnis. Und ſo durfte denn auch der Mann, der dies geſchaffen, erſt auf der Höhe des Lebens, und dann gegen deſſen Schluß zu einer Zeit, da

Ottar Jarl wie ſeines Schöpfers beſonders tief einzudringen und den wahren Sinn des erſteren als vom äußeren Verlauf der Dinge unabhängig oder doch nicht ausſchließlich abhängig, die ideelle Kontinuität im Adelsleben, das wirkliche Vorhandenſein echter tapfer und unabhängig geſinnter Adelsmenſchen in allen Wandlungen der Geſchichte als die eigentliche Hauptſache zu erweiſen. Madame Renan und Caroline de Gobineau haben, jede in ihrer Weiſe, erſtere mehr in Anwendung auf Gobineau ſelbſt, letztere mehr in Bezug auf den Adel im allgemeinen, dieſe gewiſſermaßen allegoriſche Bedeutung des Werkes zum Ausdruck gebracht. Madame Renan ſchreibt am 8. November an Gobineau: „Cette psychologie mêlée à l'histoire est une des plus intéressantes choses. C'est une explication de vous qu'aucun récit des faits matériels de votre vie ne pourrait donner d'une manière aussi intime et aussi profonde ... C'est l'œuvre le plus intimement liée à vous, c'est l'œuvre de toute votre vie, de toutes vos prédilections ... Vos chapitres sur la persistance ethnique et sur Ottar Jarl et les siens sont une philosophie complète de l'idée de race, où la persistance du type moral et du type physique se poursuit à travers les modifications légères des individus amenés par les milieux différents. Et c'est ainsi que vous êtes bien le descendant du grand ancêtre norvégien et que vous reproduiriez chacun de vos aïeux si vous vous trouviez dans une situation analogue à la sienne, grand baron féodal comme Hugues de Gournay, ou prêt à faire la St. Barthélemy, comme Étienne." Und Caroline am 27. Oktober 1879: „Si la première partie me paraît belle, je trouve la transition des branches aînées aux branches cadettes, et même plus tard leur apparente extinction dans les luttes du moyen-âge bien plus remarquable encore; car pour retrouver ces lignes brisées il a fallu un travail incompréhensible, pour en faire de nouveau un faisceau, et en tirer tous les éléments de la haute bourgeoisie et de la noblesse moderne. Je trouve cette idée si juste qu'elle me semble irréfutable. Peut-être ne s'accorde-t-elle pas avec les préjugés nobiliaires de notre époque, où l'on veut être comte et marquis de génération en génération depuis des siècles, mais nos ancêtres avaient des notions plus sensées que cela, et c'est assurément parcequ'ils possédaient un bon sens pratique et droit qu'ils ont pu pendant des siècles gouverner

das Geſchick mit ihm noch weit härter umgeſprungen war als je mit einem Gournay oder Gobineau, ſtolzen Mutes mit der Schweſter, die mit ihm gemeinſam das Geſchlecht beſchloß, Worte austauſchen wie dieſe:

(Arthur an Caroline, 7 novembre 1867): „Je te prie de remercier bien affectueusement le bon père bénédictin qui a célébré deux messes pour nos ancêtres à St. André de Bordeaux. Peu de choses m'ont été plus au cœur. C'est mon idée capitale ou plutôt, je n'ai que celle là et toutes les autres en partent et en reviennent. Ou trouves-tu que nous sommes dégénérés depuis le viking Eudes? Je ne me trouve pas dégénéré, mais bien le monde qui entoure."

(Caroline an Arthur, 27 octobre 1879): „J'ai voulu voir la dernière page avant la première, et j'en ai éprouvé une sorte d'émotion, ce pauvre cher Joseph Arthur entre ses deux sœurs, l'une morte à 3 ans, l'autre qui n'est plus du siècle, c'est tout dire, voilà une noble race qui finit . . . Les Gobineau sont finis, et nous en sommes les derniers, mais fidèles à l'esprit de nos ancêtres, jusqu'au bout."

Und endlich Arthur ſelbſt am Neujahrstage 1880:

„Toi et moi, nous sommes les deux derniers."

* * *

Wir haben hiermit unſere Unterſuchungen beſchloſſen und laſſen nun nur noch einige ältere Kundgebungen über Ottar Jarl folgen, in welchen, wenn nicht alle, doch die Hauptfragen und -geſichtspunkte, welche dieſes Werk weckt, eine verſchiedenartige, aber immer intereſſante Beleuchtung erhalten, außerdem

leur pays, et si les gentilshommes français avaient bien voulu depuis Louis XIV. ne pas s'avilir à perpétuité dans les antichambres de Versailles et y perdre leur influence et leur autorité légitimes dans leur province, nous ne serions pas où nous en sommes."

manche Einzelheiten daraus geklärt oder berichtigt und ſo zur Ottar-Kritik wertvolle Beiträge geliefert werden. Die Verfaſſer dieſer Briefe und Abhandlungen ſind Jules Delpit, der bekannte Hiſtoriker und Antiquar der Gironde, Léo Drouyn, der Verfaſſer der „Guyenne militaire“ und anderer ſeine Heimat behandelnder Werke, endlich Albert Sorel, der große Hiſtoriker.

Izon, 31 octobre 1879.

Cher Monsieur

Ce que j'avais prévu en ouvrant votre volume s'est confirmé en le lisant. Votre livre est amusant, charmant, habile, étudié audelà des bornes ordinaires de l'érudition; mais votre thèse philosophique n'est pas admissible et malgré l'adresse de votre plaidoirie vos conclusions seront rejettées par le plus intègre des juges monseigneur le Public.

D'un autre côté ce n'est pas impunément que vous avez voulu révolutionner les usages héraldiques et généalogiques. Personne après vous avoir lu ne serait en état de reconstituer un arbre généalogique de votre famille, même en admettant comme positifs ces prétendus changements de prénoms en noms et cette identité des lignes héraldiques placées horizontalement avec les lignes placées perpendiculairement, et avec des émaux différents. L'absence des noms de famille à la suite des prénoms dans vos tableaux et dans vos chapitres, déroute les esprits les plus attentifs.

Incidemment pourquoi changez vous les *allérions* de votre *face* en *corbins?*

Ça et là vous avez aussi commis quelques erreurs. Vous placez: Burgos en Aragon; Macau en Bourgès; vous appelez Bedeuil madame Redeuil; enfin le *palé* à la bordure *bezantée* qui a été gravé sur le portail d'Izon est certainement des Montferrand et non pas des Gournay.

C'est égal, votre livre m'a bien vivement intéressé et il m'a appris, même sur l'histoire de Guyenne, bien des choses que j'ignorais.

Mme Delpit et Madelaine s'associent aux félicitations et amitiés que je vous adresse, éclairé d'un soleil aussi beau et aussi chaud que peut être celui de la villa Albano.

Le tout vôtre

Jules Delpit.

Izon, 14 nov. 1879.

Cher Monsieur

J'ai hésité à vous envoyer le compte rendu d'Ottar Jarl, que le *Courrier de la Gironde* a mis tant de temps à imprimer, cependant je vous l'ai expédié hier et j'ai bien fait. En littérature comme en religion il n'y a rien de pire que l'indifférence et ce *polisson* de Cicéron a peut-être eu raison de dire: *Etiam in ea quae de contemnenda gloria scribunt nomen suum inscribi volunt.* Ce qui n'empêche pas que ni vous ni moi ne tenons pas beaucoup à ce que tout le monde pense en tout comme nous. Si un citoyen quelconque, s'appelait-il le *citoyen public,* ne partage pas nos idées tant pis pour ce malheureux citoyen.

J'aime beaucoup la désinvolture avec laquelle vous vous proposez à réparer les inadvertances que je vous ai signalées. Elle m'a rappelé celle de Mr L. Veuillot auquel j'avais reproché d'avoir fait un seul personnage du père et du fils et qui me répondit avec une aisance charmante: „Eh bien! je dédouble ce père et me voilà quitte."

Malgré la différence des verres de nos besicles je n'en admire pas moins le talent de Mr Veuillot et celui de l'auteur d'*Ottar Jarl.*

A propos saviez vous qu'il y avait à Bordeaux une famille Otard.

Votre cousine et sa mère vous aiment autant qu'elles vous ont toujours aimé; vous voyez donc que vous pouvez venir sans crainte que, mari jaloux, je vous saute à la figure pour autre chose que pour vous embrasser.

Jules Delpit.

Journal de la Gironde, 12 novembre 1879.

Histoire d'Ottar Jarl, pirate norvégien, conquérant du Pays-de-Bray, en Normandie, et de sa descendance, par le comte de Gobineau. — Paris, 1879. Didier in-12, 450 pages.

On ne se douterait guère, en lisant le titre ci-dessus, qu'il s'agit de la généalogie d'une des familles les plus connues dans Bordeaux, celle de M. le comte Joseph-Arthur de Gobineau. L'auteur est un de nos diplomates et de nos littérateurs les plus distingués: envoyé successivement en Grèce, en Suisse, en Perse, au Brésil, en Suède, etc., parlant avec facilité toutes les langues de l'Europe et de l'Asie, il est maintenant sculpteur à Rome, après avoir publié des poëmes, des romans, des histoires et d'importants travaux de philosophie et de linguistique très appréciés du monde savant.

Ce n'est pas pour la gloriole de terminer une ennuyeuse généalogie comme la terminent la plupart des d'Hoziers modernes, en disant: „D'où sont venus, noble Bébé ou noble Poupard, vingtième du nom“, que M. de Gobineau a fait remonter sa famille jusqu'au neuvième siècle; il a voulu avant tout faire l'application de théories formulées dans son livre sur les causes de l'inégalité des races humaines

à une longue série d'ancêtres. Persuadé qu'il descend d'un pirate norvégien, il a recherché dans l'histoire des descendants de ce pirate l'application des lois philosophiques qu'il avait déjà révélées.

C'est ce qui explique comment, écrivant une longue généalogie dont les Duchesne, les Laboureurs, les Baluzes etc. eussent formé deux ou trois immenses volumes *in-folio*, son travail n'occupe qu'un minuscule volume *in-douze*, dans lequel des dissertations théoriques enlèvent une grande place aux détails généalogiques proprement dits.

M. de Gobineau s'occupe peu de l'individu lui-même; il ne l'étudie que pour faire ressortir les qualités distinctives de la famille à laquelle il le rattache. Ce système a permis de donner à une généalogie l'intérêt d'une dissertation profondément fouillée et dans laquelle se trouvent habilement enchâssés une série de tableaux étincelants d'esprit, de verve, de finesse et d'éclat. Le descendant d'Ottar Jarl connaît intimement toutes les localités habitées par ses ancêtres, et sa dissertation est véritablement étourdissante de recherches et d'érudition.

Malheureusement ces qualités aussi incontestables que remarquables, n'ont été obtenues qu'au détriment de certaines conditions impérieusement exigées par la science.

Ainsi les citations trop abrégées manquent quelquefois de précision, et souvent même elles sont absentes dans des circonstances où elles eussent été absolument nécessaires.

L'auteur s'en rapporte trop souvent à des écrivains de seconde main, en sorte que quelques-unes de ses conclusions ne sont rien moins que justifiées. Ainsi quand il adopte trop complaisamment les assertions si souvent hasardées de l'*Histoire du commerce*, de M. Francisque Michel, et qu'il renchérit sur les erreurs commises ou adoptées par son

guide, il doit en résulter des amalgames où la logique peut se trouver aussi froissée que la vérité.

Souvent aussi, quand une difficulté généalogique se présente, on voit s'accumuler autour de ce passage une multitude de raisonnements d'une métaphysique nuageuse, en sorte que la question devient confuse, vague, insaisissable, et que M. de Gobineau peut se persuader qu'il a rattaché à la même famille des individualités qui, ne portant ni des noms, ni des armoiries identiques, n'ont vécu ni dans la même époque ni dans la même contrée.

Malgré ces inconvénients et ces défauts, ce livre est intéressant, curieux et précieux. Il est écrit d'un style souvent élevé et sévère, toujours heureux, piquant et alerte; c'est un cliquetis incessant d'anecdotes, de raisonnements, de traits et de faits qui retentissent, frappent, écrasent ou glissent sans toucher, mais qui sont toujours amusants, instructifs, et souvent d'une grande valeur historique.

L'auteur est sincèrement monarchiste et religieux, cependant il est plusieurs fois justement sévère et même très dur pour la Monarchie et pour le clergé.

L'histoire des descendants d'Ottar Jarl est particulièrement intéressante pour nos contrées méridionales. Les bornes de ce journal ne me permettent pas de citer tous les épisodes qui concernent la Guyenne, mais je puis et je dois en citer quelques-uns.

J'indique comme particulièrement fouillés et remarquables les chapitres sur les Gournay gascons: Thomas de Gournay, meurtrier d'Edouard II, et Mathieu de Gournay, sénéchal des Landes.

Puis, l'article sur Robert de Canole, le célèbre routier, dont un descendant périt si malheureusement pendant les troubles de la Fronde.

Dans le chapitre intitulé: *Bordeaux ancien*, on trouve

un résumé clair, précis et plus complet que tous ceux qui ont été écrits jusqu'ici sur l'histoire de Bordeaux au moyen-âge.

Je puis encore citer les notices sur Jacques, le jurat; sur Étienne, l'assassin; sur Pierre-Joseph, le commensal du roi. Celui-ci épousa une parente du fameux comte de Mélac, quasi-maréchal de France. C'est une illustration bordelaise que pas une biographie locale n'a mentionnée. Quelques mots suffisent pour donner une idée de ce qu'a été ce général du grand siècle: Six filles publiques ayant offensé les principes de morale du général, celui-ci, pour les punir, les fit défiler toutes nues entre les rangs de ses soldats. Quant à la probité et à la modération d'Ezéchiel Dumas, comte de Mélac, M. de Gobineau, après les avoir racontées, ajoute: „Elles ne seront jamais oubliées, tant qu'il y aura dans les boutiques de boucherie du Palatinat un dogue pour porter le nom de Mélac."

En résumé, l'histoire d'Ottar Jarl sert de preuves à une dissertation anthropologique très-habile, très-hardie, très hasardée, peut-être; mais qui joint à l'utilité de l'histoire, l'intérêt d'un roman.

Si quelque lecteur s'étonne que j'aie adressé tant de critiques à un livre si intéressant et si remarquable, je l'explique en disant: Je suis très-souvent cité dans ce livre, et je suis un des amis les plus dévoués de l'auteur.

Jules Delpit.

Bordeaux le 16 9bre 1879.

Monsieur

Je suis honteux de ne vous avoir pas écrit, depuis que j ai reçu votre curieuse et très intéressante histoire d'Ottar-

Jarl. Si je suis si en retard c'est que, bien que je l'aie parcourue chez Mr Delpit à Izon, je voulais la lire avec attention dans le volume que j'ai trouvé à mon arrivée à Bordeaux, y prendre des notes etc. J'ai trouvé tant de choses en retard sous tous les rapports que je n'ai pas encore ouvert mon exemplaire. Et comme, à la première vue, j'ai compris que c'est un livre qu'on ne lit pas seulement, mais qu'on étudie, j'ai remis cette étude à un moment où je serai débarrassé de tout le reste.

Permettez-moi de vous dire, en attendant, que ma première impression a été très agréable, vous y qualifiez les barbares de non barbares, cela a toujours été mon opinion; ils étaient en tout presqu'aussi avancés que les peuples qu'ils envahissaient; d'autres mœurs: voilà tout. Les quelques mots que vous dites des travaux des moines au XIIe et au XIIIe siècle sont parfaits. Votre étude sur la chevalerie au moyen-âge aussi; celle sur le comte du Mas de Mélac m'a fait le plus grand plaisir; il faut vous dire que j'ai de nombreux documents sur ce personnage et que je compte le faire paraître, en habit de lieutenant-général et en sabots, dans un fascicule de mes *variétés girondines*. Je sais où il est né, je connais ses propriétés et sa famille etc. mais hélas! je ne pourrais peut-être pas, comme vous, fouiller au ministère de la guerre.

Permettez-moi de vous dire que vous avez trop de confiance dans la bonne foi d'O'Gilvy; que Marguérite de Léon, et non Lion, n'était pas *princesse* de La Trène; mais ***paroissienne*** de La Trène. Je vous dirai aussi que Macau n'est pas en Bourgès mais en Médoc, et que bien des noms du pays sont écorchés. Le lien des Gobineau avec les Gournay n'est pas non plus, pour moi, très clair.

Quoiqu'il en soit j'ai lu avec bien du plaisir, mais en courant, et je vais relire la plume à la main.

Je chercherai encore pour vous et je dirai à mes amis de chercher. J'ai peur de ne rien trouver, ou peu de chose, parceque je travaille maintenant le Réolais et le Bazadais où les Gobineau n'ont pas paru, je crois.

Veuillez recevoir, Monsieur, avec mes sincères remerciements, l'assurance de tout mon respect

Léo Drouyn.

A M. Léo Drouyn, 20. 9br. 1879.

Monsieur

Je reçois votre lettre et je vous remercie bien sincèrement de ce que vous voulez bien me dire d'obligeant et plus encore de la façon sérieuse dont vous me semblez entrer dans l'idée fondamentale de mon livre. C'est pour ce motif que je répondrai de suite à votre remarque. „Le lien des Gobineau avec les Gournay n'est pas pour moi très clair."

Vous avez de suite compris que mon but n'était pas da faire une généalogie au sens propre du mot. J'en aurais eu tous les moyens que cela n'eût formé que l'intérêt bien secondaire de mon ouvrage. Les plus élaborés et les plus complets de ces sortes de travaux se heurtent tous à des difficultés les unes placées vers le XIIIe siècle, les autres plus haut, qui maintiennent malgré les efforts les plus habiles et les ressources les plus étendues des solutions de continuité, dont on ne vient à bout qu'à l'aide d'hypothèses fort nuisibles et d'autant plus qu'elles donnent lieu de soupçonner la bonne foi dans une matière où les maîtres de l'art ne travaillent évidemment désormais que pour produire des résultats de vanité, quand autrefois on cherchait à en faire résulter des avantages matériels d'hérédité.

J'ai voulu faire un livre d'une nature très différente qui eût une valeur non pour moi seul mais pour une classe étendue de lecteurs. J'ai eu l'intention de proposer une nouvelle base pour l'histoire et je crois fermement que si on s'attachait ainsi dans chaque province à rechercher avec exactitude l'origine ancienne du plus grand nombre de familles possible en se préoccupant très peu du désir de leur maintenir une constance impossible d'élévation dans le rang social, on obtiendrait ainsi un point de départ plus sérieux et on arriverait à des résultats plus effectifs pour connaître et juger la vie des populations qu'on ne l'a fait jusqu'à présent en raisonnant non sur des faits essentiels, non sur la connaissance des races dont elles se composent et dont elles déploient nécessairement les défauts et les qualités originelles, mais sur des théories métaphysiques et des suppositions patriotiques.

Dans l'histoire d'Ottar Jarl, je ne me suis préoccupé jusqu'au IXe siècle que d'établir l'origine scandinave qui ne pouvait faire question. Du IXe siècle au XIIIe, j'ai suivi les auteurs monastiques mis en œuvre par Daniel Gurnay et la Mairie et les documents manuscrits, chartes et autres. Avec le XIIIe siècle commence pour les Gournay Beauvaisins une période où j'ai eu pour soutien unique des chartes que j'ai toutes citées, ainsi que les collections dont elles font partie. Ici commence l'impossibilité d'établir des filiations suivies qui n'avaient pas fait défaut jusque là. Mais il n'y a pas de doute que l'on a bien à faire aux descendants d'Ottar Jarl, 1° parce qu'ils occupent encore les terres acquises déjà depuis des siècles à la famille; 2° parce qu'ils continuent ça et là à en porter le nom le plus ordinaire; 3° parce qu'ils ont les armes de la branche de Renaud pour la plupart (p. 145), et Robert de Canolle les restaurant dans l'église de Yarmouth (p. 235) au XIVe

siècle en prouve la durée, la perpétuité, et par là, l'existence des mêmes Gournays authentiques, en plaçant les armes dans une église qui est essentiellement aux Gournays. C'est là une preuve supplémentaire décisive à ajouter aux trois données tout à l'heure que les Gournay qui s'armaient alors des trois corbeaux et des trois anneaux étaient bien toujours de vrais et positifs Gournays à la fin du XIVe siècle. Jusqu'ici donc, point de doute possible, bien que nous n'ayons pas de filiations.

A la fin du XIVe siècle, apparaît Gauvain de Gournay, et en même temps que la petite — fille de celui-ci, Jeanne de Gournay, Madame de Boulainvilliers, suit son mari, Jean de Boulainvilliers, grand bailli de Bourges, dans le Berry, paraît dans cette même province un autre Gauvain ou Gobinot de Gournay qui succède à deux autres Gauvain de Gournay (p. 237—241 et p. 447) de sorte que de 1373 à 1498 cinq Gournays se succèdent qui portent le nom de Gauvain et de Gobinot devenu chez eux patronymique par un usage de cent vingt-cinq ans à tout le moins. La migration de ce Gauvain ou Gobinot de Gournay de 1453 est tout-à-fait explicable par celle de Jeanne de Gournay et il ne l'est pas moins de trouver après ce Gournay un autre Gobinot de Gournay en 1498 que ses fonctions militaires montrent temporairement à Brest et, en même temps, d'autres Gournay comme Robert, comme André de Gournay descendant avec les compagnies d'ordonnance. Gobinot de Gournay, Robert de Gournay, André de Gournay, sont tous détachés du Beauvaisis (p. 242, 243). Ils cherchent leur vie dans les compagnies d'ordonnance, les autres, Guillaume et Thomas Gobinot et Jehan de Gournay, au même temps, dans la même année [nicht ſicher, korrigiert en même année] (1474, p. 272) dans les mêmes lieux, à Luiye, à Pratz et à Belver, ne trouvent de place que parmi les

francs-archers. Ainsi, reprenant les preuves que j'ai relevées tout à l'heure: 1° tous ces archers portent le nom choisi par les Gournay de la branche de Renaud et porté par eux pendant 125 ans; ils s'appellent Gobinot, Govinot, Govinau, Gouvinel et c'est leur nom particulièrement en propre. 2° ils ont perdu leurs possessions dans le Beauvaisis et tous descendent tantôt avec les compagnies d'ordonnance, tantôt avec les francs-archers, dans et au-delà du Berry, de là dans le Bas-Poitou (p. 270) de là avec l'armée du Roussillon (p. 272) et dans la Gascogne (ibid.) et ils se retrouvent à Bordeaux dans la personne de Simon Gavein, appelé aussi Simon Gauvinhaut (p. 312) pour ne plus se quitter, allant habiter ensemble Izon, St. Loubès, Nérigean, les uns Gobineau, les autres Gournay, sans y avoir jamais passé auparavant, et, pour conclure, les Gobineau ont les armes de la branche de Renaud, tantôt les trois anneaux, tantôt les trois corbeaux (p. 437).

J'admets sans difficulté que, s'il s'agissait d'établir une question d'hérédité, un fait de non-dérogeance, ou quelque point semblable, à la façon des préoccupations généalogiques ordinaires, l'absence de filiations rendrait l'effort assez vain; mais comme il n'y a ici rien de ce genre et que le seul point intéressant y est l'identité d'origine, je considère ce point comme aussi démontré, appuyé, prouvé qu'on le peut souhaiter et le reste, curieux pour moi et désirable sans doute, ne l'est pas pour ce qui est utile à mon but principal.

En ce qui concerne les critiques de détail, j'y suis sensible comme je dois et en tiendrai grand compte en temps utile. Ne me croyez pas si confiant dans les assertions de M. O'Gilvy et des autres. Je puis sans doute avoir répété quelques-unes de leurs erreurs, mais si vous voulez bien y regarder de près, vous verrez que la conséquence n'en

va pas loin. Ce qui me ferait grand plaisir, serait de vous voir parler de mon livre en tenant compte de ce que je vous expose ici. Je vous en aurais une reconnaissance particulière. De mon côté, je pourrais peut-être vous venir en aide au sujet des correspondances de M. de Mélac. Veuillez me dire ce qui vous serait agréable; mais ce à quoi j'attache un prix tout particulier, c'est à la promesse que vous voulez bien me faire de relever tout ce qui pourrait m'être utile et de me recommander aussi à vos amis. Je me permettrai de vous signaler plus tard les points où je crois que vous pourriez me donner des services (sic) fort utiles.

Adieu, Monsieur, croyez toujours combien je suis votre plus dévoué serviteur

Cte de G.

Bordeaux rue Desfourniel 30.
le 27 X^bre 1879.

Monsieur

Je vous envoie le journal *La Guienne* où j'ai rendu compte de votre beau livre. Je l'ai fait aussi consciencieusement qu'il m'a été possible. Si je n'ai pas toujours partagé votre opinion; si je n'ai pas complètement adopté votre manière de faire et de comprendre une généalogie, si j'ai conservé mes doutes sur la liaison des Gobineau avec les Gournay, si j'ai fait quelques critiques de détails, je n'en considère pas moins votre livre comme une production excellente et un des ouvrages les mieux composés que je connaisse.

Lorsque j'ai reçu votre lettre j'avais commencé à relire Ottar Jarl et cette seconde lecture que j'ai faite avec le

plus grand soin, m'a été encore plus agréable que la première que j'avais faite à Izon et à la hâte. C'est donc après mûre réflexion et en toute conscience que j'ai composé mon article.

Je dois vous dire que le rédacteur en chef de La Guienne ne l'a fait passer qu'à la condition que vous *enverriez* un exemplaire à la direction, rue Gouvion, à Bordeaux.

J'ai ramassé bien des notes sur Mélac dans les papiers de sa famille; je suis à peu près sûr qu'il n'y a aucun lien de parenté entre les du Mas de Fontbrauge, et les du Mas de Libourne, et ceux de Mélac. Je connais bien des du Mas qui ne sont pas parents entre eux.

Le Mélac est un personnage dont je serai bien heureux de dire quelques mots dans mes *variétés Girondines*, car il est Girondin, mais il me manque bien des lettres de sa correspondance, et bien des mémoires qu'il a composés, quoique j'en aie beaucoup trouvés, soit en original soit en copie, dans les papiers que j'ai eu le bonheur de trouver. Aidez moi, je vous prie, et croyez moi, Monsieur, le plus chaud de vos serviteurs et admirateurs

Léo Drouyn.

La Guienne, 28 décembre 1879.

Histoire d'Ottar Jarl

pirate norwégien, conquérant du pays de Bray, en Normandie, et de sa descendance, par le comte de Gobineau.

Cet ouvrage est-il un livre d'histoire dans la plus nette acception du mot? Est-ce un roman historique? Est-ce une généalogie? A ces trois questions il peut être répondu: oui et non.

Ce n'est pas un livre d'histoire tel qu'en composent ordinairement les auteurs réputés historiens; cependant, tous les faits qu'il renferme sont puisés à des sources historiques et prennent les allures de l'histoire. Ce n'est pas un roman historique; il est, du moins, évident que l'auteur n'a pas eu l'idée d'en faire un; et cependant certains faits et quelques situations paraissent si extraordinaires qu'on est tenté, par moments, d'avoir des doutes. Ce n'est pas une généalogie telle qu'en établissent les maîtres du genre; on n'y voit pas de filiation suivie et les suppositions sur les paternités et les descendances y sont nombreuses. Une généalogie de cette nature ne pourrait être scientifiquement acceptée même par les familles les moins scrupuleuses.

Qu'est-ce donc? C'est un livre amusant, instructif, écrit dans un style coloré, brillant, serré, rempli de faits bien groupés, d'appréciations justes sur l'histoire, depuis le IXe siècle jusqu'à la Révolution de 1789. C'est un livre touchant à tout, où la science et l'érudition historique sont toujours sur la brèche, à côté de la fantaisie et de l'imagination.

L'auteur n'a pas de parti-pris; il juge les hommes et les choses suivant les époques et les milieux où ils vivent et où elles se passent. Il groupe, dans son livre, les grands faits historiques, y fait agir les personnages qui y ont joué un rôle brillant et donne ainsi, en quelques pages, un aperçu des événements les plus remarquables des huit siècles écoulés depuis Ottar Jarl; le tout mêlé de réflexions neuves, piquantes et ingénieuses.

M. le comte de Gobineau, ancien plénipotentiaire en Perse, en Grèce, au Brésil et en Suède, descend (il le dit du moins) d'Ottar Jarl, lequel descendait d'Odin à la vingtième génération. Ottar Jarl vivait, au IXe siècle, de piraterie, quand il descendait dans le midi avec ses com-

pagnons; de commerce et d'agriculture, quand il était dans ses propriétés sur la côte occidentale de la Norwège, bien haut vers le nord. Après des aventures extraordinaires et des voyages bien plus extraordinaires encore, il finit par s'établir dans le pays de Bray, en Normandie, qu'il avait conquis, et mourut dans un âge fort avancé, laissant ses conquêtes à son fils dont les descendants prirent le nom d'une des principales villes du pays: Gournay.

L'histoire de ces Gournay est des plus intéressantes. Après s'être solidement établis dans leur terre, et convertis au christianisme, ils fondèrent entre autres l'abbaye du Bec et se lièrent d'amitié avec Lanfranc, premier abbé et son successeur S. Anselme. C'est là que M. le comte de Gobineau, après nous avoir fait assister avec Ottar Jarl aux scènes de meurtre et de pillage, nous transporte auprès de ces grands hommes, dans un milieu paisible aux mœurs raffinées, où nous contemplons des spectacles d'une tout autre nature; nous prenons part aux réunions de ces savants religieux et de la famille de Hugues II de Gournay, soit au couvent, dans le salon des hôtes, soit dans la grande salle du château; nous écoutons ces causeries intimes où sont traités, tour à tour, les sujets les plus graves et les plus élevés sur l'histoire, les faits contemporains, la religion, et dans lesquelles les plaisanteries de bon aloi ne sont pas dédaignées. Nous voyons les travaux de ces moines cultivant la terre, fondant des villages et des usines, écrivant ces manuscrits dont les caractères et les enluminures excitent notre admiration; conservant les œuvres de l'antiquité grecque et romaine, et ne dédaignant pas d'en composer eux-mêmes de remarquables; travaillant et priant.

Mais ces temps prospères eurent un terme. Le pays de Bray, situé entre les possessions de la France et de l'Angleterre, eut à souffrir des guerres incessantes de ces

deux rivales. Après bien des fluctuations les Gournay restèrent Anglais.

M. le comte de Gobineau se complait à écrire l'histoire de Mathieu de Gournay et de son parent Robert de Knolles (Canolle), qui guerroyèrent pendant le XIVe siècle. C'est une des parties les plus intéressantes et les mieux traitées du livre; Froissart, dont l'auteur a adopté les vives allures, est son guide. Mathieu de Gournay se marie en Gascogne, y fait souche et va mourir en Angleterre.

La guerre de cent ans terminée, les Gournay tombent comme presque toute la noblesse de cette époque désastreuse. M. de Gobineau, après avoir suivi la marche ascendante de cette noblesse, qui a fait la conquête de l'Orient; bâti nos plus beaux monuments militaires; fondé nos plus splendides abbayes, changé la face de l'Europe occidentale, nous initie aux causes de sa décadence au milieu du XVe siècle, et à la prospérité de la bourgeoisie des villes d'où est issue la noblesse moderne.

C'est alors, suivant lui, qu'un Gournay, dont le prénom était Gauvin, abandonne son nom de terre et garde son prénom qui devient, par la forme diminutive fort adoptée à cette époque: Gauvinot, Gaubinot, et, après avoir passé par toutes les variantes et toutes les orthographes, s'arrête à Gobineau. Ces Gauvin quittent la Normandie, font une station dans le Berry et arrivent dans le pays bordelais avec les milices royales dans lesquelles ils servent en qualité de franc-archers; là, les uns continuent à porter les armes, les autres achètent on ne sait comment, M. de Gobineau ne nous le dit pas, des terres, ou deviennent bourgeois et marchands de Bordeaux, ce qui donne à l'auteur l'occasion de parler de l'ancien Bordeaux, du commerce bordelais, de la Fronde, de la Saint Barthélemy, du Parlement, de toutes les personnes notables de la ville et de la campagne,

de leur vie publique et privée, soit dans leurs maisons de Bordeaux, soit dans leurs habitations des champs. Ici les anecdotes abondent, toutes puisées à des sources authentiques, dans les archives de la ville, dans celles du département ou des particuliers. Enfin arrive le XVIII siècle et le maréchal de Richelieu et ses salons; puis la construction de la maison Gobineau bâtie par le grand-père de l'auteur.

Le but de M. le comte de Gobineau n'a pas été de dresser une généalogie dans le sens propre du mot; il en aurait eu les moyens et l'aurait fait que cela n'eût formé que l'intérêt secondaire de son ouvrage; il se serait heurté, comme presque tous les généalogistes les plus consciencieux, à des difficultés, les unes placées au XIII siècle, les autres plus haut et presque toutes au milieu du XVe; difficultés que ces sortes d'écrivains ne franchissent bien souvent qu'à l'aide d'hypothèses qui donnent lieu de soupçonner leur bonne foi; et c'est en cela qu'on pourrait croire, à tort peut-être, que le livre de M. de Gobineau incline quelque peu vers le roman historique, ou plutôt le roman généalogique. Qu'Ottar Jarl descende d'Odin, c'est possible; que les Gournay descendent d'Ottar, nous le voulons bien; qu'ils changent leur nom barbare contre celui de leur seigneurie, rien de mieux. Ceux-ci restent en France, ceux-là passent en Angleterre où ils font souche, les autres en Gascogne, soit; mais pourquoi changent-ils de nom juste au XV siècle? Pourquoi abandonnent-ils le nom illustre de Gournay pour prendre celui de Gauvin? Pourquoi ces Gauvin ne sont-ils que franc archers dans les compagnies françaises? Pourquoi les Gobinot arrivent-ils en Bordelais juste au moment où les possesseurs d'abbayes et de châtellenies, voyant leurs terres ruinées et désertes, à la suite de la guerre de cent ans, réclament, par tous les moyens et dans tous les pays,

des tenanciers pour ces terres qu'ils acensent à des conditions si douces que les étrangers affluent en nombre considérable? Les Gobineau furent peut-être de ces étrangers; les terres qu'ils avaient acensées étaient, sans doute, fertiles et leur étendue considérable; ils étaient vaillants, ils ont prospéré; pas tous cependant.

Nous sommes étonnés que M. de Gobineau, qui s'est procuré, à Bordeaux et ailleurs, tous les documents qu'il a mis en œuvre, n'ait pas dressé des Gobineau une filiation plus scientifique dont il a, nous n'en doutons pas, tous les éléments, ainsi que le prouvent ses tableaux généalogiques.

En somme, l'histoire d'Ottar Jarl est un livre sérieux et surtout bien fait, où les renseignements abondent, où les sources sont saines. Pourquoi faut-il qu'il renferme quelques fautes d'inattention que des Bordelais ne peuvent laisser passer? Comment se fait-il que le connétable du Guesclin, prisonnier du prince de Galles, fut détenu au fort du Hâ qui n'a été construit qu'en 1454, cent ans environ plus tard? Pourquoi Macau est-il placé dans le Bourgès, tandis que c'est un gros bourg du Médoc? Pourquoi la rue du Cancéra est-elle près de la Porte-Dijeaux? etc.

M. de Gobineau aime à se rattacher à toutes les familles illustres; à tous les hommes qui ont jeté quelque éclat dans les armes, les lettres, les sciences ou les arts; aux rois d'Angleterre et de France; aux Coucy; aux Knolles et à bien d'autres. Il ne dédaigne pas ceux d'un rang moins élevé: les du Mas, par exemple, et surtout du Mas, comte de Mélac (un de ses aieux ayant épousé une du Mas de Fontbrauge); mais il ne nous dit pas comment ce du Mas se rattachait au fameux gouverneur de Landau. Le nom de du Mas est si répandu dans le Bordelais, les localités appelées le Mas, sont si nombreuses que bien des familles,

qui n'ont, entre elles, aucun lien de parenté, portent ce nom qu'elles tirent du lieu d'où elles sont originaires.

Abstraction faite de ces quelques critiques, l'histoire d'Ottar Jarl est un fort bon et fort curieux livre que tout Bordelais devrait posséder dans sa bibliothèque.

Léo Drouyn.

Versailles, 3. nov. 79.

Mon cher ami,

J'ai reçu votre lettre au milieu des tracas du déménagement et de l'installation d'une grosse machine comme celle où je remplis le rôle de mécanicien[1]. J'y suis en plein. Cela ne m'a pas empêché d'aller chez Didier, de réclamer votre livre et de le lire. Tout ce que vous pensez, écrivez, composez ou dites, m'intéresse, parce que tout cela c'est vous-même, que cela ne ressemble qu'à vous et que vous ne ressemblez à personne. Le volume avait un prix tout particulier pour un vieux Normand comme moi. C'est vous dire que la première partie — toute épique, une vraie chanson de geste — m'a plus attaché que ne l'a fait le second épisode, des Normands en Gascogne. Vous avez dû dépenser beaucoup d'érudition dans cette première partie: vous avez fait très vivant, et on ne sent pas les notes. La partie délicate, c'est, comme toujours la transition, la disparition du Rhône. Votre chapitre sur les noms, très ingénieux et je crois très solide, donne sans aucun doute beaucoup d'assiette à ce qui suit. Tout ce travail où vous suivez la dispersion des rameaux et la persistance du caractère attachera tous ceux qui aiment l'histoire de France et la con-

[1] Sorel war Sekretär des Senats.

naissent un peu. Je voudrais bien en parler; j'y ferai mon possible, malgré le rude obstacle de la *spécialité* et de l'incompétence. A coup sûr je m'occuperai activement d'en faire parler par les gens qui se connaissent aux chroniques et aux textes. Mais je ne me pardonnerais pas d'attendre jusque-là pour vous remercier et rappeler à votre affectueux souvenir des amis — ma femme et moi — qui souffrent de votre absence et sont toujours heureux de penser à vous

Albert Sorel.

Es dürfte ſchließlich noch intereſſieren, Sorels Anſicht über die Herkunftsfrage der Familie Gobineaus zu erfahren, wie er ſie in ſpäteren Jahren in ſeinem ſchon einmal angezogenen Buche „Notes et portraits“ p. 232 niedergelegt hat. Er ſagt dort:

„Le fait est que le comte de Gobineau sortait de souche bordelaise, bonne souche de marchands et parlementaires, et que si la graine en venait du Nord, si les racines s'étaient, au passage, poussées en haute Normandie, voire en Angleterre, elles avaient monté là leur tige principale.“

Eine Auffaſſung, die ſich in der Hauptſache mit der unſrigen deckt, nur daß wir nach verſchiedenen neuen Aufſchlüſſen Grund haben, den nordfranzöſiſchen Urſprung noch ſtärker zu betonen.

Dokumente zum Leben einzelner Glieder der Familie.

Drei biographiſche Skizzen von Gobineau.

Von den folgenden drei, von Gobineau ſelbſt nicht zur Veröffentlichung gebrachten, biographiſchen Skizzen iſt völlig neu nur die über ſeinen Vater Louis. Von den anderen ſind einzelne Züge bereits in den Ottar Jarl aufgenommen (über den Oheim Thibaut Joſeph findet ſich ſogar noch eine fernere, ſtark ins Breite gehende und zur Veröffentlichung daher weniger geeignete Skizze im Nachlaß). Ich habe dennoch keinen Augenblick Bedenken getragen, ſie beide hier nochmals im vollen Wortlaut zu bringen, insbeſondere auch die etwas ausführlichere über den verarmten Vetter, weil gerade ſie mir faſt in jedem Worte beſonders charakteriſtiſch erſcheint.

Thibaut Joseph.

Fils aîné de Thibaut-Joseph et de Victoire de la Haye, il était né dix ans avant son frère Louis.

Comme le précepteur qu'on lui avait donné n'en pouvait rien faire, on le plaça au collège de Guyenne. Il y mit le feu. Il avait quatorze ans et on eut de la peine à arranger cette affaire. Il n'apprit jamais rien. Mais il était très joli homme, rempli d'esprit naturel, avec les plus belles et les plus grandes manières du monde, très adroit à tous les exercices du corps, grand joueur de paume, grand lutteur, grand duelliste et tout ce qu'il fallait pour soutenir toute sa vie la prétention qu'il avouait d'avoir été le plus audacieux mauvais sujet qu'on pût rencontrer.

Quand son père mourut, il avait vingt ans. On avait prétendu le marier à mademoiselle de Lambertie; mais, dans sa vieillesse, il se félicitait de n'avoir jamais éprouvé la moindre tentation d'épouser personne.

Il paraît certain, qu'il n'a jamais aimé qui que ce soit, excepté sa mère dont il parlait jusqu'à ses derniers jours avec un respect, une admiration et une tendresse très singulière chez un homme dont le ton était toujours si léger et si moqueur et son neveu, Joseph-Arthur, pour qu'il a éprouvé aussi et laissé voir une ou deux fois un attendrissement singulier.

Quand son père courut des dangers en 1794, Joseph fut averti par une de ses cousines, madame de Fontenay, qui venait de divorcer pour épouser le représentant du peuple en mission, Tallien et qui devint la princesse de Chimay, qu'il pouvait le sauver, en devançant la réquisition et en se faisant soldat.

Il avait dix-sept ans. Il n'hésita pas et entra dans le 8e bataillon des Volontaires de la Gironde. De là, il passa dans le 12e hussards. Il fit la guerre d'Espagne; mais comme il détestait la Révolution, il ne voulut jamais accepter même les galons de brigadier, resta simple cavalier et quand son temps fut fini, il rentra chez lui.

Il prit part avec ardeur à toutes les conspirations ourdies contre la République. Il était entouré d'une bande de jeunes gens déterminés comme lui et il leur arriva de se déguiser en soldats ou en gendarmes et d'aller sur les routes, attaquer les convois qui transportaient des Vendéens. Ils délivraient les prisonniers, après s'être battu contre la troupe, et les cachaient chez eux ou chez leurs amis.

Il prit part à la réaction et ne ménagea pas les Jacobins.

Sous l'Empire, on lui offrit une compagnie de cavalerie. Il refusa et continua jusqu'à la fin à afficher une hostilité prononcée pour tout ce qui existait alors. Du reste, il vivait tantôt à Izon, tantôt à Bordeaux, menant l'existence la plus folle et si bien en train de se ruiner, qu'il vendit tout ce que la famille possédait à Izon depuis le XVIe siècle et le mangea.

Lors de la Restauration, il se lia étroitement avec le prince de Talleyrand, M. de Montrond et toute cette société fort élégante, mais parfaitement vicieuse. Il passait tous les étés à Valençay, ce qui n'empêcha pas qu'en 1830, le prince ayant pris parti pour Louis-Philippe, Joseph cessa absolument de le voir.

Il se jetta très avant dans les affaires de Don Carlos et il ne tint pas à lui que les Royalistes ne fissent des tentatives violentes contre le gouvernement de Juillet. Jusqu'au dernier jour de sa vie, l'ardeur et l'emportement qui faisaient tout ce caractère ne se calmèrent jamais. Personne ne racontait comme lui, avec plus de charme et de mordant. Il traversait le boulevard en courant pour aller offrir la main, le chapeau bas, à une vieille dame inconnue qui montait dans un omnibus; il ne parlait des femmes qu'avec des expressions de respect, tenait des chapelets au chevet de son lit, en grande quantité, n'avait pas de Dieu une idée très nette et disait de la mort édifiante de son ancien ami, le prince de Talleyrand: quelle convenance! quel bon goût! Du reste il n'avait jamais ouvert un livre et racontant qu'il avait beaucoup connu lord Byron en Italie, où il avait joué à la paume avec lui, il demandait à son neveu: est ce qu'il n'a pas écrit des livres?

Joseph est mort à Paris en 1855, ne s'étant, disait-il quelquefois, jamais ennuyé de sa vie.

Louis.

Ce second fils de Thibaut-Joseph et de Victoire de la Haye fut élevé ou plutôt fort mal dirigé par son frère Joseph qui était son tuteur. Tandis que celui-ci vendait les domaines d'Izon, Louis, menant une existence à peu près pareille, faisait également bon marché de l'Hôtel de Gobineau à Bordeaux et le laissait entre les mains d'une actrice à qui il avait souscrit des billets. Il était beaucoup plus régulièrement beau que son frère, aussi blond que celui-ci était brun, plus grand, plus fort, moins adroit, d'un esprit très doux, mais infiniment moins vif, et d'un caractère faible et facile. Il savait très bien l'histoire et surtout l'histoire des familles. A l'exemple de son père et de son frère, il haïssait cordialement la Révolution et tout ce qui y tenait.

Sous l'Empire, il ne voulut jamais servir. Lié avec la petite société royaliste de ce temps là, il prit part à toutes ses espérances alors bien faibles et, quand arriva 1813, à toutes ses menées. Il réussit à faire échapper le duc et le prince de Polignac de la Maison de Santé où on les retenait et fut, pour ce fait, arrêté par les ordres du ministre de la Police, Rovigo, qui le menaça de le faire fusiller. L'entrée des alliés à Paris, en 1814, le tira de prison.

Il fut nommé officier d'ordonnance de Monsieur, frère du Roi, depuis le Roi Charles X et quand arrivèrent les Cent Jours, il le suivit à Gand.

Rentré en 1815, avec le Roi et les princes, il fut un instant, commandant d'Hazebrouck, puis capitaine dans la Garde Royale, au 2e Régiment. Lors de la campagne d'Espagne, il entra dans la Ligne, fit avec le 37e le siège de la Corogne; fut commandant supérieur de la Seu d'Urgel, et quand 1830 arriva, se trouvant major au 52e de ligne, il quitta le service pour ne pas servir Louis-Philippe.

Il est mort à Redon, en 1858[1]; il avait épousé en 1813, Anne-Louise Magdelaine de Gercy, fille de Philippe de Gercy, Contrôleur-général des Fermes du Roi à Bordeaux. M. de Gercy avait eu cette grande charge de Finances avant 1786, ayant alors vingt deux ans. Il avait une sœur qui avait épousé fort jeune le comte de Fauderan, d'une maison de Provence, officier des gardes du corps. Elle n'en eut pas d'enfants. L'un et l'autre appartenaient à Louis XV. Madame de Gercy, mère d'Anne Louise Magdelaine, était mademoiselle Ledoyen, fille d'un riche propriétaire de St Domingue.

Du mariage de Louis sortirent trois enfants: Joseph-Arthur, Alix morte à quatre ans et Marie-Caroline non mariée.

Joseph.

Joseph ne s'est jamais marié et, comme il a, en 1867, plus de soixante et seize ans, la branche de Pierre-Joseph s'éteindra avec lui. Il est filleul de mon oncle, parce qu'au sortir de la terreur, mon grand père avait, de nouveau, pardonné à Jean-Louis.

Il ressemble à mon père d'une manière frappante. Il a comme lui les yeux bleus et, comme lui encore, a été très blond. Il a même coupe de figure offrant des traits doux et d'une certaine mollesse. C'est un second type qui se poursuit dans la famille à côté de l'autre présenté par mon oncle et par son grand père, type tout différent, brun, cheveux châtains, yeux noirs, traits accusés et marqués. Cette dualité est certainement ancienne chez nous et remonte plus haut que 1667, puisque les deux branches ne se sont pas mêlées depuis cette époque.

Joseph n'a reçu aucune espèce d'éducation. Il écrit

[1] Gobineau irrig: 1861.

mal et trace ses lettres avec peine. Presque rien des propriétés de sa famille n'est resté dans ses mains et ce rien est si peu de chose qu'il n'en tire pas plus de deux cents francs de revenu par an et c'est, pourtant, avec cela qu'il vit. Je le sais de bonne part bien que, lui-même, ait évité avec soin de m'en parler. Il s'est borné à m'avouer, en me serrant la main, qu'il était pauvre. Sa maison est une masure composée d'un petit couloir dallé en pierres, dans lequel figure, pour meuble unique, une vieille petite armoire du dernier siècle, élégante autrefois, toute rompue aujourd'hui, couverte d'un treillis de filigrane de cuivre que protège un rideau tendu et plissé, de soie verte passée. C'est là qu'il serre son linge et son peu d'habits.

Sur le côté de ce corridor à gauche, il y a une chambre blanchie à la chaux, pas très grande, avec une vaste cheminée de cuisine, un grand lit massif, sur poteaux de bois, couvert de draps grossiers, une table en × et deux ou trois chaises de paille. Quelques bougeoirs de fer-blanc figurent sur le manteau de la cheminée. Le sol est de terre battue et, comme dans toutes les chaumières fort inégal. Joseph se chauffe, l'hiver, avec des sarments et des branches mortes qu'il ramasse lui-même.

Par la fenêtre, on voit de plain pied, une sorte de petite cour de dix pieds carrés, où s'élève un peu de volaille. En outre, Joseph a quelque peu de vigne qu'il travaille et c'est de cela qu'il vit.

On m'a dit qu'ordinairement on ne le voyait jamais qu'en blouse et en casquette comme les autres paysans. Mai je ne l'ai jamais vu ainsi. Pendant tout le temps que je suis resté à Izon, il n'a paru que dans une redingote fort usée, sans doute, mais très propre et en chapeau.

Joseph n'ayant pas d'éducation, n'a pas beaucoup de moyens d'exprimer ses idées. Il parle très peu, mais il

m'a dit qu'il pensait beaucoup à lui tout seul et je crois que c'est vrai, d'après la tournure de nos entretiens quand il s'est trouvé seul avec moi. Bien qu'il ne m'eût jamais vu et qu'il ne connût rien de mon existence, n'ayant sur ma personne que des idées très vagues qui se bornaient à savoir que je devais être fils de Louis, il montra une émotion très vive quand j'entrai dans sa maison et qu'on me nomma et resta devant moi, visiblement partagé entre la timidité, la déférence et un profond attendrissement. Il pensait à la famille.

Joseph n'est ni un sage, ni un philosophe. Il n'est pas audessus de la fortune qui le maltraite. Mais il est faible, sans idée de résistance, résigné bien qu'endolori. Il n'a vu que son village et ne sait rien, sinon qu'il n'est pas ce qu'il aurait dû être, ce qu'étaient ses pères et c'est à cela qu'il pense constamment quand il est seul. Mais dans cette pensée il n'a jamais puisé une force quelconque qui le portât à se relever. On m'a dit qu'il n'était pas intelligent et je le crois. Louis, auquel il ressemble tant, ne l'était pas non plus. Mais, comme Louis, il est perpétuellement occupé de rêveries sur des choses manquées et d'un sentiment honteux de sa supériorité sur ce qui l'entoure, qui est plus instinctif que raisonné et qui se déduit de ce qu'il croit fermement à la valeur intrinsèque de son sang.

— Nous avons été bien riches, autrefois! m'a-t-il dit avec un profond soupir et un regard plein d'orgueil.

Il exprimait ainsi toute autre chose que ce qu'il disait et sa pensée n'était pas un regret d'avarice, mais une imagination obscure de puissance et de rang.

Il sait très mal l'histoire de la famille et, sous ce rapport, c'est bien un vrai Gournay. Il se croit mon parent de beaucoup plus près qu'il ne l'est en réalité et si je lui

avais dit qu'il y avait deux cents ans entre nous, je l'eusse profondément affligé. Mais je ne lui ai pas ôté une idée qui le rend heureux, car, voyant en moi toute autre chose qu'un homme, mais la personnification de sa propre race, c'est en moi qu'il a mis toute sa complaisance et le coup serait cruel qui diminuerait à ses yeux son droit de s'abandonner à une telle affection.

Il a toujours évité avec grand soin toute occasion de me parler de son état. Quand j'ai voulu l'y amener, il ne s'est jamais exprimé qu'en termes généraux et avec répugnance. Surtout il évitait toute allusion possible à un aide que je pourrais lui donner.

Les paysans qui vivent avec lui, comme lui, qui, à certains égards d'énergie, d'esprit industrieux et même de fortune, pourraient se considérer comme supérieurs à lui, ne le traitent, cependant, pas tout à fait en égal et l'appellent: Monsieur. Ce sont les bourgeois qui le considèrent comme un inférieur, tout en faisant remarquer que ce vieillard est d'une ancienne famille.

Il est, pourtant, un paysan qui le traite avec une familiarité tout à fait protectrice. C'est Chaubet, notre ancien jardinier, fils d'un jardinier de la maison, et qui a connu mon arrière-grand père. Il avait huit ans quand Pierre-Joseph II est mort en 1788. Il a donc quatre vingt six ans. Il a été le compagnon d'enfance et de jeunesse de mon oncle et de mon père, qu'il appelle toujours monsieur Fanfan. Je pense que la cause de son peu de considération pour Joseph est dans le souvenir qu'il a de la conduite de Jean-Louis et de ce qu'il a dû entendre dire souvent des causes de la décadence de cette branche.

Pour lui, il se considère comme étant tout ce qui reste de la famille dans le pays. Il m'a dit avec emphase, en élevant le bras: „Vous aviez tout Izon! Les belles terres!“

Il est très grand, très large d'épaules, il y voit parfaitement, entend de même et travaille à son jardin, dès le point du jour. Il m'a mené voir ses filles à qui il a donné à deviner qui j'étais et l'une d'elles, à la figure rayonnante et à l'air gaîment solennel de son père, l'a, en effet, trouvé. Il m'a fortement engagé à aller chercher son fils, qui a cinquante ans et est charpentier de navires à Bordeaux. „Il sera bien content de vous voir“ m'a-t-il dit. Malheureusement, je n'ai pas pu.

Quand je lui ai dit adieu, il m'a répondu: „bon! allez à vos affaires!“ et il est parti de son côté, absorbé dans la contemplation de ses laitues.

Si Chaubet traite Joseph en inférieur, Joseph reconnaît cette infériorité. Il est plein d'égards pour le jardinier ancien de sa famille. Un des points qui m'a le plus frappé en lui, c'est une sorte de sensibilité si délicate qu'on s'étonne qu'elle ait pu résister au genre de vie obscure et vulgaire qu'il a mené. Parmi les lettres qu'il m'a écrites à différentes époques en voici une dont je corrige l'orthographe, mais dont je ne change aucune expression. Il s'agissait d'un malentendu de banquier auquel il croyait plus de portée qu'il n'en avait, ce qui lui donna l'occasion, sans qu'il le sût, de montrer une noblesse de cœur véritable.

Mon cher cousin,

Ce que Monsieur Delpit vient de vous dire, me concernant, est très vrai, mais que cela ne vous préoccupe pas. Avant d'avoir le bonheur de vous connaître, j'ai vécu sans secours; je souffrirai un peu plus puisque je suis plus vieux; mais il y aura plus longtemps que je serai accoûtumé aux privations.

J'ai trouvé dans mon sang la force pour résister et la reconnaissance pour aimer. Vous ne me deviez

rien et vous m'avez aidé. Vous n'eussiez rien fait pour moi que je ne vous en eusse pas moins été dévoué. Quand vous ne pourrez plus m'aider, je ne vous en serai pas moins reconnaissant de ce que vous avez déjà fait.

J'ai appris que vous allez marier votre fille aînée. Permettez moi d'offrir à Madame de Gobineau mes vœux pour son bonheur et recevez pour vous, mon cher cousin, l'assurance de tout mon dévouement et de toute ma reconnaissance.

Joseph de Gobineau.

Teſtament Pierre Joſeph de Gobineaus.

Fait à Bordeaux le 3 mars 1769.

Je soussigné Pierre Joseph Gobineau, conseiller du Roi, honoraire en la cour des aides et finances de Guienne, demeurant à Bordeaux, rue Porte-Bijeaux, paroisse Puipaulin, étant en santé et en mes bons sens, mémoire et entendement, j'ai fait et dicté mon testament et disposition de dernière volonté que j'ai fait écrire par une main à moi affidée, ainsi qu'y suit:

Premièrement, j'ai recommandé mon âme à Dieu, le suppliant de me pardonner mes péchés et de recevoir mon âme, au jour de mon décès, dans son saint Paradis.

Je déclare vouloir être enseveli dans l'église paroissiale du lieu où je décèderai m'en remettant pour mes honneurs funèbres et prières à faire pour le repos de mon âme, à la discrétion de ma chère épouse ci après nommée.

Je déclare être joint en mariage avec dame Louise Dumas, et que de notre mariage nous n'avons que deux enfants vivants, savoir: dame Jeanne Gobineau, épouse de M. Benjamin Petit, écuyer, et Thibaut Joseph Gobineau, conseiller du Roi au Parlement de Bordeaux.

Je déclare que j'ai constitué en dot à la dite dame Jeanne Gobineau épouse de mon dit sieur Petit, ma fille, par leur contrat de mariage, la somme de vingt huit mille livres . . .

Je donne et lègue à la dite dame Dumas, ma chère épouse, l'usufruit et jouissance de tous et un chacun mes

biens meubles et immeubles, en quoi qu'ils puissent consister . . . la priant très instamment d'accepter cet usufruit et jouissance comme une faible marque des sentiments de tendresse que j'ai toujours eus pour elle . . .

Et au restant de tous mes biens meubles et immeubles et choses censées meubles j'élis, fais, crée, nomme et institue, de ma propre bouche, pour mon héritier général et universel le dit sieur Gobineau, mon fils, pour recueillir mon entière hérédité, en quoi qu'elle puisse consister, à la charge par lui d'exécuter, en tout son contenu, mes présentes dispositions.

(Signé) Gobineau.

Teſtament Thibaut Joſeph de Gobineaus.

Aujourd'hui six décembre 1853 je soussigné Joseph de Gobineau né à Bordeaux le trente octobre 1775, fils légitime de Messire Thibault Joseph de Gobineau conseiller au parlement de Bordeaux et Dame Eugénie Delahaye, déclare faire mon testament olographe. Je donne à Henri Ferré mon valet de chambre ou à ses héritiers, la somme de soixante mille francs, plus tous les meubles qui sont dans les appartements occupés par lui et par Made Ferré sa femme. Ces appartements prennent jour sur la cour de l'hôtel No 12 Rue Laffitte. Plus six couverts d'argent. J'entends que ces legs soient payés sans retenue et libres de tout droit de succession. J'institue Arthur de Gobineau mon neveu mon héritier universel. Je veux que ma mort ne donne aucun embarras. Je veux qu'on ne prévienne personne de ma mort, ne voulant être accompagné que par un prêtre et mon valet de chambre. Je ne veux pas absolument qu'aucune vente publique ou volontaire se fasse dans la maison où j'aurais cessé de vivre. Je nomme Mr. Béranger de la Baume mon exécuteur testamentaire. Je compte sur son amitié et sur sa probité pour être convaincu de l'exécution de mes volontés. Tout testament fait avant celui d'aujourd'hui six décembre 1853 est annullé.

Fait, écrit, daté, signé de ma main 6 décembre 1853

de Gobineau.

Je prie en grâce Monsieur Béranger de la Baume d'accepter comme souvenir de reconnaissance un faible

cadeau de quatre mille cinq cents francs pour tout ce que l'honneur et l'amitié lui ont suggéré.

Paris le 9 mars 1855.

Von diesem Testamente liegt noch eine zweite Abschrift einer älteren Fassung, d. d. 20 novembre 1853, im Nachlaß vor, von im wesentlichen gleichem Wortlaut. Die Hauptabweichung besteht in einem Zusatz nach den Worten „J'institue Arthur de Gobineau, mon neveu, mon héritier universel" folgenden Inhalts:

„à la charge par lui de servir à Louis de Gobineau son père une pension annuelle et viagère, intangible et insaisissable de la somme de deux mille francs et une pension annuelle et viagère de la somme de mille francs à Caroline de Gobineau sa sœur. Après la mort de Louis de Gobineau la pension de Caroline de Gobineau sera portée à quinze cents francs et après la mort de Louis de Gobineau et de Caroline de Gobineau ces legs rentreront dans la succession de mon neveu Arthur de Gobineau."

Taufzeugnis Louis de Gobineaus

(in beglaubigter Abſchrift d. d. 24 février 1869).

17 janvier 1784.

Louis fils légitime de messire Thibaut Joseph de Gobineau, conseiller au Parlement et de dame Victoire de la Haye, paroisse St. Siméon. Parrain: messire Nicolas Louis de la Haye, Ecuyer, Seigneur de Villiers, Le Mayen, Merlan, Fererville et autres lieux, Conseiller secrétaire du roi maison couronne de France et de ses finances; Marraine: demoiselle Louise de Petit. Né hier, à trois heures du matin.

Aus den Lebensaufzeichnungen Louis de Gobineaus.

Von den handschriftlichen Lebenserinnerungen, welche Louis de Gobineau für seine Kinder aufgezeichnet hat, befinden sich im Nachlasse je ein Folio- und ein Quartheft von ungefähr gleicher Stärke (jedes etwa 48 Blätter stark).

Das plötzliche Einsetzen des Anfanges mitten im Satze dürfte auf die vermutlich aus intimen Gründen willkürlich erfolgte Beseitigung eines früher vorhandenen ersten Blattes durch den Verfasser zurückzuführen sein.

Geschrieben sind die Aufzeichnungen, nach zweimaliger Erwähnung im letzten Teile, im Jahre 1840. Ihr Gesamttext kommt, wie begreiflich, für Deutschland nicht in Frage. Um so mehr bietet er Interesse für Frankreich durch seine reichen Beiträge zur inneren Geschichte des Napoleonischen Absolutismus und insbesondere der bourbonischen Restauration — zwei Epochen, aus denen eine Reihe historischer Vorgänge anschaulich geschildert werden. Es ist daher zu hoffen, daß die von einem französischen Freunde angeregte Veröffentlichung, die freilich von Frankreich ausgehen müßte, eines Tages erfolgen werde.

Inzwischen erschien es uns, denen es hier vor allem um die biographische Seite ging, angezeigt, vorerst eine knappe Inhaltsangabe des Ganzen, nebst einigen Auszügen daraus, zu geben, welches beides, abgesehen von dem historischen Interesse, vor allem den Charakter Louis de Gobineaus nach verschiedenen Seiten zu beleuchten geeignet scheint.

Die mehrfach eingestreuten historischen Betrachtungen, welche nicht selten an Gobineau selbst erinnern, gewinnen noch mehr an Interesse,

wenn wir uns vergegenwärtigen, daß der, der sie anstellte, der eigentliche Lehrer des Sohnes in der Geschichte war.

Die Porträts der Regimentskameraden bezw. Vorgesetzten gegen Ende der Aufzeichnungen sind wertvolle Zeugnisse nicht nur für das menschliche Wesen, sondern auch für den Geist und die Beobachtungsgabe des Verfassers.

Stil und Erzählweise sind schlicht, natürlich, einfach, wie der ganze Mann. Grammatik und Orthographie lassen zu wünschen, ohne daß dies dem wohltuenden Eindruck der Schrift den leisesten Abbruch täte.

Erstes Heft.

Zu Beginn erfahren wir (fol. 2) den Seelenzustand Louis de Gobineaus während seines doppelten Beichtgangs zu einem alten, ehrwürdigen Priester von St. Sulpice vor seiner Eheschließung:

„Comme je ne m'étais pas approché du tribunal de la pénitence depuis ma première communion, l'importance de cette action me frappa tellement, me rappela si vivement mon enfance et tout le temps que j'avais vécu dans l'innocence que je ne peux vous rendre l'impression que je ressentis. Pendant l'aveu de mes fautes, mon visage était baigné de larmes, mon corps trempé de sueur, et je fus plusieurs jours tout courbaturé. Je suis très certain que si j'avais uni mon sort à une femme religieuse, je le serais devenu, mais une union formée par de pareils précédents que la mienne ne pouvait obtenir la bénédiction du Ciel et pour faire éclater la justice et la sagesse de ses décrets Dieu devait nous apprendre par notre propre expérience qu'il n'y a que malheurs dégoûts et chagrins de toutes espèces dans un mariage contracté en violant ses commandements.“ [1]

[1] Vergleiche das in der Biographie hierüber Gesagte. Die Mitteilungen über Gobineaus Mutter daselbst sind teils nach mündlichen

Es folgen Mitteilungen über die Herkunft seiner Gattin. Deren Vater war Generalkontrolleur des Finanzpachtamtes in Bordeaux. Er hatte mächtige, aber dunkle Gönner. Über seine Familie „même ignorance". Seine Gattin, Louis' Mutter, stammte aus St. Domingo. Sie wußte sich in Bordeaux zu einem der Mittelpunkte eines Gesellschaftslebens aufzuschwingen, von dem es (fol. 3) heißt:

Une société légère et frivole fôlatrait sur un volcan recouvert de fleurs, sans le redouter, sans savoir même qu'il exista, et la nation toute entière cependant fortement travaillée par l'impiété et par tous les abus amassés par le mauvais gouvernement de deux règnes d'un siècle de durée, courait gaiment au devant d'une révolution qui devait tout engloutir et faisait déjà entendre son bruit lourd, précurseur de sa terrible explosion.

Nach dem Tode ihres Mannes wäre sie, nach wechselnden Schicksalen, Hungers gestorben, wenn nicht jene geheimnisvollen Gönner und Freunde ihr eine Pension verschafft hätten.

Die folgenden Blätter schildern die Entstehung der Bekanntschaft mit den Polignacs und bringen allerlei zu deren Geschichte und Charakteristik (dazwischen episodisch die Verschwörung Mallets und verwandtes). Dank ihrer Gönnerschaft hätte Louis fast „Karriere gemacht".

Er tritt (fol. 12) einem Geheimbunde, der „association royaliste", bei, über den im folgenden näheres berichtet wird. Seine eifrige Tätigkeit für diesen und seine den Polignacs geleisteten Dienste führen endlich zu Verhaftung und Verhör, in dessen Verlauf er sich den Schergen Napoleons gegenüber voll Entrüstung weigert, die Freunde zu verraten und dafür auf Befehl des Polizeiministers Rovigo in den Kerker kommt.

(fol. 23.) Quand j'entendis la porte se refermer sur moi, le bruit de la clef dans la serrure et des verroux qu'on

Angaben Gobineaus selbst und seiner Jugendfreundin Madame de Saint-Martin, teils nach der Familienkorrespondenz.

poussait, j'éprouvais un sentiment tout particulier, il me sembla que je venais d'entrer dans mon tombeau et cependant j'éprouvais après le premier saisissement une satisfaction intérieure d'être débarrassé de la présence de tous les agents de police et un soulagement immense de n'être plus en butte aux effroyables tortures morales qu'ils m'avaient fait subir. Après m'être rendu compte aussi en détail que je le pus de tout ce qui venait de se passer depuis 24 heures et avoir réfléchi sur ma position, j'examinais mon logement. Figurez-vous une petite mansarde de 8^m de long sur 6 de large recevant le jour par une fenêtre grillée en face de la porte, cette fenêtre vous laissait voir le ciel et vous ne pouviez regarder la cour qui était au-dessous qu'en grimpant sur une chaise et plaçant votre tête entre les barreaux. Pour l'ameublement il était des plus simples, il se composait d'un lit de soldat avec sa paillasse, un matelas, et deux grosses couvertures. Le lit prenait près des deux tiers de la largeur de la chambre, au pied était un grand baquet pour les nécessités de toutes espèces, vis-à-vis le lit sous la fenêtre un poêle en fonte gros comme une marmite ordinaire, puis venait une petite table et une grosse chaise de paille. . . .

Comme je sentais la nécessité de prendre l'air et de remuer mes jambes je continuais les promenades pendant tout le temps que je fus au secret malgré tout l'ennui de cette vexation. Les heures passées en prison sont toujours bien longues mais celles passées au secret le sont tellement que je ne connais point de peines morales qui puissent approcher des tourments auquels vous livrent votre imagination et votre sensibilité. Vous n'avez personne pour compatir à vos peines, à qui vous puissiez les dire. Vous êtes toujours seul et vis-à-vis de vous même, regrettant tout ce que vous avez perdu, tout ce dont vous êtes séparé.

Les objets qui vous étaient les plus indifférents ne se représentent à votre mémoire que pour vous faire sentir toute l'amertume d'en être éloigné. A tout moment votre cœur souffre et s'attriste de toute la peine que votre sort fait ressentir à ceux qui vous affectionnent. Votre position ne vous apparaît que sous les couleurs les plus sombres et malgré vous la comparaison de votre existence passée avec cette actuelle, affaiblit votre âme ou vous donne un chagrin amer et une tristesse que vous ne pouvez surmonter. Avec quelle attention n'examinez-vous pas votre prison, ne portez-vous pas vos regards sur ces murs qui vous séparent de tout ce que vous aimez, et quand vos yeux rencontrent une de ces pensées ou sentences déposées par un de vos prédécesseurs, avec quelle avidité ne vous empressez-vous pas de la lire. Pendant deux jours je ne m'arrachais à mes pensées que pour lire les noms des infortunés qui m'avaient précédé dans cette triste habitation. Plusieurs y avaient ajouté des réflexions morales et prétentieuses mais très peu, de religieuses. Quand je rencontrai un nom dont j'avais entendu parler, je souriais comme à une connaissance, et si c'était un homme de mon opinion et ce l'était presque toujours, je faisais un retour sur moi-même et ne me trouvais plus aussi à plaindre. Comme je ne m'étais point fait illusion du moment que j'avais été arrêté, j'eus très peu d'instants de découragement, je relevais sans cesse mon moral avec l'idée que j'avais fait mon devoir et la certitude même prochaine de ma mort ne m'abattait pas, parce que je ne pouvais perdre la vie pour une cause qui honorât plus ma mémoire, puisque j'étais victime de ma fidélité à mes principes royalistes.

Die einzelnen Eindrücke und Erlebniſſe des Gefangenen in Sainte Pélagie ſind intereſſant und lebendig dargeſtellt; man ſieht, wie das alles in dem Alten noch lebte, als habe es ſich geſtern erſt zugetragen.

Unter anderem erzählt er auch, wie er mit einem Leidensgenossen in der Nachbarzelle eine Verständigungsweise findet (indem sie für die vierundzwanzig Buchstaben des Alphabetes je ein- bis vierundzwanzigmal an die Wand klopfen), wie er in diesem einen Gesinnungsgenossen und Ordensbruder von der Association royaliste, St. Victor, erkennt und er ihm sogar zu einem Austausch mit der Außenwelt, vor allem mit seiner Gattin, verhilft. Freilich wurden sie durch beiderseitigen Gefängniswechsel bald auseinandergerissen.

Wir lernen die verschiedenen Kategorien von Gefangenen kennen und erfahren allerlei zu ihrer Psychologie; auch werden einzelne Hauptfiguren charakterisierend vorgeführt. Der Einzug der Verbündeten in Paris brachte den gefangenen Royalisten, unter ihnen auch Louis de Gobineau, die Befreiung. Bezeichnend für letzteren ist die Rolle, die er auch zu diesem Zeitpunkte wieder gespielt hat: die etwa vierhundert Gefangenen, welche wegen zuchtpolizeilicher Vergehen in Sainte Pélagie saßen, wollten den Augenblick des Zusammenbruchs der Napoleonischen Herrschaft benutzen, um gewaltsam ihre Tore zu sprengen und mittels Aufruhrs auszubrechen. Sie forderten die Staatsgefangenen auf, mit ihnen gemeinsame Sache zu machen, was nur durch eine flammende Ansprache Louis de Gobineaus verhindert wurde, der seinen Kameraden zu Gemüte führte, wie schlecht es ihnen anstehen würde, ihre hohe, heilige Sache durch ein solches Vorgehen und eine solche Gemeinschaft zu beflecken. So wurde denn noch kurze Zeit Geduld geübt, bis sie in allen Ehren in Freiheit gesetzt wurden.

Über die Stimmung nach der Befreiung heißt es fol. 32:

Il me serait bien difficile de vous exprimer tout ce que je ressentis de joie quand je me vis en liberté, mon âme était tellement oppressée de bonheur que je ne pouvais définir le sentiment qui la dominait. Je ne pouvais respirer l'air de Paris sans me réjouir intérieurement d'avoir échappé aux dangers ou de la mort ou d'un long emprisonnement, voir un soldat étranger sans éprouver au même instant les sentiments les plus opposés, l'indignation et la

honte en pensant que malgré les maux affreux qui pesaient sur la France le despotisme le plus insupportable n'avait pu être renversé que par des Russes et des Prussiens et une sincère et vive reconnaissance envers les mêmes automates habillés de bleu et de vert à qui je devais ma liberté et le nouveau jour qui allait luire sur ma patrie. J'étais plein d'enthousiasme, les félicitations de mes nombreux amis, et Dieu sait que chacun voulait l'être alors me faisaient tout voir à travers le plus admirable prisme que l'on puisse imaginer, mais je ne devais pas tarder à reconnaître que tout est illusion et déception. Dans ces premiers jours tous les rangs étaient rapprochés, tout ce qui portait une cocarde blanche se saluait avec la plus grande cordialité, les dames agitaient en vous rencontrant leurs mouchoirs et leurs branches de lys et véritablement tout ce qui était royaliste, ou le voulait paraître, ressemblait à un peuple de frères . . .

Hieran ſchließt ſich die ergreifende Schilderung der Sühnezeremonie:

Le trois avril j'assistais à la plus imposante et magnifique cérémonie qui ait jamais existé. Sur le lieu où avait été dressé l'échafaud de Louis XVI l'empereur Alexandre fit élever un autel; à onze heures accompagné, pour ainsi dire, de toute l'Europe, représentée à cette cérémonie par ses souverains ou représentants, il y fit célébrer une messe en action de grâce de ses victoires. Le clergé russe avec ses riches costumes et son rite imposant n'arrêta presque point mes regards, je ne voyais que la place où Louis XVI avait perdu la vie et tous ces rois agenouillés sur la terre imbibée de son sang. Mais quand je vis au moment de l'élévation les maitres du monde prosterner leurs fronts vers la terre, cent mille soldats par un seul et même mouvement tomber à genoux et incliner leurs armes et

leurs têtes, quand j'entendis 300 bouches à feu annoncer à toute cette ville de Paris que le Dieu vivant venait de descendre sur cette même place où le roi juste et martyr avait perdu la vie, je ne pus résister à mon émotion, les larmes les plus abondantes coulaient sur mes joues et je remerciais sincèrement Dieu de m'avoir permis d'assister à cette messe expiatoire, car je compris que la Providence avait seule conduit les étrangers dans Paris et donné à Alexandre cette idée de lui rendre grâce pour montrer sa puissance et glorifier notre saint roi.

Zum Lohn für seine Treue ward jetzt Louis de Gobineau in den engeren Kreis der heimkehrenden Bourbons hineingezogen. Der Graf von Artois nahm sich seiner an, was auch in materieller Beziehung um so dringender erwünscht für ihn war, als er in den Wechselfällen der politischen Konjunkturen durch gewagte Spekulationen den Rest seines Vermögens verloren hatte.

Die Schäden am Hofe der Bourbons, die verpaßten Gelegenheiten der ersten Restauration sind bekannt genug: die Schilderung der Zustände und Persönlichkeiten, insbesondere der Umgebung des Grafen von Artois, geben dem Verfasser die beste Gelegenheit, seinen gesunden Sinn wie seine Beobachtungsgabe zu betätigen.

Der vielleicht wichtigste Teil des Ganzen aber, eine durchaus wertvolle Geschichtsquelle für sich, ist der eingehende Bericht über den Auszug der Royalisten und deren Erlebnisse in Belgien während der hundert Tage, den Louis de Gobineau als ihr Augenzeuge in seiner Eigenschaft als Ordonnanzoffizier des Grafen von Artois am Schluß des ersten und Anfang des zweiten Heftes gegeben hat; ich habe hiervon in der Biographie (aus Anlaß von Ternove, in welchen Gobineau den Bericht seines Vaters zum Teil hinübergenommen hat) gesprochen. Hier schließt es sich aus Raumgründen aus, größere Auszüge daraus zu geben. Nur einzelne Beobachtungen und Bilder, welche die Haupterzählung unterbrechen, mögen herausgegriffen werden:

Zweites Heft.

(fol. 5: Über Undankbarkeit und Abfälle alter Royalisten.)

Je ne puis vous rendre jusqu'à quel point mon cœur est oppressé et soulevé d'indignation toutes les fois que je suis obligé de reconnaître tout ce qu'il y a eu d'infamie et d'ingratitude dans beaucoup de personnes qui ont été comblées des bontés, des faveurs mêmes de nos princes. Ah, que l'humanité est triste à envisager de près et que la vertu et l'honneur sont rares dans le monde! On est forcé quand on l'a connu, quand on l'a étudié, de reconnaître que chez presque tous les hommes, l'intérêt personnel est le mobile de leurs actions et que s'ils n'en font pas de mauvaises, c'est parcequ'ils n'ont pas été mis à l'épreuve. Mais laissons ces réflexions qui par leur triste vérité sont banales.

(fol. 6: Zur Charakteristik des französischen Soldaten.)

De tout temps le militaire français a été joueur, il se ressent de sa double origine gauloise et franque, et comme ses ancêtres il aime les hazards, les chances aventureuses et les émotions brusques, vives et passionnées que procurent les soudains changements de fortune. Insouciant pour une vie qu'il peut perdre le lendemain, il préfère les jouissances du moment à tout ce qui peut les suivre et brave tout ce qui contrarie cette manière de voir.

Auch der Charakteristik des Herzogs von Berry (fol. 6. 7) möge hier wenigstens Erwähnung getan werden, dessen spätere Ermordung dem Royalismus die letzte Hoffnung, seinem Bekenner Louis de Gobineau einen „wahren Beschützer" raubte. Er faßt zusammen in den Worten:

„Il était l'âme et le bras de la monarchie, après lui il n'y avait rien, ainsi que malheureusement les faits l'ont prouvé."

(fol. 9: Ein royaliſtiſches Stimmungsbild.)

Dans les premiers jours de juin madame la duchesse d'Angoulême arriva à Gand et tout aussitôt vint à Alost. Le duc de Berry ordonna une revue générale et notre petit corps montant à près de trois mille hommes fut réuni dans une pleine à une lieue de la ville. C'était à la fois un singulier et attendrissant spectacle que de voir ce mélange de vieillards, d'hommes faits et d'enfants, représentants de la France royaliste et surtout de l'antique fidélité de la noblesse qui en formait plus des deux tiers, faire éclater leurs joies et leurs enthousiasmes à la vue de la fille de Louis XVI, de la prisonnière du temple, de l'ange des douleurs comme nous l'appelions, et bientôt par un sentiment de susceptibilité tout français faire entendre un long murmure. Voici ce qui le produisit et amena cette scène que je sens si vivement dans mon cœur, que ma mémoire me représente si entière que je crois encore y assister et que je ne peux rendre. Les volontaires royalistes devaient défiler les premiers. Auprès de la calèche de Madame ils aperçurent des uniformes anglaises, bientôt le nom de Wellington circula dans toutes les bouches, puis on dit que nous étions sous les ordres de ce général comme étant à la solde anglaise. L'indignation s'empara de ces jeunes gens, ils s'écriaient qu'ils étaient venus servir le roi de France et non les Anglais, que, si cela était ainsi, ils se retiraient. Le duc de Berry accourut et leur fit facilement comprendre que ni lui, ni personne de sa famille n'était à la solde anglaise, que le duc de Wellington était venu de Bruxelles présenter ses respects à Madame et qu'il n'était là que comme simple spectateur. Aussitôt le défilé commença et chaque peloton en passant devant Madame et fixant

Lord Wellington, criait: Vive le roi, vive la France, vive Madame!

(fol. 12. 13: Erlebnisse auf einem Erkundungsritt nach der Schlacht von Waterloo.)

Sur les quatre heures j'étais à Bruxelles. Là, mon âme fut brisée par tant de sentiments et d'émotions diverses que je ne peux même à présent les analyser et qu'il ne me reste que le souvenir d'une indéfinissable angoisse. La ville était encombrée de blessés; ne pouvant les placer dans les établissements publics qui en regorgeaient, on les déposait dans les maisons particulières, dans les corridors, dans les portes cochères. Par toutes les rues, du sang, des hommes dont les vêtements en étaient couverts, ayant des figures pâles, des traits décomposés, l'expression de la haine, de la colère et de la douleur; on n'entendait que des jurements, des plaintes ou le râlement des mourants. Le Prussien, l'Anglais, l'Allemand, le Belge, le Français confondus étaient jetés pêle et mêle en attendant que l'on vînt les trier. Ce n'était point seulement aux uniformes, tous couverts de boue et de sang que l'on distinguait les diverses nations, c'était à l'expression de leurs physionomies et aux plaintes qui leur échappaient. Les Prussiens avaient quitté leur air insolent pour prendre celui de la douleur et de l'abattement. On était tout étonné de leur entendre proférer des gémissements et des plaintes qui n'auraient dû sortir que de la bouche d'enfants. Les Brunswickois et les Hanovriens, abattus mais calmes, semblaient des brebis sous le couteau du boucher. L'Anglais, fier et tranquille, dédaignait de se plaindre et l'on voyait l'orgueil se peindre sur ses traits s'il regardait un Français. Pour ceux-ci tout en eux exprimait la douleur; leurs regards étaient pleins de haine, du désir de la vengeance. Le vieux sol-

dat imposait silence au jeune qui aurait voulu se plaindre et le moins blessé soignait celui qui l'était plus que lui. Par un sentiment bien naturel je voulus m'approcher d'un groupe de mes malheureux compatriotes. A mon accent, à mon uniforme, à ma cocarde, ils me reconnurent pour français. J'avais ma bourse à la main pour la leur distribuer, un sentiment de plaisir et de reconnaissance se peignait sur la plupart des visages d'entre eux, lorsqu'un vieux soldat de la garde me repoussa en me disant, retire-toi, tu es traître à ta patrie. Hélas, cet élan si sublime du cœur était faux, car c'était lui qui avait trahi sa patrie en ramenant Bonaparte, et moi au contraire j'avais été fidèle à mon roi et à mon pays. Mais j'avoue que toute discussion me parut déplacée dans la situation où nous étions, je lui jetai mon argent et m'en fus admirant un pareil caractère. Je me dirigeai vers le logement de Mme de Roisin, en y arrivant je vis déboucher une longue colonne de nos prisonniers. J'avoue que les chants de triomphe des étrangers me blessèrent bien vivement et que je fus obligé d'entrer bien vite pour fuir un pareil spectacle.

fol. 14—16.

En revenant avec nos achats[1] nous fûmes arrêtés par trois soldats prussiens. Le plus jeune pouvait avoir 20 ans, il avait une physionomie douce et singulièrement triste, c'était lui qui parlait. Il raconta à M. de Wittgenstein qu'il était fils du garde de chasse en chef du baron * * * gentilhomme de la mark Brandebourg, que le baron avait été tué à Jena ne laissant qu'un garçon, qu'il avait été élevé avec le jeune baron, qu'en 1812 après la retraite de Russie au moment où la Prusse entière se souleva et prit les armes pour

[1] Er war mit Pferdeankäufen beauftragt gewesen.

venger ses défaites et les affronts qu'elle avait éprouvés depuis dix ans, le jeune homme, malgré sa mère, avait pris les armes et amené avec lui presque tous les hommes de sa seigneurie, que lui l'avait accompagné, qu'après la campagne de 1814 croyant la guerre finie ils étaient rentrés chez eux, son maître avec le grade de capitaine de landewer, que c'était en cette qualité qu'il venait de se trouver à la bataille de Fleurus, que sur la fin de la journée, le malheureux baron avait été atteint de deux balles dans la poitrine, qu'avec les deux hommes qui étaient avec lui il l'avait enlevé du champ de bataille et que ne pouvant le conduire aux ambulances, les Prussiens battant en retraite, ils avaient pris le parti d'acheter une charette à bras à la première ferme, d'y placer le baron et de le conduire à Bruxelles où ils n'avaient pu arriver que ce matin, que depuis hier son maître ne parlait plus et qu'il le croyait mort. Là-dessus les pleurs coulaient en abondance. Comment, disait-il, informer Mme la baronne de cette affreuse perte? Comment faire rendre les honneurs à M. le baron? Sa mère voudra savoir le lieu où il sera enterré, peut-être le réunir à son père. Comment faire? à qui s'adresser? Il n'y a point ici d'état major prussien. Guidez-moi, monsieur, disait-il. Voilà la bourse du baron, 70 frédérics, voilà la montre. Puis tout d'un coup avec un regard inexprimable il nous prit les mains et nous mena à sa petite charette, il souleva la couverture et nous vîmes, couché sur un matelas, un jeune homme de 20 ans, mort depuis plusieurs heures. M. de Wittgenstein ému, traça au jeune soldat la conduite qu'il devait suivre pour faire enterrer son maître, puis lui donna une attestation de tout ce que je viens d'écrire et la scella de ses armes. Cet exemple de fidélité, d'attachement, d'amour pour ses maîtres m'est profondément resté dans la mémoire et bien souvent en y

pensant j'ai gémi avec encore plus d'amertume de ce que la révolution ayant brisé tous les liens de l'ancienne société les rapports qui existaient autrefois entre nous et nos inférieurs ne peuvent plus subsister et que les exemples autrefois si fréquents chez nous de dévouement et d'attachement de la part des domestiques aient cessé de se reproduire. Qu'attendre en effet de gens que l'intérêt seul guide et qui sont toujours prêts à vous quitter pour une augmentation d'un petit écu et de maîtres que l'égoisme seul domine et qui pour le plus léger caprice vont renvoyer un domestique, qu'un peu de douceur et d'affection vous eût attaché pour la vie!

An der abermaligen Wiederaufrichtung des Königtums nahm Louis de Gobineau eifrig, ja begeistert teil, was ihm bald nachher das Patent als Kapitän der Gardeinfanterie eintrug. Die vielleicht glücklichste Zeit seines Lebens brach damit an, und den Rückblick auf seine damaligen dienstlichen Verhältnisse und Eindrücke wie auch auf die Ereignisse, die ihm später seine Stellung rauben sollten, wird man hier schließlich noch gerne mit ihm tun:

Je ne peux jamais rapporter mes pensées sur la formation de la garde sans sentir mon cœur bondir de plaisir aux souvenirs de ces braves et honorables chefs, si dignes de nous commander, de ces excellents camarades, si loyaux, si franchement dévoués à leur roi, à leurs devoirs, si intelligents, si soigneux du bien-être de leurs subordonnés et surtout de ces admirables soldats qui confondant dans un seul et unique sentiment leurs différents points de départ sans renoncer et encore moins insulter à leur passé, faisaient assauts entre eux à qui seraient plus franchement fidèles à leurs serments et respectueux envers leurs chefs. Combien fallait-il qu'une pareille garde ait été composée avec un soin tout particulier et que le prin-

cipe qui l'avait créée fût fort et vrai pour qu'elle ait pu résister dès sa formation à toutes les tentatives et moyens de séductions qu'employèrent les libéraux pour gagner particulièrement les soldats et les sous-officiers, ensuite aux désorganisations et déboires de toutes espèces dont l'abreuva le ministère de Gouvion St. Cyr en 1819 et les mauvais choix de monsieur le Dauphin depuis 1824. La révolution de juillet a prouvé que chez la masse les principes d'honneur et de dévouement étaient les mêmes et que si le roi ou son fils avaient compris ce que leur prescrivaient leurs devoirs, chaque soldat aurait rempli le sien en mourant sous son drapeau et sûrement alors la garde eût vaincu les révoltés de Paris. D'ailleurs sa seule persistance dans la lutte eût empêché l'armée d'accepter la révolution et aurait donné le temps aux royalistes de se déclarer pour le roi, et toutes les chances de succès eussent été pour la royauté; mais Dieu n'a pas permis qu'un simple sentiment de ses devoirs et du respect que l'on se doit à soi-même se soit trouvé dans ceux qui précisément devaient l'inspirer aux autres en leur en donnant l'exemple. J'arrête ici les réflexions qui m'oppressent. Elles sont justes, ce n'est malheureusement que trop certain, mais elles ne sont pas dénuées d'âcreté, de mauvaise humeur, au reste bien justifiées par le triste état où se trouve la France, ma position de vaincu, la perte de mon état et l'humiliation de m'être vu arracher mon épée par la soumission de mes princes.

Hieran schließen sich die ausführlichen Charakteristiken der Vorgesetzten und Regimentskameraden.

Die letzten Blätter erzählen, wie Gobineau vorübergehend in die Bewachung Neys hineingezogen wurde, wie er sich aber zum Glück diesem verhaßten Dienst durch eine ihm gewordene Abkommandierung in die Provinz zum Zweck der Garderekrutierung zu entziehen ver-

mochte und so der Aburteilung des Marschalls nicht beizuwohnen brauchte. Die Schlußworte des Manuskripts lauten:

„Ce départ m'empêcha d'assister à son jugement ce dont je me suis toute ma vie félicité, car d'après la conduite du roi envers les autres personnes aussi coupables que cet infortuné, son exécution était un nonsens et a fait beaucoup de mal à la légitimité."

Dokumente zu Gobineaus Jugend.

Gobineaus Geburtszeugnis.

Mairie de Ville-d'Avray.

Extrait du registre des actes de l'Etat civil pour l'année 1816.

No. 104.

14 Juillet 1816.

Naissance de Gobineau Joseph Arthur.

Du quatorze juillet mil huit cent seize. — et né un fils du l'Egitime Mariage de Louis de Gobineau capitaine de la garde royale deuxième régiment d'infanterie Et de anne louise madeleine de gercy, demeurant En cette commune depuis Environ quatre mois, l'Enfant a eu pour prénoms: joseph arthur. Les témoins ont Eté jean françois godefroy, Et louis Yacinthe Yvon tous deux propriétaire et mageur domicilié au dit Ville-d'avray. Et ont le père de l'Enfant Et les témoins signé les régiste avec nous maire soussigné.

(Signé:) L. de Gobineau. — Godefroy. — Yvon. — Dupuis, maire.

Gobineaus Taufzeugnis.

Registre des baptêmes, mariages et sepultures de l'Eglise de Villedavray, diocèse de Versailles. Feuille 56.

L'an 1816 le 20 octobre j'ai suppléé les cérémonies du baptême à Joseph Artus du légitime mariage de Monsieur Gobineau capitaine commandant 2e régiment d'infanterie de la garde royale et de dame Louise Madeleine de Gercy né le treize juillet baptisé le quinze du même mois d'après la permission de Monseigneur l'évêque de Versailles. Ont été parrains Donstant Eyriès représentant monsieur Joseph de Gobineau oncle, marraine Rosalie Eyriès amie, lesquels ont signé avec nous.

Michau curé.

(Außerdem die Unterſchriften der Eltern, der beiden Paten[1] und anderer Taufzeugen, deren Namen nicht alle ſicher zu leſen ſind. Darunter befindet ſich unter anderem ein Verwandter der Mutter, Sidney de Gercy).

[1] Den Namen Dunſtan Eyriès, wie er in der eigenen Unterſchrift ſeines Trägers lautet, hat der Schreiber offenbar nicht recht verſtanden und daher in ſeiner Weiſe tranſkribiert.

Biographiſche Skizze Gobineaus von der Hand ſeiner Schweſter Caroline de Gobineau.

Geſchrieben als Einleitung zu den von ihr ſelbſt in vier Gruppen geteilten 597 Briefen an die Seinigen.

Enfance et première jeunesse d'Arthur Joseph de Gobineau.

En terminant Ottar Jarl et après avoir suivi la généalogie de sa famille jusqu'à son oncle et à son père auxquels il ne consacre que quelques lignes, Arthur Joseph de Gobineau se place lui-même comme le dernier chaînon avec ses deux sœurs Alix morte en bas âge et Caroline religieuse.

Arthur Joseph est donc le dernier de sa race n'ayant eu que deux filles. Son nom finit avec lui.

Il naquit en 1816 le 14 Juillet à Ville d'Avray; son père était alors capitaine dans la Garde-Royale, où il était entré d'emblée après les Cent jours; faveur méritée non seulement par sa fidélité en suivant le Comte d'Artois à Gand, mais aussi par sa conduite courageuse sous l'Empire: ayant résisté en face au despotisme impérial, il avait été mis à Vincennes et sans l'arrivée des alliés allait être fusillé comme on le faisait alors sans forme de procès. Au nombre de ses compagnons de captivité se trouvait le célèbre général autrichien Baron de Géramb qui plus tard se fit Trappiste.

Arthur Joseph était le premier enfant après six ans de mariage, sa petite sœur Alix qui le suivit de près mourut à l'âge de trois ans, et comme il était aussi d'une complexion très délicate, il fut environné par son père et sa mère des plus tendres soins.

Lorsqu'il fut nécessaire de commencer son éducation, ils n'osèrent pas le placer dans un collège, dont il n'eût pu supporter le sévère règlement et la régularité, mais il fut élevé dans sa famille par un précepteur, jeune homme très instruit qui avait fait toutes ses études à l'université de Heidelberg; dès l'âge de 8 à 10 ans il suivit un plan d'instruction où les méthodes allemandes avaient la plus grande part. Dans une lettre du commandant de Gobineau à son fils en 1826, celui-ci insiste beaucoup sur l'étude des langues et sourtout de l'allemand, sachant qu'Arthur avait déjà pour cela des dispositions extraordinaires.

Mais les progrès paraissaient lents à cette époque parce que la faiblesse de sa santé ne permettait pas de travail suivi. —

Il fit sa première communion à 12 ans et fut confirmé l'année suivante, et il reçut ainsi toute l'instruction religieuse que l'on donnait à cette époque pendant environ deux ans. Malheureusement elle n'était pas très forte, surtout pour un esprit très pénétrant et méditatif qui avait besoin qu'on fortifiât en lui la raison que l'imagination dominait souvent. — Mais il porta à sa première communion de grands sentiments de ferveur, et de plus une complète innocence de mœurs, dont l'impression se conserva pendant toute sa jeunesse, et le préserva des entraînements auxquels il eût pu céder plus qu'un autre ayant toujours joui d'une complète liberté.

Il n'y avait rien en lui de l'écolier, ni pour parler vulgairement du gamin; il aimait passionnément ses parents;

d'une gaieté perpétuelle, il avait un entrain et une verve inépuisable dans les jeux sans que l'on pût y reprendre une parole légère.

En 1830 Mme de Gobineau quitta la France pour aller s'établir en Suisse. Mais l'éducation d'Arthur n'en souffrit pas, parce que son précepteur l'accompagna et continua à s'occuper avec sollicitude de son élève. Les voyages fortifièrent Arthur et l'enthousiasmèrent; un séjour de 4 ou 5 mois dans le pays de Bade, dans un ancien château ayant appartenu à la famille de Reichenstein, lui resta toujours dans le souvenir comme l'idéal de son bonheur d'enfance. On lui laissa toute liberté d'aller et de venir, aussi en peu de jours il parvint à enrégimenter tous les enfants du village et il gagna si bien leur affection que plus de 20 ans après ils ne l'avaient pas oublié. Ce vieux château aux vastes appartements était situé au milieu d'un étang, et l'on y entrait par un pont de bois. La tour des archives datait du moyen-âge, le reste du château était plus moderne et par les fenêtres du salon il était facile de pêcher à la ligne; et lorsque le dimanche tous les paysans et les paysannes se réunissaient sur la grande place, c'était un charmant spectacle que tous ces brillants costumes étincelants de paillettes d'or et de perles. — Tous les environs étaient pittoresques; non loin d'Inzlingen il y avait une antique chapelle qui avant la Réforme était dédiée à Ste Chrischone, compagne de Ste Ursule. C'était souvent le but des promenades, et l'on y jouissait de l'admirable panorama de la vallée du Rhin jusqu'à la Forêt Noire. — Déjà l'esprit d'observation se formait chez Arthur, et son séjour à Inzlingen fut comme le point de départ d'idées qui se développèrent plus tard.

Ce ne fut pas sans regret qu'il quitta ce charmant pays, pour aller à Bienne dans le Canton de Berne. Là ses

études prirent un cours plus régulier, et au bout de quelques mois il entra comme externe au collège de Bienne. Étant initié dès son enfance à la langue allemande, il ne lui fut pas difficile de suivre les cours qui étaient faits dans cette langue, et ses études classiques latines et grecques devinrent plus fortes. Mais parmi les professeurs il s'en trouvait plusieurs très versés dans les langues orientales, qui voyant en Arthur des dispositions spéciales pour les langues, furent enchantés de trouver un élève si intelligent. Il se jeta avec son ardeur habituelle dans toutes les difficultés des écritures sanscrites, arabes, zend, et les obscurités de toutes les grammaires comparées ne l'effrayaient pas. Au premier abord cependant on eût pu craindre qu'il n'y portât une certaine légèreté, car ses jeux d'enfants ne cessaient pas pour cela, et souvent mêlés avec ses dictionnaires et ses traductions arabes on trouvait des soldats de plomb et de petites marionnettes accrochées avec leur fil de fer; il leur faisait mettre en action ce qui l'amusait dans ses livres, ce qui charmait ses camarades qui de cette manière recevaient beaucoup de notions que sans lui ils n'auraient jamais eues. — De cette manière les premières bases de ce qui devait être l'attrait de toute sa vie étaient déjà posées et sa vocation d'orientaliste à peu près résolue.

Les études classiques d'Arthur étant terminées, son père justement préoccupé du choix d'une carrière pour lui, le fit venir à Lorient où il était alors fixé. Le commandant de Gobineau avait donné sa démission en 1830 au moment où il allait passer lieutenant-colonel, mais l'ardeur de ses convictions était trop forte pour lui permettre de transiger avec ce qu'il regardait comme un devoir. — Il avait pris part en 1832 à la prise d'armes, mais frappé de son insuccès et craignant que les espérances du retour de la royauté légitime ne fussent ajournées pour longtemps, il

ne voulut pas imposer à son fils une abstention complète. Il désira donc le faire entrer à St. Cyr, l'état militaire étant assurément la carrière la meilleure pour un gentilhomme[1].

Arthur entra d'abord assez facilement dans les désirs de son père, mais les études préparatoires le refroidirent beaucoup. Il n'avait aucune aptitude pour les sciences exactes, et quoiqu'il eût d'excellents professeurs et qu'il s'efforcât de travailler consciencieusement, il ne faisait que

[1] Das hier Berichtete wird an anderer Stelle, auf einem Sonderblatte, nochmals etwas anders und ausführlicher folgendermaßen erzählt:

Mr Louis de Gobineau quoique très dévoué à la légitimité ne voulut pas imposer à son fils l'abstention absolue, à laquelle il trouvait de grands inconvénients. Il désira lui faire embrasser la carrière militaire qui lui semblait être en tous temps digne d'un gentilhomme. Ce sentiment était partagé par presque toute la noblesse de Bretagne, dont les enfants entrèrent dans les écoles militaires à cette époque. — Mais Arthur avait une vocation si résolue pour la littérature et l'étude des langues orientales qu'il éprouva une vive répugnance pour acquiescer aux désirs de son père; celui-ci dans sa sollicitude paternelle insista, car n'ayant pas de fortune à laisser à son fils, il ne le voyait pas sans grande inquiétude se lancer dans le monde sans carrière fixe. — En conséquence il passa deux ans au collège de Lorient, où il travailla sérieusement aux études préparatoires pour St Cyr, sans pour cela cesser les travaux de linguistique. Souvent sur son grand tableau les caractères algébriques se mêlaient aux textes arabes ou sanscrits. Les professeurs étaient cependant contents de lui, et lui voyaient des chances de réussite. Mais ils furent trompés dans leur attente, il manqua ses examens sur plusieurs points importants, beaucoup plus occupé d'aider ses camarades que de réfléchir à ce qui le concernait. Mais à son air satisfait d'avoir échoué, il était facile de voir qu'il était désireux plus que jamais de conserver son indépendance, et de se créer lui-même une carrière selon ses goûts et ses aptitudes. Son père frappé de cette persistance énergique, le laissa libre; il était lui-même d'une nature trop noble et résolue pour ne pas comprendre toute la valeur de l'intelligence de son fils.

peu de progrès; souvent au lieu de tracer sur son grand tableau d'ardoise des signes algébriques, il se trompait et écrivait couramment des caractères arabes dont le sens l'intéressait plus vivement. — Après deux ans de travail il passa son examen et le manqua, mais pour lui ce fut sans regret, étant plus convaincu que jamais que sa vraie vocation était celle des lettres et bien résolu à l'embrasser complètement. — Il avait du reste ramené son père à son sentiment, et celui-ci comprenant bien toute la valeur intellectuelle de son fils approuva ses plans d'avenir. — Les deux ans de préparation spéciale ne furent pas perdus pour ses études générales. Il étudia l'histoire qui dans sa première éducation avait été négligée; il trouva dans son père un guide excellent, car le commandant de Gobineau était très instruit dans la science historique, et fut très heureux que son fils possédait ce don héréditaire. Il y avait donc entr'eux des conversations interminables, où toutes les questions historiques étaient traitées à fond, et, doués tous les deux du talent d'expliquer leurs idées avec une grande lucidité il y avait un grand profit à les entendre. Tout était passé en revue, et la littérature n'était pas oubliée, car le vieux gentilhomme savait par cœur son 17ième siècle et plus encore peut-être son 18ième, quoique par la fermeté de ses convictions religieuses il se rapprochât davantage des chevaliers du moyen-âge. — Arthur était donc à bonne école; il continuait du reste les études orientales, il eut la chance de se procurer les revues de la Société Asiatique qui le mirent au courant des travaux des orientalistes modernes. De plus avec cet esprit d'assimilation qui le distinguait il fouillait toutes les collections d'objets d'art Indous, Chinois, Javanais, déchiffrait les inscriptions, et dès lors il avait acquis une connaissance singulière des usages et des idées asiatiques.

Mais s'il était si curieux du monde oriental, il ne l'était pas moins de l'occidental, et tout ce qui était légende l'attirait d'une manière invincible; il connaissait déjà à fond et les gnomes et les sylphes de la Germanie; pendant son séjour en Bretagne il y joignit les contes populaires de l'Armorique, et se faisait raconter par les bas-bretons les légendes des Khorrigans et des fées; il allait visiter les pierres druidiques, et déjà l'usage qu'il en ferait dans l'histoire était fixé dans sa pensée. Il aimait à le remarquer dans un âge avancé, sa formation intellectuelle avait été spontanée, et il n'avait eu qu'à réaliser plus tard ce qu'il avait pressenti d'avance.

Que dirais-je de plus — il était poète et vivait dans un idéal assurément plein d'illusion mais où tout était pur et élevé. Les vers qu'il faisait avec facilité étaient médiocres de forme et d'expression, et plus tard il les dédaigna complètement, lorsque son talent poétique se fut développé. — Aussi je ne les indique que pour mettre tous les traits même les moindres à ce portrait où tout est réel. — En entrant dans le monde il y portait une intelligence d'élite, une instruction très vaste et des inclinations pures et droites, auxquelles le sentiment religieux n'était pas étranger; il en parlait peu; mais lui-même parlant de cette époque de sa vie, disait qu'il avait conservé la Foi de sa première communion, et l'émotion qu'il montra à celle de sa sœur, prouva qu'il en était encore pénétré. — Il aimait la Ste Vierge et plus tard dans ses ouvrages on trouve la trace de la dévotion de son enfance. — Tout entier à ses affections de famille, et à quelques amitiés dévouées qui l'environnaient, il était étranger aux plaisirs du monde et souvent on l'en plaisantait, car ayant été invité à un bal, la maîtresse de la maison dont il était le favori, le cherchait partout pour le

faire danser, et elle finit par le découvrir, caché à demi sous un rideau, et de là faisant des observations plus ou moins malicieuses sur les invités. Je ne crois pas qu'il[1] ait jamais été au théâtre.

Son éducation étant complètement terminée il partit pour Paris, son voyage payé et 50 frs. dans sa poche. Il n'en laissait pas beaucoup plus au foyer paternel. — Mais c'était un détail qui ne tourmentait personne, et la seule préoccupation alors fut celle des nouvelles du cher voyageur. Elles ne tardèrent pas et la première lettre datée du 27 octobre 1835 commença la correspondance qui devait durer 47 ans.

Rue St. Benoit No. 17, Paris, 27 octobre 1835.

Je t'écris quelques mots, mon cher papa, n'ayant pas beaucoup de temps à moi. Je suis toujours très bien avec mon oncle; il m'a offert (et je ne le lui ai pas demandé) de me donner de l'argent quand je n'en aurais plus. Il est assez aimable. Je déjeune souvent chez lui. Je n'ai pu avoir ma place; il ne s'est pas du tout fâché lorsque je le lui ai dit, et il m'a dit de venir le voir tous les 3 ou 4 jours et que nous chercherions. Mr Gautier (maître des Requêtes)[2] m'a assuré que je pouvais sans façon lui demander des avis ou sa recommandation si j'en avais besoin. Mr Mauduit m'a promis de chercher à me placer dans les bureaux d'un ministère quelconque. Il se rappelle à ton souvenir. Mr de Clarac (conservateur du musée du Louvre, parrain de Caroline) qui vient d'arriver et à qui j'ai remis hier la lettre de Caroline m'a promis de me

[1] In einer anscheinend unter Anleitung Carolinens selbst angefertigten Abschrift findet sich (mit Blei) die Berichtigung: „qu'*alors* il ait" etc.

[2] Die eingeklammerten Worte sind Randbemerkungen Carolinens.

prêter des livres et m'a dit qu'il avait fait son possible pour me trouver une place. Mr Eyriès (Géographe) est toujours d'une amabilité extrême, et Mr Kaminski[1] (orientaliste) d'une complaisance sans bornes. Je ne sais quelle idée lumineuse il vient de passer par la tête à mon oncle, mais il vient de me dire ce matin de suivre un cours d'anglais, qu'il le paierait. Le tout afin de me perfectionner. Tant mieux, ma foi!

Bref je ne suis pas mal dans mes affaires. Et vous n'avez que faire tous les deux de vous mettre la cervelle la tête en bas les jambes en l'air sur le sort de ton tout dévoué, soumis, chéri et respectueux fils

Arthur.

P. S. Combien as-tu mis de temps à chercher tes lunettes pour lire cette lettre? Écris-moi vite, car tu me laisses dans la disette de tes lettres. —

Cette lettre si gaie et si affectueuse peint d'un trait le caractère d'Arthur. Il entrait joyeusement dans sa vie nouvelle et dès les premiers jours avait su se mettre bien avec tout le monde.

Le point principal si heureusement conquis était l'oncle. Thibaut Joseph de Gobineau était le chef de la famille, et il en exerçait les droits comme il eût pu le faire avant 1789. Plus âgé que son frère d'environ 10 ans il avait été son tuteur et celui-ci ne faisait rien sans le consulter. Si jusqu'à un certain point Thibaut Joseph mettait dans l'exercice de son droit d'aînesse des manières brusques et souvent fantasques, il rachetait cela par un dévouement réel à l'honneur de sa famille. Lorsque son frère renonça à sa carrière et perdit ainsi tous ses droits à sa retraite,

[1] So Caroline. Im Originalbriefe Gobineaus heißt es vielmehr ganz unzweifelhaft Kaſimirski, und dieſe Schreibung iſt die richtige.

son frère aîné lui en donna noblement l'équivalent, et lui témoigna toujours une cordiale affection. La promesse qu'il faisait à son neveu de venir à son aide quand il en aurait besoin ne fut pas vaine, et grâce à cela Arthur put passer la première année sans trop de difficultés. Mais ne voulant pas abuser et surtout bien résolu à maintenir son indépendance il ne demeura jamais chez son oncle et se contenta même de n'y aller qu'une fois par semaine. Dans une de ses lettres il décrit fort gaiement un de ces déjeuners du dimanche (3 mars 1836). „Tous mes instants sont pris dans la semaine, je passe le dimanche de visites en visites. — J'ai l'avantage de déjeuner tous les dimanches chez mon oncle et c'est splendidement. Je ne bois presque que là du vin de Bordeaux et je me repasse la bouteille en vrai étudiant. Il est très bien avec moi. J'en sors quelquefois un peu gai."

Arthur fut de suite environné des amis de sa famille qui le connaissaient depuis son enfance, et il allait ordinairement y passer ses soirées, là il était traité comme l'enfant de la maison. Mais étant présenté dans le monde, il ne tarda pas à surmonter sa timidité et les détails de ses succès remplirent bientôt toutes ses lettres. Il alla d'abord au théâtre, le 17 janvier, et en revint ravi d'avoir vu Don Juan d'Autriche. — Les bals ne lui parurent pas aussi attrayants (19 février). „Je te dirai que j'ai été à 5 bals cet hiver et que je me suis beaucoup amusé au premier, moins au second, assommé au troisième, et assez plû au 4ième et 5ième, mais j'avoue que je ne me sens pas fort pour ces plaisirs — là. — — — Je te dirai pour ton instruction que cinq passions ont empoigné mon cœur au bal et me l'ont volé comme dans un bois dans les défilés d'une contredanse ou le tourbillon d'un galop, j'y vais avec un entraînement incomparable. C'est éblouissant, magni-

fique, j'aime à croire cependant que tu ne danses pas le galop, du moins j'y oppose mon véto dans tous les cas." —

Arthur était occupé trop sérieusement à se créer une position honorable et indépendante pour aimer le plaisir, il n'y voyait qu'un moment d'amusement, et toute sa plus grande préoccupation était le travail. (10 mai 1836): „Je cherche partout des journaux à écrire et des traductions à faire; j'ai bon espoir et bon courage. Je suis toujours parfaitement bien dans l'esprit de toutes mes savantes connaissances. Je crois t'avoir déjà dit que Mr Quatremère de l'Institut dont je suis le cours m'avait engagé à aller voir ses livres. Tu penses bien que ma traduction mongole se trouve bien de ma liberté. Elle avance rapidement. Je travaille joliment je vous assure. J'ai de l'ambition, le cœur fier et ferme je puis le dire, et ce ne sont pas les plats et sots plaisirs de la vie Parisienne qui me feront trébucher. N'ayez aucune crainte de cela." —

Les amis savants auxquels il fait allusion étaient le Comte de Clarac et Mrs de Fortia et Reynaud de l'Institut, et Mr Leber. — Mais outre ses études orientales sa passion pour la poésie avait augmenté, et il y était encouragé entre autres par Turquety, l'auteur d'Amour et Foi, ardent catholique et poète Breton. Cependant il trouvait sur ce point-là plus de critiques que sur sa supériorité incontestable pour les langues orientales. Peut-être avait-on raison de l'engager à retarder de se vouer à un talent qui n'était pas encore assez mûr. Il le sentait bien un peu lui-même et il l'exprimait avec un sens très délicat. (16 juillet 1836): „Je suis bien loin de croire que ce que je fais soit autant de chef-d'œuvres — bien loin de moi cette pensée: sans admettre avec les uns que ce soit plat et faible, sans admettre avec Turquety et avec Mr Leber Président de la société des antiquaires de France et plusieurs autres per-

sonnes qu'il y a des choses excellentes dedans, je sens tout simplement qu'il y a de l'avenir; malheur à moi si à 20 ans à peine je faisais déjà quelque chose de bien, cela prouverait que je n'irais jamais au delà; non, je crois sentir une partie de ce qui me manque, le reste je le sentirai plus tard. Mon ouvrage qui va paraître avant longtemps j'espère a de bonnes choses, mais pas entièrement développé, je sens moi-même que mon âge est écrit d'un bout à l'autre dans cette œuvre. Heureux si je m'attire des critiques, car une critique amère est souvent un encouragement; elle fait souffrir mais elle sauve quelquefois. Je verrai."

Des idées aussi droites et aussi raisonnables dans un jeune homme ayant à peine 20 ans indiquaient toute la valeur de son intelligence, et expliquent aussi la fermeté avec laquelle il suivit sa carrière littéraire, sachant résister à cet entraînement vers la poésie, sentant bien qu'il pouvait être un écueil.

Mais après 8 mois de travail assidu le besoin du repos s'empara de lui, dès le 5 juin il écrivait à ses parents: „J'aurais un grand désir de vous aller faire une visite de quelques jours, mais qu'y puis-je? Il me semble que l'on doit bien et fraîchement travailler sous les arbres de notre manoir? J'ai le cerveau brûlé de travail depuis quelques jours et je suis dans une période de repos."

Il accomplissait ce désir à l'automne; il apportait toute une gerbe de travaux commencés, arabes, persans, hindous, il traçait des inscriptions en caractères arabes sur toutes les portes, récitait les vers avec enthousiasme, lesquels étaient écoutés avec une non moindre admiration et copiés soigneusement. Enfin le père et les deux enfants étaient joyeux et pleins d'espérance. — C'était la première étape! —

Brief (einzig erhaltener) Louis de Gobineaus an seinen Sohn aus dem Jahre 1827.

La Seu d'Urgel, 8 mai 1827.

J'ai reçu, mon cher Arthur, ta lettre du 28 du mois dernier. Je savais déjà par ta mère que ta santé n'était pas bonne et que tu étais souffrant. Tu ne dois pas douter combien je suis affligé d'une pareille nouvelle. Quoique séparé depuis bien longtemps tu dois te rappeler que ma tendresse pour toi est des plus vives; ménage-toi donc, mon cher enfant, et ne me donne pas le chagrin d'apprendre que par ta faute tu as aggravé ton état. A ton âge en suivant un régime régulier on refait presque toujours son tempérament et l'on finit par être fort et bien-portant. Je suis persuadé que tu as besoin de l'air de le campagne, aussi ai-je vu avec le plus vif chagrin ta mère quitter Monthermé. C'était le lieu qui vous convenait et le séjour de Paris t'a été constamment contraire. Si je pouvais te faire venir ici, je n'hésiterais pas une minute, mais dans l'état actuel des choses c'est impossible. Je ne suis point menacé d'être attaqué par les Espagnols, mais le peuple est agité; tout annonce que de nouveaux troubles pourront éclater, et quoique j'aie une garnison de 800 hommes je pourrai être forcé de me renforcer dans les forts, et alors mon ami je serais bien malheureux si je t'avais avec moi, car il n'y aura aucun logement pour ta mère, des paillasses dans une cazemate voilà tout ce que nous aurons.

Du reste, mon cher Arthur, si j'étais attaqué je me défendrais de mon mieux et je compte entièrement sur ma garnison. Mais sois tranquille, malheureusement je ne tirerai pas le canon; il vaudrait mieux pour nos intérêts que je fusse forcé de le faire; ma situation deviendrait meilleure, car j'ai à présent tous les désagréments d'un état de guerre sans en avoir les avantages.

Remercie bien Mr de la Coindière des soins qu'il a de toi, dis-lui combien j'en suis touché et reconnaissant et prie-le d'en agréer tous mes remerciments. Embrasse ta mère et ta sœur pour moi, sois bien sage, ménage-toi et crois au bien sincère attachement de ton père qui n'aspire qu'au bonheur de te revoir et de vivre toujours au milieu de vous tous.

Adieu —

L. de Gobineau.

Maxime du Camp und die Isisvettern.

Von einem der wertvollsten Jugendgefährten Gobineaus, Maxime du Camp, besitzen wir einen fast vierzig Jahre später geschriebenen Rückblick auf die Tage der Isisvettern, welcher beide nochmals in vorübergehende Berührung brachte. Wir teilen sowohl die betreffenden Stellen der Souvenirs littéraires als die Antwort du Camps auf einen Brief Gobineaus, der daraufhin sich an ihn gewandt hatte, im folgenden mit, nicht ohne auf den Mann selber nachdrücklich hinzuweisen, der, wenn auch die äußeren Lebenswege die Freunde weit auseinanderführten, doch innerlich gerade im späteren Leben Gobineau in vielen Stücken nahe verwandt gewesen ist. Auch er war wiederholt im Orient und Orientschwärmer, auch er hat sich, wiewohl ein Vollfranzose, ja Pariser, besten Schlages — seine Bücher „Paris", „Les convulsions de Paris", „La charité privée à Paris" stempeln ihn zu einem der ersten Kenner und Beurteiler der ville incomparable et terrible, wie er sie treffend nennt —, herzlich unserem Vaterlande zugewandt, ja sogar die letzten Jahrzehnte seines Lebens zum guten Teil darin verbracht. Auch in seinen politischen Anschauungen und seiner Auffassung der Zukunft stand er Gobineau innig nahe. Für uns Deutsche hat Franz Xaver Kraus, der intim mit ihm befreundet war, sein Bild festgehalten in einem seiner schönen Essays (Erste Sammlung, Berlin 1896, S. 359—397).

Maxime du Camp, Souvenirs littéraires Tom. I. Paris 1882, p. 193 ss. 205 ss.

Ce fut vers cette époque, c'est à dire à la fin de 1841 ou au début de 1842, que nous entrâmes en relation avec

un groupe de jeunes gens un peu plus âgés que nous, alertes, ambitieux, cherchant fortune et réunis entre eux par des idées et des habitudes communes, s'imaginant volontiers qu'ils formaient une société analogue aux *Treize*, de Balzac, et rêvant de faire leur trouée dans la foule. — Pour plusieurs, ce rêve ne fut pas déçu. — Qui les avait rassemblés? Est-ce le hasard, est-ce la vie de collège, est-ce une rencontre dans les lieux de plaisir? Je ne sais, je ne me rappelle même plus dans quelle circonstance je les ai connus.

Ils semblaient s'être donné rendez-vous de tous les coins de l'horizon social. Deux d'entre eux portaient le nom d'un garde des sceaux qui fut célèbre sous la Restauration; deux autres étaient les fils d'un employé; un cinquième avait pour père un marquis, ambassadeur d'Espagne au congrès de Vienne; un sixième appartenait par sa famille à la magistrature; un septième était fils d'un ancien officier de la garde royale; le huitième, enfant d'une femme de chambre protégée par ses maîtres, étudiait la médecine. Ils étaient au nombre de huit, se laissaient côtoyer, restaient exclusifs, prêts à profiter de l'aide d'autrui, mais se gardaient et n'ouvraient point leur intimité; ils se nommaient *les cousins d'Isis*. Ce n'était là, pour ainsi dire, qu'une dénomination officielle, d'allure mystérieuse et singeant *les frères de Sérapion* qu'avait présidés Hoffmann; en secret ils ne péchaient point par excès de modestie et s'appelaient *les Scelti* — les Choisis —: ceux qui sont au-dessus du vulgaire et qui, sur tout chemin, doivent marcher les premiers. Dans ce petit groupe, on jouait volontiers à la noblesse; ceux qui n'avaient point d'armoiries s'en fabriquaient, ce qui avait le bon résultat de leur faire étudier le blason. — L'un d'eux, plein d'esprit et de rares qualités, se désespérait de n'avoir pas d'armes „à enquérir", comme

les Bouillon et les Marana. — Quelques-uns sont tombés en route et ont disparu dans d'humbles conditions, d'autres sont arrivés. (Folgen eingehendere Mitteilungen über Paul de Molènes und Henri Rolland de Villarceaux.) . . . Nous nous réunissions quelquefois, Louis de Cormenin, les cousins d'Isis et moi; nous allions nous asseoir vers minuit à une table du café Anglais et, sans avoir ni faim ni soif, nous soupions. Étions-nous gais? J'en doute; nous étions bruyants et cela suffisait à notre vingtième année. Au dessert on chantait un quatrain qu'Henri Rolland avait composé et dont la mesure m'a toujours semblé aussi discutable que l'originalité:

Descendons gaiement le fleuve de la vie,
Mes amis, buvons sans songer à la mort;
Quand elle viendra, que notre âme ravie
De la coupe encor cherche à toucher le bord!

Cela se chantait sur un air à porter le diable en terre que nous trouvions très-beau, car Henri Rolland en était l'auteur. Pendant que j'écris ces lignes, cet air bourdonne dans mon souvenir, il me rappelle des nuits perdues, qui nous laissaient veules pour vingt-quatre heures et appauvris pour plusieurs jours.

*

Baden-Baden, 17 août 1881.

Mon cher Zuccarelli, je suis moins cérémoniel que vous et sans façon je vous rappelle le surnom que vous portiez au temps des cousins d'Isis et lorsque nous chantions, au souper: Descendons gaiement le fleuve de la vie! Il y a longtemps de cela, tout près de quarante ans. La dernière fois que je vous vis c'est au milieu d'octobre 1849; j'allai prendre un passeport diplomatique, parce que je partais pour un assez long voyage en Orient. Depuis lors

vous avez beaucoup voyagé, j'ai noirci beaucoup de papier et nous n'avons pas trop à nous plaindre de la route, quoiqu'elle n'ait pas toujours été douce aux pieds. Votre lettre m'a fait grand plaisir; elle m'a rappelé des jours qui sont restés bons dans mon souvenir. Je viens de terminer ce travail qui est long, car il n'aura pas moins de quinze articles de la revue; c'est lamentable et c'est bien dans le royaume des ombres que je viens de vivre.

Louis de Cormenin a laissé un fils qui lui ressemble prodigieusement et une fille qui est Marquise Oudinot et sera Duchesse de Reggio.

A Dieu, cher ami, merci encore de votre lettre, et, comme autrefois

tout à vous

Maxime du Camp.

Ziviltrauungsſchein Gobineaus.

Département de la Seine.

Ville de Paris. État civil.

Premier Arrondissement de Paris.

Célébration civile de mariage.

Nous, Maire, officier de l'état civil, certifions que le mariage de

Joseph Arthur de Gobineau

et de

Clémence Gabrielle Monnerot

a été prononcé en cette Mairie la 10. septembre 1846.

Le Maire

(?

(Raum leſerlich.)

Dichtungen der Jugendzeit.

Drei Gedichte.

„Premiers vers d'Arthur en 1832.“ (Bemerkung Carolinens.)

L'Algonquin.

Quelle est la forme qui glisse,
Qui s'éclipse,
Au milieu des noirs rochers?
Qui sur la liane s'élance?
Se balance,
Sur la cime des palmiers?
Qui cache dans le feuillage
Son visage,
Pour surprendre l'ennemi?
Qui redescend et qui vogue,
En pirogue,
Sur le beau lac endormi?
Mais au brillant arc-en-ciel
Bleu vermeil
Qui se joue sur son sein,
A ses plumes transparentes
Et brillantes
Comme un soleil au matin,
A ses flêches scintillantes,
Menaçantes
Je reconnais l'Algonquin.

Jumière.

La cloche du monastère
De Jumière
A fait retentir minuit!
Le toit du beffroi scintille
Et tranquille
Sur le sommet du donjon
Le hibou qui tout effraie
Et l'orfraie
Hurlent leurs tristes chansons.
Mais à travers le feuillage
Blanc corsage
Paraît à mes yeux surpris.
Claire lentement s'avance
En silence
Les yeux tristement baissés.
Dans sa longue chevelure
La nature
Mille charmes a placés.
Et dans sa noire prunelle
Etincelle
Le feu vainqueur de l'amour.
Et sa joue blanche et vermeille
Est pareille
A l'aurore d'un beau jour!
Pourquoi quitter à cette heure
Ta demeure
Pour errer dans le hallier?
L'amant que ton cœur appelle
Infidèle
Ne viendra plus te chercher.
Oublie s'il se peut le traître
Qui peut-être

Se rit de ta douleur.
Entre dans ce monastère;
La prière
Rendra le calme à ton cœur!

Chanson.

Je saurai bien, quand il faudra,
Soit le matin, soit à la brune,
Dans la mort, traderidera,
Aller sans peur chercher fortune.

Ainsi donc, vieux Roi du Destin,
Vieux maître de la vieille terre,
Vieux seigneur qui te crois bien fort,
Fais moi tant que tu veux la guerre.

Nul de tes coups ne m'atteindra
Je les attends sans crainte aucune,
Car dans la mort, quand il faudra,
Dans la mort, traderidera,
J'irai sans peur chercher fortune.

Or dans la mort, tu me l'as dit
N'est-ce pas mon âme immortelle,
L'homme et Dieu, tous les deux esprit,
Ont un champ clos pour leur querelle,
Le plus vaillant l'emportera.

Or ma valeur n'en craint aucune.
Dans la mort, quand il le faudra,
Soit le matin, soit à la brune,
Dans la mort, traderidera,
J'irai sans peur chercher fortune.

Molène. (Kleine Insel, zum Departement Finistère gehörig.)

Aus Dilfiza.

I. Chapitre.

Le Commencement.

(Lied des fahrenden Sängers.)

Mon luth, je veux chanter le Chrétien ou le Maure,
Ou le platane vert, ou le grand sycomore,
Ou l'aube qui paraît ou le jour qui s'éteint,
Ou le manteau de pourpre ou celui de satin.
Je veux chanter, ô luth! la cavale qui passe,
Ou la balle qui siffle en glissant dans l'espace,
Ou la flèche qui tremble en frappant le guerrier
Ou l'éperon de fer grinçant dans l'étrier.

Viens, mon luth adoré; je suis celui qui chante;
Je suis le cri d'effroi . . . je suis la voix touchante
Que, le soir, on entend parler sous le jasmin;
Je suis le faible enfant . . . l'homme à la forte main,
Parfois, je suis celui qui reste sans courage,
Mon bras saura toujours me venger d'un outrage;
Je suis le cri de guerre ou le parler d'amour;
L'accord de la guitarre ou le son du tambour.

Viens; que m'importe à moi, le sol de la patrie?
Ai-je un toit qui soit mien, une maison chérie,
Un manoir où s'étale en blanc, mon écusson,
Un champ pour me nourrir, un rocher, un buisson?
Ai-je une source à moi dont l'eau me désaltère,
Et dont le souvenir me force de me taire?

Non! je n'ai jamais dit: quand dois-je les revoir
Mes foyers paternels . . . ce n'est rien qu'un devoir
L'amour de la patrie et tout devoir me pèse!
Voyageur isolé, je veux marcher à l'aise.

Je ne me suis chauffé qu'au feu de l'étranger
Quand je m'éloigne aussi, mon pas est plus léger,
Le pain qui me nourrit, la liqueur qui m'abreuve
C'est le fruit du hallier, c'est l'eau puisée au fleuve,
Au fleuve que mon pied sur son chemin trouva.
J'oublie et le hallier et le flot qui s'en va.
Je suis seul . . . Je suis libre! et je marche sans crainte;
Mon pays . . . oh! mes bras ont brisé cette étreinte!

Adieu, mes compagnons! J'ai là mon luth d'argent . . .
C'est un ami que j'aime et qui n'est point changeant.
Je l'embrasse avec joie aussitôt qu'on le nomme
J'ai le cœur fier ainsi que doit un gentilhomme . . .
Je ne regrette point les biens que je n'ai pas,
Rien ne pourra me dire: Où s'égarent tes pas?
Je m'arrête à l'endroit où la terre est fleurie
Je m'en vais loin de toi, lande ingrate et flétrie
Je ne laisse après moi, nul penser et nul vœu —
J'ai rompu tout lien . . . mes compagnons, adieu!

Quand je serai tout seul sur une plage aride,
Sans reporter vers vous une pensée avide,
Sans donner un regret au temps fini pour moi,
Je vivrai dans mon cœur; c'est là que je suis Roi!
Et puis si quelqu'oiseau sortant de la feuillée
Crie et frappe un buisson de son aile effrayée,
Si le ciel aussi gris que je l'ai vu souvent,
Dort . . . refuse la nue aux caprices du vent . . .
Si le vent du matin froissant ma chevelure

Féconde en l'effleurant une pensée obscure,
Et des chants aussitôt par les airs emportés,
Ah! n'oublierai-je pas ceux que j'aurai quittés?
Oui, peu d'étés encore ont brûlé sur ma tête;
Si le nuage noir qui sur mon front s'arrête,
Cache à mon œil ardent un firmament d'azur,
Un jour viendra peut-être où mon ciel sera pur!
Oh! si je suis poète, oh! oui si j'ai dans l'âme
Ce pouvoir créateur, cette source de flamme,
Cette force de Dieu qui brisant le Chaos,
A l'obscurité même allume ses flambeaux,
Que m'importent le monde et les amis qu'on laisse,
Que m'importe l'amour, que me fait son ivresse,
Les bras tendus vers vous, les souris, les doux yeux,
Que m'importe l'amour, à moi qui prends les cieux!

Ce penser me ranime . . . oh! mon cœur se réveille!
Le chagrin s'est enfui . . . Je m'arrête . . . ô merveille!
Voyageur attristé, sur le bord du chemin
Je marchais; mon regard se ranime soudain!

O luth! Je chanterai! La nuit silencieuse
Souvent, à mon chevet, voit s'abattre rêveuse
La muse au teint cuivré du naïf Orient,
Et moi, penché vers elle, attentif, souriant,
Je retiens doucement la Péri qui s'envole;
C'est alors qu'aux sons purs de sa douce parole
Aux sons harmonieux du Rébab enchanteur
Je sens revivre en moi quelque peu de bonheur.
Qu'elle vienne à présent et moi qui la désire
Je vais faire vibrer tes cordes, ô ma lyre!
Qu'elle vienne! Oh descends! Mes bras te sont ouverts,
Parle . . . Source de feu d'où jaillissent mes vers.

J'attends! Impatient, mon sang se précipite.
De moment en moment, ma veine bat plus vite.
C'est un trop lourd désir! . . . Peri! délivre-moi!
Oh! Péri, tu ne peux mentir à notre foi!
Elle vient! Elle vient! Déjà sa chaude haleine
Ravive dans mon sein les pensers qu'elle entraîne!
Eh! quoi, ton bras d'argent m'attire sur ton sein!
Tu voles! Je frémis . . . Oh! quel est ton dessein?
Oh! sous mes doigts hardis que ma harpe s'agite!
Mon regard cherche en vain cette terre qu'il quitte!
Quel radieux désert se roule devant moi?
— Le firmament, Poète, où je monte avec toi!

fol. 36. (Widmung an Amélie):

Le hasard interrompt la page en cet endroit.
Avant de la tourner, arrêtez votre doigt
Pour vous rappeler, Amélie,
Que je n'ai fait ce livre, aux ornements dorés,
Aux fleurons, aux bijoux l'un sur l'autre serrés,
Surtout cette page embellie,
Que pour avoir, encor, un souvenir de vous
Quand il reposera, joyeux, sur vos genoux
Et que vous lirez, indulgente,
Ces vers, les premiers nés d'un chanteur inconnu
Dont à personne ici le nom n'est parvenu,
Tant la gloire est peu complaisante.

fol. 67—68 (beim tragischen Ende):

Non, ce n'est pas pour vous, vieillard ou jeune fille,
Tronc mort de la maison, bourgeon de la famille,
Non! ce n'est pas pour vous que de crêpe entouré,
Mon front aura souffert . . . ma lyre aura pleuré.
Mais, s'il est, par hasard, en cette foule immonde

Seite aus dem von Gobineau selbst mit farbigen Zeichnungen versehenen Manuskript der „Dilliza".

Un être qui la fuie et s'isole du monde,
Un être pur encore en cette impureté,
Qui garde encore en soi, quelque naïveté,
Un être chaste encor . . . que ce soit homme ou femme,
Je lui donne aujourd'hui la moitié de mon âme.
Certes, en lui les pleurs ne sont pas tous taris;
Par lui, mes chants de deuil doivent être compris.

Aus Manfredine.

Die Jugenddichtung Manfredine, wenn auch als ganzes nachträglich schwerlich mehr zu einer großen Rolle berufen, ist doch immer noch nach vielen Seiten interessant und charakteristisch. Und da die Aussichten ihrer Veröffentlichung, bei der großen Fülle Gobineauschen Stoffes, noch nicht so ganz nahe gerückt erscheinen, so bringen wir, in Ergänzung der Auszüge in dem Buche „Gobineaus Rassenwerk" (S. 419 ff.), hier für jetzt nochmals einige Abschnitte. Wir müssen uns allerdings auf die historisch-politischen Betrachtungen beschränken, die übrigens auch biographisch (weniger freilich für den poetischen Wert des Werkes) in erster Linie in Betracht kommen.

Eine Hauptstelle nimmt der Kampf gegen Revolution und Demagogie ein, der damals Gobineaus Seele vorwiegend bewegte. Das Stärkste in dieser Richtung ist ein der Dichtung vorausgesandter „Discours", dessen Hauptgedanken dann, in verschiedene Zusammenhänge verteilt, etwas gemildert und daher wirksamer, im Stücke selbst wiederkehren.

Hier einige Proben der letzteren Art.

Erster Gesang, II ss. (fol. 4 ss.).

. . . La liberté? Qui l'a vue en sa vie?
Qui sait comme elle est faite et pourrait au besoin
D'en tracer le portrait entreprendre le soin? . . .
Oui, dans les vieux écrits, héritage de Rome,
De l'antique discorde ils ont pris cette pomme.
Ah! s'ils avaient mieux lu Tite-Live et Lucain

Moins séduits par l'éclat de ce grand nom Romain,
Ils auraient bientôt vu sans peine et sans étude,
Comme leur liberté mène à la servitude!
Elle parle pathos et vante sa vertu!
Elle insulte au passé par ses mains abattu,
Elle arrache le sceptre aux chefs, aux légitimes! . . .
Mais dressant aux rhéteurs des théâtres sublimes
Elle avale à grands traits leur haine et leur poison,
Elle trébuche alors, ivre de déraison
Et tombant sous le poids des crimes qu'elle entasse
Va rouler dans la boue où César la ramasse
Pour lui donner un joug honteux, mais, cette fois,
Nécessaire et béni par le monde aux abois.
Mais ces méchants esprits, infatués d'eux-mêmes,
Et toujours excités contre les rangs suprêmes,
A Naple, en ces temps-là, comme en France depuis,
De leur pays en deuil comptaient peu les ennuis.
Dans leurs conseils secrets artistes et poètes,
Libertins affamés de femmes et de fêtes,
Victimes des tripots et beaux-fils endettés
D'un changement d'état vantaient les voluptés.
Des hontes du pays, ils se faisaient des titres,
A devenir un jour ses souverains arbitres,
Ils en sondaient gaîment toute la profondeur
Pour y mieux égaler leur future grandeur,
Et plus ils le voyaient abaissé, misérable,
Plus ils se promettaient un gain considérable
Au cas où le dessein fût pris jamais par Dieu
De chasser l'Espagnol pour les mettre en son lieu.

Erſter Geſang, XIII (fol. 13).

Ô poison du langage, ô funeste éloquence,
Avant de t'exercer, tu t'exhales d'avance

Et le sorcier maudit qui dispose de toi
N'a qu'à se laisser voir pour exciter l'émoi;
Nos pères l'ont bien su, quand leur foule mouvante
Au club des Jacobins palpitait d'épouvante
Aussitôt qu'éclatait sur le large escabeau
Le masque pustulent du vendu Mirabeau!

Erſter Geſang, XXIV (fol. 26).

Ah! que le Roi Louis, chez nous, l'entendit mieux[1]
Alors qu'au Dix-Août, les faubourgs furieux,
Du fond des cabarets vomissant leurs milices
Dans son Louvre insulté vinrent traquer les Suisses!
En vain, ces vils suppôts d'un trône détesté,
Ivres, oui! . . . d'héroïsme et de fidélité,
Pour trois cents qu'ils étaient osèrent sans vergogne,
Du vieux Léonidas reprendre la besogne
Et chasser loin des murs ces épais bataillons,
Que la peur renversait comme des tourbillons,
Le Roi Louis, prudent et qui savait d'avance
Ce qu'eût pensé Jean Jacque en pareille occurrence,
Aux héros qui fuyaient se déclara soumis,
Ôta le fer vainqueur aux mains de ses amis,
Les désarma lui-même et les vit, sans colère,
Assouvir, sur le champ, la bête populaire,
Puis quand il se vit seul, par un si bon esprit
Il apporta sa tête au peuple qui la prit.

Sehr früh ſchon hatte Gobineau das dunkle Weltgeſetz erkannt, daß es in der Politik keine Moral gibt, und daß auch das Gute dort gemeiniglich nur mit böſen Mitteln verwirklicht werden kann:

[1] Nämlich: als der Vizekönig, Herzog von Arcos, der ſich gegen die ihn belagernde Meute mit Kanonen zur Wehr ſetzte.

Zweiter Gesang, VI (fol. 38).

(Manfredine) savait dès longtemps qu'il fallait s'y résoudre
A passer dans la boue, à marcher dans la poudre;
Qu'en ce bas monde, il n'est de triomphe si beau
Qui n'ait mis quelque part la morale en lambeau;
Que l'austère vertu, quand pour elle on travaille,
Est indulgente au vice, en un jour de bataille,
Et que l'homme sensé qui veut en venir là,
Avant de commencer doit peser tout cela.

Über das höhere Recht der Starken, der Großen. Überall Übel im Weltlauf! Den Rechts- und Pflichten-Widerstreit zwischen Unterdrückung und Rebellion vermag kein Sterblicher zu lösen. (Aus einem Gespräch Manfredinens mit ihrem Hauskaplan.)

Vierter Gesang, XXIII ss. (fol. 115 ss.).

— Que-dis-tu? Ce faquin qu'au ruisseau de la rue
Je vois traînant sa guêtre et l'autre à sa charrue
Qui me semble attaché non moins que son bétail
Et ce troisième encor, courbé sur son travail,
Qui lime la ferraille ou dégrossit la pierre,
Tout ce monde grossier, engeance moutonnière
Qui ne remplit au vrai d'autre office ici-bas
Que faire que le sol ne se dépeuple pas,
Tout ce ramas verrait que l'homme fort s'arrête
Pour ne la point troubler dans sa peine ou sa fête,
Oui, qu'éternellement de peur de l'affronter
Le sage et le puissant se doivent arrêter?
On verra, retenant le Dieu qui le dirige,
César, resté transi dans son royal quadrige,
Attendre qu'il complaise au dernier des humains,
Pour qu'il puisse passer de livrer les chemins

Et d'autant plus captif qu'il sera plus illustre
S'arrêter pour veiller au bien de quelque rustre,
Et laisser ses courriers sous la bride endormis
De crainte d'écraser quelques noires fourmis?
Je le veux et d'Irus Odyssée est l'esclave!
Agamemnon pâlit quand Thersite le brave,
Minerve s'humilie aux talents d'Arachné,
Et le faible orgueilleux tient le fort prosterné.
Montre-moi des États conduits de telle sorte
Et je ne connais pas de honte qui n'en sorte!
Le soc prendra le pas sur l'épée et j'ai peur
De voir le paysan régner sur son seigneur.
Je hais l'oppression, meurtrière, inutile,
Quand elle est sans objet, elle est toujours stérile
Et j'espère et je crois et tiens que les enfers
Reçoivent les tyrans, horreur de l'Univers,
Mais si le ciel voulut dans ses décrets trop sombres
Que le bien n'avançât qu'en faisant des décombres
Est-ce ma faute à moi? Si j'aperçois souvent
Que du sang est au bout des labeurs d'un savant
Me faut-il étouffer Guttemberg en son encre?
Si je puis deviner au jour qu'on lève l'ancre,
Les maux que l'ancien monde élabore au nouveau,
Me faut-il de Colomb engloutir le vaisseau?
Non, certe, et le cœur gros d'une pitié sévère
Malgré les maux prévus, je veux qu'il persévère
Je veux que l'Univers entre les bras des forts
Ressente les douleurs de leurs puissants efforts;
Non! je ne me sens pas la lâcheté hardie
De regretter les temps grossiers de l'Arcadie,
Ces temps où les humains sans prêtres et sans rois
N'avaient ni feux, ni lieux, ni champs, ni biens, ni lois.
Ce n'est pas la terreur d'un mal qu'un bien répare

Qui me pourra remplir de ta pitié bizarre
Ni m'écarter jamais quand je l'aurai voulu,
Contemplé, trouvé bon d'un projet résolu.
Non! pas plus que la peur de mourir avant l'âge,
Je n'y vois de raison pour briser mon courage;
Mais ce qui m'inquiète et pourrait m'arrêter
Approche-toi de moi pour le mieux écouter.
Je sais que nous devons respecter sans mesure
La Loi, car sans la Loi rien ne vit, rien ne dure.
Le cœur doit la garder inscrite en traits de feu,
La source est dans le ciel, elle émane de Dieu,
Par ainsi, des forfaits la révolte est le pire;
Malheureux qui la prend pour base d'un empire,
Sorti de cette fange et comme elle maudit,
Un tel pouvoir bientôt se sèche et se flétrit
Je crains donc d'irriter la Divinité même
Si je commets un crime acquis à l'anathème.

— Dans de pareils secrets je ne peux pénétrer
Répondit le vieillard, Dieu seul peut t'inspirer.
C'est à lui qui te donne une âme surhumaine
De dire ce qu'il faut que ton bras entreprenne.
Il défend, il est vrai, même envers les tyrans
Toutes rébellions, aux petits comme aux grands,
Et voulut, pour marquer combien il les déteste
Que ce fût aux États un remède funeste
Plus fécond en malheurs qu'il n'en peut extirper.
Mais cependant aussi, souvent il veut frapper
Souvent il veut punir en ses desseins sublimes
Les crimes des puissants par les bras d'autres crimes.
Inclinons-nous, ma fille, et s'il faut que le roi
T'ait pour son ennemie, alors pleurons sur toi.
Déplorable instrument de la fureur divine,

Je te verrai payer ta gloire, Manfredine,
Et justement vainqueur contre un roi détesté
Expier ton forfait envers la Royauté.

Zahlreich sind die Aufschreie der Auflehnung gegen die Sitten und Anschauungen des Juli-Zeitalters.

Im dritten Gesang (XXIV fol. 89) gibt ihm ein Rückblick auf die strafende Tat des älteren Brutus die Worte ein:

. . . Laissons de côté les règles de notre âge,
De combattre le crime on n'a plus le courage,
Et c'est beaucoup déjà quand il va démasqué
Qu'on lui jette son nom et qu'il soit remarqué.

Der Goldgier dieses Geschlechtes wird die Würdigung echter Auszeichnungen und Ehrenzeichen gegenübergestellt:

Dritter Gesang, X (fol. 73/74).

. . . bien que dans notre âge
Du mépris des honneurs on affecte l'usage,
Je méprise, à mon tour, les sots ricanements
Des professeurs jurés de ces bas sentiments.
Il sied à des grimauds sortis de la basoche
Et pressés d'engloutir quelques sous dans leur poche,
Il leur sied, j'en conviens, de faire peu de cas
D'un hochet qui luit et ne se pèse pas.
Pour un ruban moiré leur verrait-on l'envie
De dépenser leur peine ou de risquer leur vie?
Quelques sots! Leur travail n'est excité, n'est vif
Que pour l'or trébuchant et le gain positif
Mais de nobles esprits qui sentent ce qu'ils valent,
Jusqu'au poids de l'argent jamais ne se ravalent,
Ils préfèrent l'éclat et ne savent penser
Qu'au ruban rouge ou bleu pour se récompenser.

Das Ideal als die große Leuchte, die einzig uns aus den Wirrnissen der Geschichte herausführen kann:

Vierter Gesang, I ss. (fol. 95 ss.).

Quand sous nos pieds tremblants, les siècles se déroulent
Et que les flots fougueux des âges qui s'écoulent,
Aux gouffres du néant emportent le passé,
Sur le sable du temps par leur course amassé
Restent, lambeaux sacrés, triomphantes épaves,
Les noms qu'ont illustrés les sages et les braves.
Puis l'avenir s'en vient; il contemple surpris
L'éclat qui toujours sort de ces puissants débris;
Il cherche à composer d'après ce noble thème
De justes plagiats pour s'illustrer lui-même.
Et voyez quel honneur Dieu fit aux écrivains!
Il ne condamne pas les spectres faux et vains
Dont leur plume a peuplé le pays des chimères
A dormir, encadrés de rimes éphémères;
De ces êtres sans corps choisissant les meilleurs,
Il les arrache aux mains des siècles fossoyeurs,
Et leur fait partager et l'Empire et les Temples
De ces héros plus vrais dont les noms font exemples.
Et croit-on qu'Annibal, par ses travaux réels
Ait tourné plus d'esprits vers les soins immortels,
Croyez-vous qu'Aratus, Du Guesclin ou Xaintrailles
Ait gagné plus de cœurs à l'amour des batailles
Que n'ont fait ces héros, fils d'un cerveau peu sûr,
Achille aux pieds légers, Roland, Gauvain, Arthur?
Non! si Byzance a vu les fiers Almogavares
Repousser de ses murs les musulmans barbares,
Si l'Espagne a conquis avec quelques bâteaux
Les peuples et le sol de continents nouveaux,
Si nous, Français surtout, battant l'Europe entière

Nous l'avons tant de fois roulée en sa poussière,
C'est qu'avec l'Idéal notre âme s'élevant
Rêvait à l'impossible et l'a touché souvent.
Ah! que de se grandir l'Histoire n'ait pas honte!
D'étroites vérités je tiens bien peu de compte
S'il faut, par leur détail pédamment entassé,
Qu'un juste et saint précepte en soit rapetissé.
Il m'importe bien moins de savoir la manière
Dont l'infâme Cromwell marmottait sa prière
Que de sentir mon cœur applaudir dans mon sein
Au blâme accumulé sur ce lâche assassin,
Et volontiers encor j'endure qu'on excuse
Du premier roi Bourbon l'adultère et la ruse
Pourvu que nos enfants se puissent exalter
A ce qu'il fit de grand et veuillent l'imiter.
Mêlons donc librement, dans un but équitable,
L'Idéal au Réel et l'histoire à la fable.
Sachons que notre honneur est moins de tout savoir,
Que de nous rehausser plus haut que le devoir.
Prenons . . . oui, faisons mieux, inventons des exemples!
Créons-nous des instincts plus hardis et plus amples
Que ceux dont les conseils, faibles comme on nous voit,
Nous mènent aujourd'hui par le chemin étroit.
Pour moi, j'y veux tâcher et ne crois pas futiles
Ces vers, pauvres enfants de pinceaux malhabiles,
S'ils peuvent, quelque jour, par mon rêve ennoblis,
Renvoyer aux vertus quelques cœurs amollis.

Glaube, Ehre, Wiſſenſchaft mögen uns dem feigen Verzagen entreißen, dem heute ſo viele ſich überlaſſen:

Vierter Geſang, XIV (fol. 107/8).

. . . Loin de Manfredine et de tous ceux que j'aime
Des tristesses sans fin la lâcheté suprême,

D'un Dieu plein de mépris dérisoire présent
Que l'on voit estimé des hommes d'à présent!
Les Chevaliers-Chanteurs de la forte Aquitaine,
Et ceux dont à bon droit la Provence est si vaine,
Et le Dante, lui-même, en ses tercets divins
Ont justement flétri les impuissants chagrins.
Quand on ferme son cœur aux plaisirs éphémères,
Il le faut inonder de plus hautes lumières
Et chercher dans la Foi, la Science ou l'Honneur
Une source de force, un but à sa vigueur.

Eine äußerſt intereſſante Parallele zu einer berühmten Stelle des Essai (III. 272 ss., deutſche Ausgabe III. 352 ff.) bieten folgende Verſe:

Vierter Geſang, XVIII ss. (fol. 110 ss.).

Quand un peuple est déchu, rien ne le régénère
Ni la prospérité, ni l'excès de misère,
Ni même les efforts d'un maître généreux.
Regardez les Romains dans ces temps désastreux
Où le cruel destin laissa cheoir de ses urnes,
Le devin de César et l'homme de Minturnes.
Marius ne fut rien qu'un soudard trop puissant
Qui ne sut ici bas que répandre le sang
Et croyait exhausser le pouvoir populaire
Quand les patriciens saignaient sous sa colère.
Mais Sylla comprenait de plus haut ses desseins.
Il tuait, mais pour voir les éléments malsains
Infusés dans le corps de la louve romaine
Sortir avec le fer qu'il dardait dans sa veine,
Et se flattait qu'un jour il pourrait parvenir
A la voir s'épurer, renaître et rajeunir
Et guidant ses enfants à de nouveaux comices
Des vertus du passé retrouver les prémices,

Si bien qu'on pût crier: ne sommes-nous pas là,
Les fils de Fabius et de Publicola?
Le songe était sublime et le réveil fut triste.
C'est ainsi que l'on voit le crédule alchimiste
Livrer à ses fourneaux des diamants sans prix
Et n'en retirer rien que cendres et débris.
En vain le Dictateur purgea, nettoya Rome,
Il ne put dégager ce qu'il cherchait, un homme!
Et ne put relever dans une ombre d'État
Qu'un fantôme de peuple, un spectre de Sénat.
Il ne retrouva rien de la race passée
Et dans son crible, en vain, la nation pressée
Ne lui laissa saisir que de faux avortons
Qui n'avaient de Romain et de grand que leurs noms.

Woraus Manfredine Folgerungen für ihre Zeit und Umgebung zieht:

Vierter Gesang XX (fol. 112).

Irez-vous croire ainsi qu'au fond de nos montagnes
Nous voyons opprimés sous le joug des Espagnes
Les neveux insultés des anciens conquérants?
Pensez-vous qu'Amalfi soit peuplé de Normands?
Lucera des soldats payens de Barberousse?
Que pareille au figuier qui sans cesse repousse
La souche dont sortit Zaleucus et Mylon
Montre encore en Calabre un dernier rejeton?
Erreur! Un lourd amas de siècles et de lustres
Recouvre les tombeaux de ces races illustres
Et ce qui les remplace aujourd'hui sur le sol
Ce que j'entends gémir sous le fouet espagnol
N'est qu'un essaim honteux de métis et d'esclaves
Qui jamais, non jamais, ne vivront sans entraves,
Dût un héros saisir ce cadavre abattu

Et lui souffler au cœur sa force et sa vertu.
— Mais moi, lui répondit aussitôt Manfredine
Rameau d'un meilleur tronc, fruit d'une autre origine
Bien qu'on me puisse voir végétant aujourd'hui
Au milieu de ce peuple et souffrant avec lui
Puis-je lui ressembler et partageant sa chaîne
Mentir au sang plus pur qui fait bouillir ma veine?
Non! je ne le saurais! quoiqu'il puisse advenir,
Du destin qui me pousse, il m'y faut obéir.

Beſprechung von Gobineaus Chronique rimée de Jean Chouan.

La Quotidienne, 14 juin 1846.

. . . Ces curieuses annales de la Chouannerie à son début, il les a envisagées en artiste, en poète. Il a trouvé le plus heureux thème pour un genre de composition qui manque entièrement à notre littérature moderne, la poésie populaire, la chronique rimée. Les Espagnols ont leur admirable *romancero*, où des poètes qui n'ont pas même laissé leur nom avec leur œuvre, atteignent aux plus hautes beautés; les Allemands ont leurs *Nibelungen*, l'Écosse a ses chants historiques, réunis par Walter Scott avec un soin pieux. Notre moyen-âge a eu le *roman de Rou* et d'autres compositions analogues. Quant à nos chants populaires modernes, lorsqu'on a voulu dernièrement en faire un recueil, on a été réduit à ramasser des niaiseries comme le *roi Dagobert*, *Malbrough* et *Cadet Roussel* qui, franchement, ne méritaient pas les recherches de la typographie et de la gravure. Pour de vraies chroniques mises en vers, pour des récits qui se transmettent de génération en génération, à l'aide de la rime et de la mesure, et conservent, dans le peuple, les faits des aïeux, la fibre populaire, chez nous, n'est pas assez poétique.

. . . M. de Gobineau ne pouvait choisir un sujet mieux assorti à la nature de composition qu'il voulait ressusciter. Louons-le d'abord de n'avoir pas fardé, enjolivé, poétisé

ses héros. Certes, ils n'ont pas besoin d'ornements. La rude physionomie de ces pauvres gens a, dans sa simplicité, cent fois plus de poésie que *Childe-Harold*, le *Corsaire* et le *Giaour*, et tous les personnages de Lord Byron. La vérité a toujours un bien grand avantage sur la fantaisie, si brillante que celle-ci puisse être. M. de Gobineau a tâché d'empreindre ses vers de la rudesse naïve du sujet; il s'est heureusement identifié avec le caractère, avec les idées du paysan manceau.

Après avoir retracé les traits les plus frappants de cette pieuse croisade, M. de Gobineau trouve, dans son épilogue, de généreux accents pour déplorer cette injustice de la destinée qui a jeté le voile de l'oubli sur tant de faits glorieux . . .

Il nous serait facile de relever, chez M. de Gobineau, des expressions empreintes d'une certaine bizarrerie; des vers où la vivacité, la franchise de l'allure pourraient s'allier à plus de correction; où la forme, enfin, est traitée un peu trop cavalièrement, même pour une *chronique rimée*. Nous aimons mieux lui tenir compte d'une bonne et louable pensée, qui, en maints passages, a heureusement inspiré son talent.

Th. Muret.

Einige Mitteilungen über die Handschrift der Adieux de Don Juan.

Wie schon im Textbande bemerkt, ist eine doppelte Fassung dieser „heroischen Komödie" von Gobineaus Hand erhalten. In der ersten hat sich Gobineau durch ein in sehr starken Korrekturen sich ausprägendes Umarbeiten zu einer neuen durchgerungen, die dann im wesentlichen die der zweiten Handschrift wird. Nach dieser ist wahrscheinlich das Manuskript für den Druck abgeschrieben, in welchem aber schließlich abermals zahlreiche, wenn auch nicht bedeutende, Änderungen vorgenommen worden sind.

Das Ganze zeugt von einer ununterbrochenen, heftigen, fast unruhig zu nennenden Befassung mit dem Stoffe, der in Gobineau eine so übermütige Gärung hervorrief, wie unter anderem auch das Widmungsgedicht vor der ersten Fassung bezeugt:

Sonnet.

Je me souviens de vous, o Marguérite,
De vous aussi, mon Boccace et de vous,
Divin conteur dont la verve m'excite
Et dont le nom me fait mettre à genoux,

Grand Arioste; en ce temps hypocrite,
De vous louer qui se montre jaloux?
On ne voit plus qu'encens et qu'eau bénite
Affadissant de grands vers plus que doux.

Moi, je honnis tout ce lyrisme avare
D'invention et de naiveté.
Marot, Boileau l'eût appelé barbare

Et dégouté de ses airs, je m'empare
Du sans façon lourdement rejetté
Dont se jouait la Reine de Navarre.

Das Motto vor der ersten Fassung ist dem Ovid entnommen und lautet:

Ergo age; ne dubita cunctas superare puellas;
Vix erit e multis quae neget una tibi.

Es lehrt, daß der Typus, das Ideal, wenn man so sagen darf, des Don Juan alt ist. Wie sich Gobineau dessen besondere Verkörperung in seiner Behandlung dachte, lehren seine Bemerkungen am Schlusse der ersten Handschrift:

„Le caractère de Don Juan n'est pas d'être *séduisant*, son caractère c'est d'avoir une inextinguible soif de plaisir; de sentir ses passions s'éteindre et s'allumer sans fin et sans lassitude et de poursuivre toujours un idéal qu'il n'atteindra jamais. Au service de cette aspiration vigoureuse vers ce qui lui semble la Vie, il met une intrépidité sans bornes et toutes les vertus qui prouvent qu'on ne tient pas à ce qu'elles défendent. Il n'est ni avare, ni lâche, ni rien de semblable, parcequ'il ne tient ni à l'argent, ni à la vie, et qu'il veut à tout prix le plaisir. Voilà ce qu'est Don Juan. Maintenant la nature ayant en main un tel type, l'orna par hasard de toute la beauté, de toutes les prérogatives de rang, de naissance et de fortune dont elle pouvait disposer, et c'est par elle qu'il a pu séduire plus de femmes. Pauvre, laid, et point gentilhomme, il n'eût plus été Don Juan *manifesté*, mais abstraitement, c'eût été identiquement la même chose. C'est donc faux de voir surtout en lui la séduction incarnée."

Ebendort findet sich ein Gedicht, das, wie zur Ergänzung des Dramas, uns den bekannten Don Juan, den der „1002", vorführt:

— Léporello, mon bon garçon,
Apprends-moi de quelle façon
On s'y prend pour charmer ton maître.
— Léporello lui répondit:
Allez vous glisser dans son lit
Car il va bientôt reparaître.

Sitôt qu'il vous apercevra
Il rougira, vous sourira
Vous trouvant si fraîche et si jeune.
Puis me dira: Léporello,
Va nous chercher du vin sans eau,
Il s'agit de rompre le jeûne.

Aussitôt dit, aussitôt fait,
Quand j'aurai dressé le buffet
Je le mettrai dans la ruelle.
Mon maître aura des mots charmants,
Il vous fera mille serments,
Pour lui, vous serez la plus belle.

Il vous aimera comme un fou,
Il pleurera sur votre cou
Il vous jurera sur son âme,
Que son cœur enfin converti
Comprend qu'il n'a jamais senti
Tant d'amour pour aucune femme.

Enfin il vous possédera
Et la nuit encor durera
Quand mon maître ouvrant les courtines
S'esquivera soudain du lit,
Bien qu'il soit d'ailleurs très poli,
Sous couleur d'aller à matines.

De ce moment, oubliez bien
Qu'entre vous deux fut un lien,
Il en maudit la souvenance.
Si vous voulez de l'or, parlez!
Du coffre, il me laisse les clés
Pour toute pareille occurence.

Pour consoler un cœur souffrant,
Il donnerait Flandre et Brabant,
Jusqu'à l'archiduché d'Autriche;
Mais quant à rendre à vos appas
Un seul désir, n'y comptez pas.
Don Juan n'est pas assez riche.

Der naive Humor Gobineau-Leporellos hat uns in diesen ergötzlichen Strophen einen Don Juan in nuce geschenkt, der als ein erfolgreicher Rival dessen der heroischen Komödie bezeichnet werden muß, ja im Grunde weit besser geglückt ist. Die tolle Laune aber, aus der er geboren, war mit ihm keineswegs erschöpft. Stark ein halbes Jahr später entstand der ungedruckte Prolog, ein Produkt phantastischer Ausgelassenheit, untermischt mit satirischen Anklängen.

Zwei Totengräber sind unter philosophischen Gesprächen damit beschäftigt, aus dem Kirchhof eines alten Klosters bei Inzlingen Schädel der Mönche auszugraben, welche Ben Esra, ein reicher Jude, bei ihnen bestellt hat, um sie auf einem Bankett, das er sechs jungen Sybariten aus Frankreich zu geben denkt, köstlich herausgeschmückt als Pokale figurieren zu lassen. Der eine, Maître Pierre, der zugleich Souffleur am Theater ist, genießt dadurch bei seinem Kameraden Jacques eine für die Dinge des Geistes von diesem willig anerkannte Superiorität, welche nur in Geldangelegenheiten ihre Grenzen findet, auf die sich Jacques mindestens ebensogut zu verstehen behauptet. So setzt er denn auch, als sie am Schlusse ihrer Arbeit noch auf einen besonders stattlichen Sarg treffen, in dem sie unisono einen Schatz vermuten, Pierres eidliches Versprechen auf Halbpart durch. Dem Sarge aber sehen sie zu ihrem Entsetzen nicht greifbare Materie, sondern den bösen Geist Moloch entsteigen, bei dessen Anblick sie mit dem Rufe „C'est le Diable" ohnmächtig hinsinken.

In dem Augenblicke, da Moloch aus dem Grabe hervor-

kommt, erscheint der Erzengel Raffael, sein einstiger Besieger, und setzt ihm sein feuriges Schwert an die Kehle. Moloch leugnet von ihm besiegt zu sein:

„Vaincu? Lorsque ton bras armé des saints tonnerres
Précipita Moloch au plus profond des sphères,
Et que foulant aux pieds le corps du révolté
Tu l'attachas au roc par Dieu même apprêté,
Certes, tu l'emportas et tes mille phalanges,
Aux fanfares de guerre essayant leurs voix d'anges,
Chantèrent à bon droit le magnanime effort,
Qui mettait le plus faible au pouvoir du plus fort.
Mais quand mon front marbré de lâches cicatrices,
Dédaignant les apprêts de tes savants supplices,
Se dressa vers ton front superbe et radieux,
Que d'un rire strident j'effrayai tes beaux yeux,
Qui de nous fut vaincu? Toi! Que pouvais-tu faire?
Mon immortalité limitait ta colère.
Ton bras sur mon orgueil frappa . . . mais sans vigueur!
Et le plus grand vaincu fut le plus grand vainqueur."

Raffael läßt es schließlich geschehen, daß Moloch in der frischen Umgebung des schönen Kirchhofs etwas herumlungere, um Licht und Luft zu schnappen, indem er sich damit getröstet, daß auch der Widersacher, dadurch daß er den Auserkorenen des Herrn Gelegenheit gebe, Versuchungen siegreich zu bestehen, am Ende zur Erfüllung des göttlichen Willens mithelfen müsse.

Moloch tritt im Gewande eines Abbés an die beiden Totengräber heran und erweckt sie aus ihrem Ohnmachtsschlummer. Er reicht ihnen ein herz- und magenstärkendes Mittel, das ihnen erst irrlichtartige Visionen, dann aber ihr volles Bewußtsein und ihre gewohnte Frische bringt. Moloch fragt sie über das Inzlinger Theater aus; der Souffleur dient ihm sogleich mit einigen pikanten Personalien der Hauptdarsteller. Alsbald rückt Moloch mit seinem Plane heraus,

ein Drama, das er mitgebracht, aufführen zu lassen, aber Maître Pierre erklärt ihm, das werde nur durch Protektion möglich sein, am besten durch die Ben Esras, der dem Direktor das Geld hergebe und dadurch hier so mächtig sei wie ein Bischof in Rom.

In diesem Augenblicke erscheint Ben Esra, um nach den Ergebnissen der Arbeit der beiden Totengräber zu schauen. Moloch nähert sich ihm auf Grund einer angeblichen Empfehlung seines Bruders Salomon aus Frankfurt, welche dem Juden um so glaublicher erscheint, als ihn der Pseudoabbé sogleich auf sehr intime Dinge (die er nur von jener Seite kennen kann) anredet: Ben Esra steht im Begriff, die Schauspielerin Plautilla zu heiraten, die ihm einen Sohn angekündigt hat. Diesem wünscht der überglückliche Vater von der Geburt an ein Leben wie im Paradiese zu sichern, dem unter anderem auch durch seinen Übertritt zum Christentum vorgearbeitet werden soll. Moloch tritt diesem Apostatenplane aus gewohnheitsmäßiger Gegnerschaft gegen letzteres entgegen und sucht Ben Esra außerdem auch dadurch darin zu beirren, daß er seine Vaterschaft (wie sich später zeigt, mit Recht) in Zweifel zieht.

Die Unterredung der beiden wird unterbrochen durch den händeringend herbeieilenden Theaterdirektor, der Ben Esra ankündigt, sein Theater sei im Begriff aufzufliegen, da sein erster Liebhaber Rosimiro und Plautilla, ersterer mehr um Politik, letztere mehr um Bankgeschäfte als um ihre Kunst sich kümmernd, ihn im Stiche gelassen hätten. Moloch erbietet sich, ihm nicht nur ein „humanitäres Drama", das er bei sich trage (Don Juan), sondern auch gleich die Darsteller dafür zu liefern. Freudig nimmt der Direktor das Anerbieten an, die Proben sollen im Theater alsbald beginnen, und er geht mit Ben Esra in die „Stadt" (!) voran. Ein neues Gespräch Raffaels mit Moloch beschließt den ersten Teil: Raffael erklärt,

daß er Ben Esra nicht fahren lassen werde, was Moloch abermals veranlaßt, ihm einige Wahrheiten zu hören zu geben:

„Reporte tes grands mots à l'auteur de tout mal,
A qui m'a pu créer, moi, le maître infernal.
Ai-je rien inventé? La peste, la famine,
Ces infâmes tourments qu'à faire on imagine,
Les crimes tour à tour coupables et vengeurs,
Les formidables cris qu'arrachent les douleurs,
Tout cet amas impur qui me sert de domaine,
Je ne l'ai point créé. Je n'ai point fait la haine
Même! Car descendant un jour dans l'Achéron
Ton maître ouvrit mon cœur, l'y mit et m'en fit don!"

Wahrheiten, die sich Schopenhauer, hätte er sie gekannt, für eine seiner Hauptargumentationen sicher nicht hätte entgehen lassen.

Den weit kürzeren zweiten Teil eröffnet das saubere Liebespaar Rosimiro und Plautilla. Die hundert Taler, die der Jude letzterer zur Ankunft des Söhnchens gespendet, hat Rosimiro verjubelt. Er droht Plautilla jetzt zu verlassen, wenn sie nicht neues Geld schaffe. Plautilla versucht es wieder bei dem „alten Wucherer", aber dieser ist ihr allmählich hinter die Schliche gekommen. Er gerät mit Rosimiro um Plautilla aneinander und wird von ersterem an die Luft gesetzt.

In einer bizarren Szene, die als eine Parodie gewisser christlicher Bekehrungen zu fassen ist, werden die beiden Komödianten, unter starker Zuhilfenahme der drohenden Schreckniſſe der Hölle, dem Himmel gewonnen, während Ben Esra endgültig Moloch überlassen bleibt.

Die letzten Szenen bringen die Ankündigung des Don Juan. Moloch selbst wird die Hauptrolle, Beelzebub den Leporello, Astarte die Claudia, Astaroth den Perez spielen. Moloch gibt seinen Genossen noch nützliche Winke für ihre Rollen und beschließt den Prolog im Kostüm des Regisseurs mit einer Ansprache an das dichtgedrängte Publikum von Inzlingen.

Man sieht: die wilde Romantik der Adieux de Don Juan ist hier womöglich noch überboten. Alle noch so groteske Phantasie der Spanier dürfte kaum Abenteuerlicheres ersonnen haben als hier ein französischer Jünger Hoffmanns. Namentlich im zweiten Teil wird kaum mehr der leiseste Ansatz zu wirklicher Handlung oder gar Charakteristik genommen. Das Allegorische ist faustdick aufgetragen, und es bleibt als Hauptsache davon nur die Wahrheit, daß Don Juan eine echte Teufelskomödie ist und daß die Scelti, ihre wirklichen Darsteller, Gobineau an der Spitze, unter Umständen auch einmal rechte Teufelskerle sein konnten.

Anhangsweise teilen wir hier noch die schon in der Biographie erwähnte Besprechung des Don Juan in der Revue des Deux Mondes (1844, T. II. p. 817) mit, nicht sowohl wegen der geistreichelnden Witze ihres Verfassers, als weil sie doch ein weiteres Schlaglicht auf diese ganze immerhin merkwürdige Episode wirft:

M. Arthur de Gobineau ne va pas chercher ses inspirations au pied des Pyramides, ni dans le Forum; il ne se déplace point, il prend seulement la peine d'aller de son fauteuil à sa bibliothèque, et là il s'adresse à cet éternel Don Juan, dont il nous donne *les Adieux* en un *poëme dramatique*. Si ces adieux sont définitifs, à la bonne heure; mais il n'en sera rien, Don Juan reviendra. Qu'il dise alors du nouveau, au moins, le débauché; qu'il rajeunisse son thème, et que nous ne soyons point exposés à entendre encore un pâle et insignifiant écho de la grande voix. Qu'est-ce à dire? *les Adieux de Don Juan* ne seraient-ils qu'un écho, une vieille chanson sur un air connu? Qu'on en juge. — Don Juan aime Claudia, la femme de son frère Don Sanche, et la séduit. Sanche découvre sa mésaventure, et se fâche; vous en eussiez fait autant. Les deux frères vont se battre, lorsque Claudia intervient assez mal

à propos, car Don Juan, sans le vouloir, à ce qu'il paraît, par un simple coup de maladresse, la tue; Sanche meurt aussi; Léporello chante un mauvais couplet, et Don Juan, ramassant son épée, s'en va. Voilà tout le poëme dramatique de M. Arthur de Gobineau, *cousin d'Isis*. Vous ne connaissez pas les cousins d'Isis? Ils sont une demi-douzaine qui ont pris ce nom, après avoir mis leur talent en commandite et s'être promis de partager fraternellement les profits de leur gloire. C'est une petite franc-maçonnerie littéraire, une sorte de table-ronde poétique, autour de laquelle, comme on vient de le voir, on n'est pas toujours tenu à des frais d'invention, ce qui ne veut pas dire que les *cousins d'Isis* n'inventent quelquefois; mais sans doute qu'aujourd'hui ce n'était pas le tour de M. de Gobineau. Ou bien, est-ce que le commandeur se serait trompé? est-ce qu'au lieu de porter la main sur Don Juan, il aurait touché le jeune poëte et lui aurait causé une telle frayeur, que celui-ci aurait momentanément perdu l'usage de son imagination et de son style? On serait tenté de le croire à la lecture des *Adieux*, quoique M. de Gobineau ait un bon moment, à la fin, dans une complainte qui suit ce drame, lorsqu'il s'écrie à propos de certains poëtes qui se sont attaqués à don Juan:

Depuis que Don Juan est mort,
Plus d'un penseur a fait effort
Pour définir son caractère.
Plusieurs le traitent en vaurien;
D'autres en ont dit force bien;
Ils auraient mieux fait de se taire.

C'est l'auteur des *Adieux* qui dit cela. Un *cousin d'Isis* doit s'y connaître, et nous passons condamnation.

Paulin Limayrac.

Aus Zeitschriften- und Zeitungsaufsätzen der vierziger Jahre.

I. Politisches.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Den Auszügen aus den politischen Jugendarbeiten Gobineaus, die in Betreff ihrer Bedeutung und ihres Wertes für sich selber sprechen mögen, seien hier nur wenige Worte vorangeschickt.

Zunächst sei an das Bd. I S. 180, 184 ff. der Biographie über die nicht immer mit unbedingter Sicherheit festzustellende Autorschaft Gobineaus bei den Artikeln der Quotidienne erinnert. In der vorliegenden Sammlung werden übrigens in der Hauptsache nur die Betrachtungen über den Royalismus und das Julikönigtum von diesem Umstande betroffen. Warum wir sie dennoch mit aufgenommen haben, ist ebenfalls a. a. O. S. 180 ausgeführt.

Die Arbeiten Gobineaus sind nur zum Teil von ihm selbst mit zutreffenden Überschriften versehen. Diese sind dann im Original belassen worden. In anderen Fällen war eine Überschrift oder ein Stichwort zur Orientierung des Lesers vom Herausgeber hinzuzutun, dies ist dann in deutscher Sprache geschehen, aber durch Klammer als solche Zutat kenntlich gemacht. Die hierdurch wohl oder übel entstandene Ungleichmäßigkeit ist im Register durch einheitlich deutsche Aufzählung vermieden.

In der Orthographie ist nach Möglichkeit Gleichmäßigkeit hergestellt worden; unbedingt war dies nur innerhalb der einzelnen Gruppen von Aufsätzen möglich, da Gobineau offenbar der Hausorthographie der verschiedenen Zeitschriften unterworfen blieb und so für das Ganze dieser Zusammenstellung einzelne Abweichungen (wie z. B. in den Groß-

schreibungen) sich ergaben, die aber wohl kaum als störend empfunden werden dürften.

L'Unité, Vol. I, 1843.

(Aus dem Aufsatze über Edgar Quinet p. 47 ss.)

(Über deutsche Einheit, deutschen Bund und verwandtes.)

La situation dans laquelle les Allemands se débattent aujourd'hui est des plus graves, et il y aurait mauvaise foi à soutenir qu'ils ne la comprennent pas. L'invasion française n'a pas eu jusqu'ici de conséquences heureuses pour la liberté de leur pays; et, bien loin de là, son effet immédiat a été de détruire toutes les garanties d'indépendance respective des États, et l'unité respectable du corps germanique. Cette unité était, il est vrai, devenue rebelle au progrès; la constitution vieillie n'enserrait plus qu'avec peine des États jeunes et vigoureux qui s'étaient agrandis en profitant du mouvement des idées; les rôles s'étaient déplacés; le chef de l'Empire humilié baissait la tête devant l'influence croissante de l'électeur de Brandebourg, et la diète, impuissante à défendre les petits princes contre les entreprises de leurs coétats, voyait de plus en plus borner sa compétence aux questions d'étiquette. Néanmoins l'unité allemande existait; cette unité, personne n'en contestait la haute valeur, et il semblait à tout le monde parfaitement naturel que des populations ayant même langage, mêmes mœurs, et presque mêmes lois, vécussent dans des rapports aussi intimes que faire se pouvait. Sans doute, les temps avaient rendu l'ancien code insuffisant; chacun pensait qu'il était temps de le refaire; aucun n'eût avancé qu'il fallait le détruire. Ce fut la France qui se chargea de ce soin. Eut-elle tort? à coup sûr elle eut tort, et nous le dirons sans nous faire prier. Attaquée par l'Alle-

magne, elle usa de son droit le plus clair en repoussant l'invasion. Se fût-elle bornée à dévaster le territoire ennemi, elle n'eût fait qu'user de cette permission de représailles que les lois de la guerre ont consacrée; mais il était indigne d'une nation qui prétendait à l'apostolat de la liberté, de n'employer sa force sur les peuples vaincus que pour leur imposer la plus barbare, la plus inepte des conceptions politiques. Nous parlons ici, et nous en sommes bien fâchés, de la Confédération du Rhin.

Le congrès de Vienne, chargé de tout refaire, ne fit rien; si nous, Français, avons quelques droits de le maudire, l'Allemagne y est encore bien plus autorisée. Pour construire ce qu'il aurait dû créer, il faudra renverser ce qu'il a fait; c'est ainsi que de nos jours, où tous les maux sont arrivés à leur terme, les intérêts en souffrance, et les intérêts menacés, les souvenirs du Saint-Empire, les promesses de 1812, les besoins nouveaux, en un mot, le passé, le présent, l'avenir, tout est en fusion. Autour de cette œuvre immense, les Allemands s'empressent et s'encouragent. On parle avec raison du mouvement qui s'opère sur le territoire de la Turquie; mais celui qui se prépare, qui déjà s'effectue sur la terre germanique, n'est past moins imposant. Tous les esprits sont tendus, princes, savants, peuple, tout rend hommage au changement qui va venir, tout travaille à reconstituer l'unité de la race, à développer l'industrie nationale.

(Folgt der ins einzelne gehende Nachweis, daß es auf dem geiſtigen Gebiete das gleiche ſei.)

L'Unité, Vol. II, 1843, p. 118.

Études sur l' Allemagne.

Des princes médiatisés.

(Bedeutung der Mediatisierten für den Wiederaufbau Deutschlands.)

Plus que tous les autres États de l'Europe, l'Allemagne est une terre de contrastes. Les anciennes choses y subsistent sans trop de peine au milieu du mouvement moderne, et si elles disparaissent peu à peu, ce n'est pas un choc violent qui les renverse, mais une modification patiente qui les transforme. Chez nous où les révolutions les plus radicales sont l'œuvre de quelques jours, où l'élaboration pénible des siècles a souvent cédé à l'effort brutal d'une émeute, on a qulque peine à comprendre un tel état de choses; on le qualifie volontiers de torpeur politique et cependant l'Allemagne avance et se développe d'une manière si évidente qu'il y aurait mauvaise foi à nier le pas immense que les idées et même les institutions ont fait dans ce pays depuis 1815. De part ni d'autre, chez nos voisins pas plus que chez nous, il ne serait juste de louer ou de blâmer une telle manière de procéder en politique; c'est la nature même du caractère national qui agit ainsi. On doit accepter le principe, étudier les faits, et tâcher surtout de diriger les résultats à naître vers une fin utile et légitime.

L'Allemagne, à la veille d'une transformation politique qui doit être complète, a besoin de rechercher surtout les bases sur lesquelles elle fondera son avenir dans tous les pays et dans les classes supérieures de la société qui se présentent les premières pour donner ses garanties; mais dans tous les pays aussi, l'aristocratie n'a pas su conser-

ver assez d'influence sur l'opinion publique, pour que la part qu'elle est appelée à prendre dans les affaires ne soit pas réduite à néant. C'est là qu'en est aujourd'hui la noblesse française; fort incertain qu'on puisse jamais confier à ce corps dégénéré une grande position politique. L'Allemagne sur ce point est plus heureuse, et si, comme chez nous, sa noblesse secondaire, sa noblesse faite par les princes a perdu son prestige; si le gentilhomme saxon, bavarois, prussien, ne trouve plus qu'une considération fort tiède, le noble allemand, celui dont la race essentiellement libre ne relevait autrefois que du Saint-Empire romain, celui qui a droit de s'intituler l'égal des maîtres, et qui, aujourd'hui même, n'est qu'à demi sujet, celui-là jouit d'une popularité et d'une estime assez grande pour qu'on puisse compter sur l'ordre dont it fait partie dans une réorganisation des pays germaniques, et c'est là ce qu'on appelle la haute noblesse allemande ou la noblesse médiatisée.

*

Ib. p. 121.

(Über den Wiener Kongreß und die deutſche Reichsfrage.)

C'était toute l'Europe qu'il s'agissait de réorganiser. C'étaient les besoins de patriotismes nouveaux dans leurs tendances, des prétentions de toute nature, qu'il fallait satisfaire, et que firent définitivement ces gloires de la diplomatie? Parmi tant d'intérêts à débrouiller, de rancunes à calmer, d'avidités à assouvir, de faiblesses à sauver, de prétentions à rogner, de demandes passablement révolutionnaires de la part des défenseurs de la légitimité, les mandataires de l'Europe furent si effrayés de l'immense fardeau qu'on avait imposé à leur sagesse, si embarrassés à le démêler, que, pendant le plus longtemps possible, ils

dormirent sur les affaires, sans les traiter; „le congrès danse et ne marche pas“, disait M. le prince de Ligne; et qu'enfin ils précipitèrent tout vers une conclusion, se contentèrent d'à peu près, pour la plupart des questions, et ne donnèrent pour le reste que des solutions qui ne faisaient que peu d'honneur à leur prudence.

C'est de cette façon que la constitution de l'Allemagne fut arrêtée. Aux demandes des petits États et de la haute noblesse, qui, chacun d'un point de vue différent, jugeait l'ancien ordre de choses très conforme à ses intérêts, on refusa le rétablissement du Saint-Empire. La Prusse tenait trop à son émancipation complète et de son côté la maison d'Autriche se souciait médiocrement de ressaisir un honneur plus onéreux qu'utile. Le congrès adopta un terme moyen entre toutes les prétentions et fonda un pacte fédératif, qui, sans reproduire les qualités libérales de l'ancienne constitution germanique, valait cependant mieux que l'union rhénane. Ajoutons aussi qu'autant que possible cette organisation si importante ne fut qu'esquissée, et qu'on s'en remit au temps pour la parfaire. Il est fâcheux qu'une grande puissance n'ait pas trouvé en ce moment si favorable le courage nécessaire pour réclamer franchement l'unité de l'Allemagne. Après une guerre tout animée de patriotisme, les nationalités factices se trouvaient confondues, et Bavarois, Hessois, Saxons oubliant ces noms fractionnaires ne se souvenaient plus que de leur titre commun d'Allemands.

*

Ib. p. 123.

Si, par des circonstances qui se peuvent prévoir, il arrivait que la violence ébranlât le corps germanique, il est peu douteux que les traités auxquels on confierait le rétablissement de l'ordre n'influassent singulièrement sur le

retour à l'unité. Mais en même temps, il y aurait à craindre que de grands ménagements demeurant nécessaires, d'importants intérêts se trouvant compromis sans qu'on pût leur assigner de dédommagement, la tâche de la réconstitution plus logique de l'Allemagne n'en souffrît beaucoup et qu'il ne fallût ajourner encore la solution du nœud gordien. Il est donc désirable, sous tous les rapports, que la paix continue à développer cette remarquable prospérité dont jouissent les États allemands, et le mouvement intellectuel qui en est la suite. L'opinion paraît désirer que la diète germanique étudie de plus en plus l'étendue de son influence, et, en effet, c'est par là que, d'une manière toute pacifique, l'avenir peut se préparer le plus favorablement; jusqu'ici, il le faut observer, la diète s'est montrée peu soigneuse d'accepter cette suprématie que tout la devait porter à saisir; dans la question du Hanovre, elle s'est déclarée incompétente, dans plusieurs réclamations soumises par les médiatisés, elle a mis en avant la même fin de non recevoir; d'autres fois, son président a éloigné les parties en leur déclarant d'avance que telle serait sa réponse. Il est fâcheux sans doute que cela ait eu lieu; mais on le doit attribuer à la mauvaise volonté des petits États qui sentent leur autorité menacée et qui voient tous les jours diminuer leur influence. A mesure que la Prusse grandira, la diète sortira de sa torpeur; à bien des égards, ce sera en revenir à l'ancien système impérial, et la fin de tout ceci conduira peut-être, par une transition facile, à un état de choses sinon meilleur du moins plus complet que celui qui existe aujourd'hui. C'est alors que les princes médiatisés auront réellement à remplir un rôle important pour la nation allemande.

La Quotidienne, 12 juillet 1843.

(Über den Royalismus.)

C'est le malheur du temps que les royalistes soient un parti; ce sera l'éternel honneur des royalistes d'avoir compris qu'ils ne doivent pas, qu'ils ne peuvent pas se conduire par les considérations étroites des partis qui ne sont que des partis. Les royalistes sont dépositaires des principes, des traditions, des mœurs de la nation, partant conservateurs de ses droits et de ses intérêts; et, dans un sens philosophique, on peut dire qu'ils sont la nation même. Ils représentent tout ce qui l'a constituée, tout ce qui l'a fortifiée et agrandie, tout ce qui a fait sa puissance, sa prospérité, sa gloire. Ils sont, par une filiation directe et légitime, les continuateurs des grands hommes, des grands corps, des grandes institutions de la monarchie.

. . . Désintéressement d'hommes et de parti, loyauté, sincérité, patriotisme; tels sont donc les caractères dont les royalistes ont marqué et marqueront jusqu'à la fin leur constante et énergique opposition.

*

Les royalistes en France appartiennent à tous les rangs, à toutes les classes de la société; car le but de leur opinion n'est pas un privilège pour quelquesuns, mais bien l'ordre et la sécurité pour tous. Si leur position est diverse, les mêmes principes leur sont communs; d'accord sur le grand intérêt social qui les unit, ils ont pu différer sur le moyen de le servir; mais des chemins différents peuvent conduire au même but. Ainsi, les royalistes sont partout, excepté dans les salons des dignitaires de la Révolution; on les retrouve dans les chambres, dans la magistrature, dans les emplois civils, dans la marine, dans

l'armée. Il y a plus, les royalistes ne sont pas seulement les hommes qui avouent leur opinion par indépendance, ou qui la taisent par nécessité; leurs principes se retrouvent dans les rangs de leurs adversaires apparents: quiconque a compté de bonne foi ses misères, a apprécié les moyens d'action et la faiblesse du régime actuel, quiconque est honnête et a vu de près ce régime, est royaliste, s'il n'est républicain.

*

4 décembre 1844.

Le royalisme n'est pas stupide. Le royalisme sait très bien que soixante ans de révolution ont passé sur le pays; qu'ils ont fait des changements dans les mœurs, dans les idées, dans les besoins; que, conséquemment, l'action à exercer sur la société est subordonnée à des lois qui ont peu de rapport avec les lois anciennes. Mais ces formes extérieures de la constitution du peuple touchent-elles au principe même de sa vie? La liberté publique et la liberté privée sont-elles moins dans le droit naturel de la société? Il n'y a plus d'états-généraux, car il n'y a plus d'états; mais la représentation nationale est-elle pour cela supprimée? Il y a des départements au lieu de provinces; mais l'administration de la cité par la cité est-elle moins, en principe, le droit des citoyens? L'impôt ne se vote point par états; mais le contribuable a-t-il perdu le droit naturel de consentir l'aliénation d'une partie de sa chose au profit de tout le corps? Qu'y a-t-il de nouveau, si ce n'est la forme du droit? Le droit est permanent de soi ou il n'est rien. Mais l'exercice du droit se varie selon les temps. Les royalistes acceptent la nouveauté de la forme, mais ils maintiennent la fixité du droit, et c'est là toute la puissance de leurs idées.

*

5 décembre 1844.

Les royalistes doivent tendre à raviver, dans la société, une force qui a disparu, la force morale, la force qui tient à une foi commune, ou à défaut de foi dans les choses secondaires, l'association des intérêts de même nature. C'est ici une partie essentielle de leur office. Par là ils peuvent lutter contre l'action incessante de *l'individualisme*, lèpre des temps modernes, principe de servitude dans le peuple et de despotisme dans le pouvoir.

C'est par l'association que peut se raviver notre malheureuse société éparpillée, exténuée, demi-morte. Groupons les hommes par ce qu'ils ont de commun encore dans les idées. Faisons une guerre à mort à l'esprit d'égoïsme. Et pour cette guerre, emparons-nous de toutes les positions que nous laissent naturellement ceux qui ne connaissent et ne recherchent d'autres positions que celles de l'État. Quoi donc! n'est-ce point assez? Nous pouvons entrer dans tous les conseils électifs. Nous pouvons être dans la commune, nous pouvons être dans l'arrondissement et dans le département; nous pouvons être au barreau; nous pouvons être dans tous les offices libres et honorables; nous pouvons être à la chambre des députés; il nous reste à la pairie des voix éloquentes et généreuses; nous pouvons être partout, et de fait nous sommes partout.

*

10 décembre 1843.

A l'exemple d'un prince auguste et du noble interprète de sa pensée, nous voulons tout ce que la France doit vouloir: les principes monarchiques, parce qu'ils sont indispensables au maintien de l'ordre dans une grande nation; les libertés nationales, parce qu'elles seules peuvent contenir le pouvoir dans les limites qu'il lui importe à lui-

même de ne pas franchir, parce qu'enfin de cet admirable accord de l'ordre et de la liberté, naît ce que M. de Chateaubriand a appelé, avec tant de raison, la vérité politique.

*

22 janvier 1844.

Un des grands caractères de la royauté, c'est la permanence; là est sa force. Nos pères, pour exprimer cet attribut de la royauté, disaient: En France, le roi ne meurt pas; et nous lisons dans nos chartes: le roi est inviolable. Toute atteinte portée à ces principes, provoque une révolution sociale et discrédite nécessairement le pouvoir. Il faut que la royauté soit morale dans son origine et dans son but, c'est à dire qu'elle provienne des lois fondamentales et qu'elle ait pour but l'intérêt de tous.

Lorsqu'un peuple a une fois changé violemment les lois fondamentales et établi un régime nouveau, son caprice devient sa règle unique, car il n'existe plus rien qu'on ne puisse contester et réviser; c'est le dernier état où une nation puisse parvenir: „c'est, comme dit Bossuet, l'état qui annonce et précède la chute des empires."

La Quotidienne, 16 septembre 1843.

(Über die Reſtauration.)

. . . A force d'adresse, de fermeté, de patriotisme sincère, elle (la Restauration) réussit à abréger le temps pendant lequel, aux termes des traités, les armées étrangères devaient occuper militairement le sol français. A peine établi, le gouvernement du roi défendait avec une noble énergie contre les Prussiens maîtres de la capitale, et les droits des citoyens et l'existence des monuments.

A un pareil début on pouvait prévoir ce qui allait suivre, et, en effet, la France n'était pas encore débarrassée de l'invasion, que son gouvernement agissait avec l'indépendance qui nous appartenait aux jours de victoire, dans le sein du congrès de l'Europe. L'Angleterre, qui, faisant parade de ses semblants ordinaires de générosité, avait refusé d'entrer dans Paris, n'avait pas pour cela abdiqué sa haine jalouse et elle avait de plus, contre Louis XVIII le souvenir de l'alliance particulière que ce prince avait si sagement nouée avec la Russie dès les premiers jours du congrès de Vienne. La lutte recommença donc; l'Angleterre combattit la Restauration comme elle avait combattu l'Empire; les armes seules étaient changées; les champs de batailles furent désormais renfermés dans les limites des chancelleries.

Mais la guerre n'en était pas moins active, moins jalouse, moins envenimée, pour n'avoir plus son recours dans le moyen matériel. La France reconquérait visiblement sa prépondérance, et c'était là une question de vie ou de mort pour l'influence anglaise. On se prit à tous les moyens, et comme les plus destructifs sont les meilleurs, on cabala dans les conciliabules libéraux de Paris, et à ce moment de son histoire, l'Angleterre, les Torys en tête, s'inscrivit, sans vergogne, pour les carbonari les plus enthousiastes du monde entier. Il ne faut pas oublier, toutefois, que ces ardents amis de la liberté et de la justice choisissaient précisément ce moment même pour imposer aux Joniens le joug le plus dur dont on ait jamais ouï parler, et vendaient, à beaux deniers comptants, les malheureux habitants de Parga à la rage d'Ali, pacha d'Épire, événement qui excita alors dans toute l'Europe une indignation dont on se souvient encore.

Toutes ces menées ne paralysèrent point les mesures

que prenait la Restauration pour faire échapper la France à la prépondérance que l'Angleterre prétendait exercer sur les autres États. En Italie, nous reconquîmes l'influence qui nous appartenait. Par la guerre de 1823, nous osâmes attaquer la propagande anglaise dans la péninsule, rendre ce pays à notre commerce et à notre alliance, et consolider la grande œuvre de Louis XIV. En Grèce, nous fondions au fond de la Méditerrannée un nouvel État où la civilisation plantait pour toujours ses bannières; nous réussissions à créer ainsi pour l'avenir, entre l'Asie et l'Europe, un nouveau comptoir qui ne serait pas entre des mains britanniques, et, par conséquent, ne demanderait pas mieux que d'enrichir Marseille et nos provinces du midi par ses opérations; ce qui est plus étonnant encore, nous savions forcer l'Angleterre à prêter la main à un travail qui la minait.

Telle était déjà, après cinq ou six ans de pouvoir, l'autorité que la Restauration avait su acquérir, au vis-à-vis de notre rivale héréditaire. Mais cela ne suffisait pas, même à un gouvernement aussi national que l'était celui des Bourbons. S'emparant de l'idée développée jadis par Leibniz, dans un mémoire adressé à Louis XIV au nom de l'électeur de Mayence, Clément-Auguste, le cabinet des Tuileries s'était résolu à fonder une nouvelle France sur la côte d'Afrique qui fait face à nos rivages. Qui sait jusqu'où cette pensée généreuse étendait son vol? qui sait quelles limites lointaines de royales espérances donnaient à cette précieuse conquête? Sans chercher à construire de trop brillantes hypothèses, arrêtons-nous au fait seul: il n'y avait plus désormais qu'une puissance prépondérante dans la Méditerrannée, et cette puissance était la nôtre.

*

29 janvier 1844.

(Über das Julikönigtum.)[1]

Que voyons-nous depuis tant d'années? Une succession de ministres appliqués à se faire une proie de l'État. Pour eux, la France est une vaste pâture. Ils mentent à la foi jurée. Ils trafiquent de la Charte et des lois. En fait de politique étrangère, ils sont à genoux devant l'Europe; ils s'efforcent de se faire pardonner d'être; eux, les enfants de la Révolution, ils ont fait des pactes pour tuer la Révolution, et, sous ce nom de révolution, pour affaiblir et exténuer la France même. A ce prix, ils vivent! Ils ont livré les intérêts nationaux à l'Angleterre; ils lui ont sacrifié jusqu'au pavillon; ils ont déserté la cause de la France en Portugal, en Espagne, en Grèce, dans le nouveau monde; ils nous ont isolés en Europe; ils nous ont ôté nos alliances naturelles, et toute leur habileté diplomatique n'a été que l'art de dissimuler les affronts. Voilà pour la dignité au dehors.

Au dedans, qu'ont-ils fait? Ils se sont joués des promesses de liberté comme des promesses d'égalité. La représentation publique devait être sincère, complète, souveraine, ils en ont fait un privilège de 200 mille censitaires. Le parlement devait planer sur les affaires par des majorités libres; ils ont gouverné le parlement par des majorités factices. La presse devait être affranchie; ils l'ont enchaînée par des lois pires que les préventions de la censure. Le jury devait être probe et libre; ils l'ont trié à leur guise.

[1] Wiewohl es mehr als zweifelhaft ist, ob dieser Artikel von Gobineau geschrieben sei, schien es doch durchaus angezeigt, gerade ihn, als einen besonders eindringlichen und konzentrierten Gesinnungsausdruck seiner damaligen politischen Umwelt, von dieser Sammlung nicht auszuschließen.

Ce même jury devait connaître des délits de la presse; ils ont fait une catégorie de délits qui aboutissent à la police correctionnelle. Et ayant changé la juridiction, ils ont multiplié les peines; les amendes sont décuples du maximum de la Restauration; la liberté de la presse se résume dans la ruine des écrivains, l'emprisonnement des gérants, la complicité des imprimeurs. L'État devait être gouverné avec économie; ils ont dévoré ses ressources, grossi les emprunts, doublé le budget. La police devait s'abstenir de menées ténébreuses et de dépenses suspectes; ils se sont fait prodiguer des fonds secrets. L'admission aux emplois était promise à tous les citoyens; ils ont fait des choix de fidèles, et constitué une aristocratie héréditaire de favoris. Dans l'armée, le mérite devait être le premier titre d'avancement; ils ont délaissé le mérite et ont poussé aux premiers rangs des légions de courtisans sans mérite et de flatteurs sans dignité. La cité devait être délivrée des menaces des soldats armés, cet objet d'attaques, si vives, si permanentes pendant quinze ans; ils l'ont enveloppée de bastilles et de casernes; Paris frémit sous la compression de soixante mille baïonnettes. Pouvons-nous tout dire? Qu'est-ce qu'on n'avait pas promis à la France? Liberté, bien-être, harmonie, grandeur, tout lui était assuré; servitude, misère, anarchie, abaissement, c'est ce qui lui reste. Et pour empêcher les oppositions de se déclarer contre une telle dégradation, les ministres détournent bruyamment les esprits par des affaires d'agiotage, par de vastes entreprises de corruption. Jamais, depuis Law, ne s'était vue émulation d'avidité semblable à celle qui s'est allumée dans les âmes, sous l'influence des exemples de fortune soudaine, monstrueuse. L'or est devenu tout le principe de la puissance et de l'honneur. L'or est le maître des affaires; l'or est la loi de la politique; l'or gouverne; l'or paie les con-

sciences; l'or est la mesure de l'estime que méritent les hommes. Voilà le système des ministres à l'intérieur.

Or, maintenant, qu'on parle de conscience publique et de flétrissure! Oui, il y a une conscience publique qui flétrit ce qui est mauvais, mais ce qui est mauvais, c'est ce mensonge étalé de la politique ministérielle, en regard des promesses de la Révolution. C'est donc là ce qui est flétri.

*

14 mars 1844.

. . . C'est la centralisation administrative qu'il faut modifier profondément si vous voulez atteindre la corruption dans sa source. Rendez aux communes et aux départements la libre gestion de leurs intérêts spéciaux; et vous enlèverez aux ministres leurs moyens de séduction les plus puissants et vous aiderez à former des mœurs publiques, un esprit public plus forts que les ambitions et les appétits personnels, plus forts surtout que les lois timidement répressives dont vous essayez d'armer la justice.

La Quotidienne, 13 juillet 1843.

Coup d'œil sur la situation de l'Espagne.

Que d'enseignements dans le spectacle de l'Espagne! Glorieux pays! Pauvre pays! grand peuple traîné dans la honte et la ruine! Et pourquoi cela? parce qu'il n'y a pas là une autorité puissante et naturelle, un pouvoir enraciné dans la liberté nationale.

Ô philosophes! ô politiques! n'apprendrez-vous pas que les plus magnifiques théories de liberté sont impraticables

sans le secours direct et permanent d'une puissance légitime, incontestée, supérieure aux volontés des partis?

C'est le rêve fatal de notre époque d'imaginer que les peuples puissent se passer d'une règle, et la liberté même d'une loi. De là les mille conflits d'opinions, de là les luttes acharnées, sanglantes des factions entr'elles, de là une anarchie effroyable, où tout périt, les vieilles lois et les lois nouvelles, les mœurs publiques et les mœurs privées, l'honneur, la fortune, la force de la nation entière.

Les fins politiques s'amusent à chercher les chances de succès que le désordre de l'Espagne peut offrir aux côteries du dehors et du dedans, à la côterie anglaise, ou à la côterie de Christine, ou à la côterie du Duc d'Aumale, ou à la côterie d'Espartero même. Eh! qu'importe le succès d'une intrigue entre mille autres qui déchirent ce pays, si le triomphe de l'une est pour les autres le droit de la poursuivre à outrance à l'instant même? Les factions ne doivent tomber définitivement que devant le droit. La force accidentelle d'un parti n'est pas la reconstitution de l'ordre. Tout parti qui domine appelle la lutte des partis qui veulent dominer. Entre eux, en effet, le droit est égal. Il n'y a pas plus de raison pour que ce soit Espartero ou Narvaez qui prenne l'empire. Pourquoi l'un? et pourquoi l'autre? A une rivalité semblable toutes les ambitions privées doivent tour à tour se produire; mais aussi toutes les forces nationales doivent s'épuiser goutte à goutte jusqu'à ce qu'en fin de compte quelque caporal muletier s'en aille saisir la puissance et tenir à ses pieds ces tristes débris de partis tour à tour maîtres et vaincus, ces pauvres restes de factions tantôt dominatrices et tantôt foudroyées. C'est là qu'aboutissent infailliblement les révolutions purement anarchiques, celles qui se font en dehors du mouvement régulier des mœurs et des idées chez un peuple, et aussi en dehors de

l'action libre du pouvoir que la nature des choses avait primitivement appelé à présider à la marche de ce peuple et au développement de ses destinées.

Idées arriérées! idées vieilles! disent quelques-uns.

Vieilles elles sont en effet; car elles ont six-mille ans de durée; arriérées, si l'on veut; car elles sont de beaucoup en retard du progrès de folie qui pousse la plupart des hommes de notre âge.

Et pourtant c'est par ces idées que nous prétendons que le monde moderne doit être ramené aux lois de la liberté et de l'ordre. La liberté est vieille aussi; l'ordre est vieux également. Il ne faut pas croire qu'il n'y ait de société bien ordonnée que depuis que les races royales courent les grandes routes de l'exil, toutes mutilées par le régicide. Il y a eu de l'ordre avant nos idées avancées sur l'anarchie, la révolte et l'usurpation. Les vieilles cortès d'Espagne n'étaient pas tout-à-fait dépourvues de dignité et d'indépendance. La monarchie qui eut Ximenès pour premier ministre, ne fut pas tout à fait sans génie. Et quelque rancune que nous gardions à Charles-Quint, son nom, au point de vue espagnol, a bien tout autant d'éclat que celui de D. Baldomero Espartero, Duc de la Victoire. Laissons donc ce mépris affecté pour les choses vieilles; il est un indice de la petitesse des choses présentes. On croit se grandir; on s'abaisse. Nous voyons aujourd'hui beaucoup de jouteurs dans les lices de la politique. Ce sont des matamores vantards. Toute leur puissance consiste à semer le désordre et à faire du bruit. Ce ne sont pas eux qui prendront dans leurs mains la société ravagée, perdue, inanimée, pour la réchauffer et la raviver. Toute leur prouesse consiste à gambader et à clamer sur des ruines. Ce sont là les héros du progrès!

Non, philosophes; non, politiques; ce n'est pas de la

sorte que vous guérirez les nations malades. Mais à qui parlons-nous? et qui nous écoute? les rois même se bouchent les oreilles. On voit l'Espagne se débattre dans son désordre, c'est un spectacle comme un autre, et même il est plus dramatique qu'un autre; c'est tout ce qu'il y a d'intérêt dans la vue de ces ravages.

Quant à nous, notre douleur est grande, nous le confessons, de voir cette catholique Espagne, ce pays de la fierté, de la liberté, passer de mains en mains et perdre, sous l'action des aventuriers qui se la disputent, l'énergie de ses mœurs et de sa foi pour finir apparemment par tomber toute épuisée sous quelque charte constitutionnelle. Il y avait, selon nous, pour elle une destinée meilleure, tant qu'il restait quelque goutte du sang de Louis XIV. Là où est la grandeur, là est la liberté. La honte n'est que la préparation de la servitude.

La Quotidienne, 30 juillet 1843.

(Aus einem Aufſatze über Irland.)

Abrutis, opprimés, mais non soumis, les Irlandais se sont soulevés en face de l'Angleterre qui les croyait écrasés pour toujours. Faisant valoir leur misère et la justice de leur cause, ils ont déchiré peu à peu la législation qui pesait sur eux. Ils font aujourd'hui subir à l'Angleterre les conséquences de sa dure politique. C'est de l'autre rive du canal Saint Georges que vient le souffle redoutable de la démocratie qui fait fermenter bien des têtes au fond des ateliers de Birmingham et de Manchester. Pendant six cents ans, l'Angleterre n'a vu dans l'Irlande que des domaines à confisquer, un pays à opprimer, elle y a attaqué la foi qu'elle avait abandonnée par le meurtre

et par une légalité tyrannique dont nulle part ailleurs on ne trouve d'exemple; maintenant c'est l'Irlande qui pousse l'Angleterre vers le gouffre des révolutions. Déshérités sur leur propre sol de toute propriété et de la moindre lueur de possibilité de devenir propriétaires, sept millions d'Irlandais forment un peuple de mendiants affamés à côté d'une poignée d'opulents personnages qui emportent au loin tout ce qu'ils prennent à un peuple désolé, qui dissipent à Londres, à Naples, à Paris, à Vienne, partout, excepté en Irlande, les revenus que leur donnent leurs terres d'Irlande. Le bétail qui naît sur la terre irlandaise, le blé qu'elle produit, les fruits qui y croissent, son beurre, son lin, rien n'est pour elle, tout s'exporte, tout s'embarque, tout va se vendre au dehors pour compte de quelques grands propriétaires, et de tout l'argent de cette vente, pas un denier ne revoit l'Irlande. Elle n'en reste pas moins assujetie, elle qui n'a pas de pain à donner à ses habitants, elle n'en est pas moins forcée à entretenir dans une richesse scandaleuse des évêques protestants, pasteurs sans troupeaux, des universités protestantes, toute une hiérarchie de ministres protestants, on lui fait payer les frais d'un culte qu'elle abhorre et qui n'est pas le sien. Avec un tel état de choses, l'agitation n'est pas prête de cesser, et ce ne seront pas quelques essais de réformes timides, partielles, opérées à contre-cœur, qui fermeront des plaies aussi sanglantes, aussi envenimées, qui calmeront des griefs aussi vifs.

La Quotidienne, 2 septembre 1843.

(Aus einem Aufsatze über Rußland.)

Voilà, dans un tableau rapide et où les principaux traits seulement sont indiqués, voilà la Russie telle qu'elle

est, marchant d'un pas qui n'est ni lent ni incertain vers une très grande autorité dans les affaires du monde. Plus asiatique qu'européenne, mais cependant, à l'instar des vieux Tartares ses ancêtres, faisant trembler l'Allemagne; forte et impérieuse pour elle-même; se faisant une éducation de Spartiate; embrassant dans son imagination sensée et puissante, mille projets immenses, mais possibles, et en même temps qu'elle épouvante l'Angleterre dans l'Inde, faisant trembler l'Autriche en prononçant le nom de la nationalité slave. Dans tous les cas, et même dans ce dernier, plus asiatique qu'européenne, nous le répétons.

Une des époques les plus prochaines de l'histoire moscovite, et celle qui doit le plus préoccuper notre attention, sera, sans nul doute, la substitution de ses droits à ceux des Turcs sur la race grecque. La prise de Constantinople sera comme la consécration de cette nouvelle phase de l'histoire moderne. De quelque manière que l'on envisage l'avenir de l'empire ottoman, des efforts pour amener cette conclusion ne sont pas très lointains.

La France n'aura-t-elle d'autre rôle, dans cette grande affaire, que de tenir ses flottes dans Toulon, de tout voir en silence, et d'unir sa bouderie à celle du cabinet britannique? Si c'est là la seule prévision du système, nous lui rappellerons qu'avant 1830, on avait autrement compris la solution de cette difficulté, et que la conquête de l'Algérie et des projets ultérieurs qui n'étaient un mystère pour aucun des cabinets de l'Europe, sont là pour l'attester.

La Quotidienne, 10 septembre 1843.

(Aus einem Aufſatze über England.)

Ce ministre (Pitt) était dans une situation particulièrement difficile. Les motifs qui avaient fait soulever

si récemment les colonies de l'Amérique du Nord, motifs tout révolutionnairement appliqués, mais au fond peu honorables pour l'Angleterre, existaient sous une forme ou sous une autre en Irlande, en Écosse et même dans la métropole. Des abus déjà fort grands, une oppression très intense à demi cachée sous l'ombre de libertés problématiques, avaient créé un mécontentement mal dissimulé. Ce qui se passait en France, semblait d'ailleurs donner l'exemple de la révolte et vers 1793, l'Angleterre se trouva couverte de sociétés secrètes, d'associations jacobines qui menaçaient le pays d'un bouleversement pareil à celui que nous subissions. Aucun moment ne semblait plus défavorable à la grandeur de l'Angleterre; on eût pu croire, au contraire, que tout le rôle d'un ministre habile, tout ce qu'on pouvait attendre de talents supérieurs dans un homme d'État, devait se borner à garder tant bien que mal le *statu quo*. Eh bien! ce fut de cette situation délicate que Pitt fit sortir pour sa nation, un édifice de puissance que jamais elle n'avait osé ambitionner.

Il déclara la guerre à la France. Dans cette démarche audacieuse consista toute sa politique, à la soutenir s'employèrent tous les ressorts de son génie. Par elle, il arriva de prime saut à deux résultats majeurs: il donna un aliment à l'effervescence du peuple, et il créa pour lui de nouveaux débouchés commerciaux. Bien plus, il profita spontanément de tout ce que la France perdait sous ce dernier rapport; il commença à établir partout ses marchés; tandis que notre marine, réduite à une poignée d'héroïques corsaires, n'avait plus la puissance de porter notre commerce aux points les plus éloignés de consommation habituelle, l'Angleterre se présenta hardiment pour nous remplacer; l'Angleterre, en un mot, s'enrichit de nos dépouilles et s'engraissa de notre misère. Tant que la France avait tenu dans le monde le

rang qui lui appartenait, l'Angleterre avait dû rester confinée à certaines limites; la France agonisait, sa voisine ne mettait plus de bornes à son ambition et à ses espérances qu'elle fondait toutes avec une logique rigoureuse sur l'abaissement du peuple qui lui avait tenu tête si longtemps. Cela n'est pas seulement de l'histoire qui, dans tous les cas, ne serait pas très ancienne: c'est un principe, c'est une maxime que nous croyons irréfragable et que l'on peut formuler ainsi: Les intérêts de la France et de l'Angleterre n'ont rien de commun.

La Quotidienne, 20 octobre 1845.

Le Roi de Prusse et la Municipalité de Berlin.

Cette adresse théologique de la municipalité de Berlin, cette réponse du monarque, cet échange de pensées libres entre deux pouvoirs, d'une nature si différente, cette lutte publique de la conscience personnelle contre le pouvoir souverain, tout cela, selon nous, révèle dans l'état des esprits en Allemagne, et particulièrement en Prusse, quelque chose de grave, qui doit être sérieusement étudié. Les politiques ont coutume de rechercher des faits plus matériels; ils aiment à toucher les conflits en quelque sorte. Les hommes qui croient à la puissance de la pensée comprennent, au contraire, que là où la société religieuse est en travail de nouveauté, la société politique est bien près d'être remuée.

Lorsque Luther déchira l'Église, les princes purent penser aussi qu'il n'y avait là qu'une crise interne, qui ne touchait qu'aux âmes. L'Europe n'en fut pas moins secouée sur toutes ses bases; Luther n'avait fait que produire un principe de révolution, la logique fit le reste. La transformation commence par les idées, elle s'achève par les institutions.

Disons en passant qu'il y a deux sortes de révolutions, une révolution politique et une révolution sociale, la première se produisant par des faits soudains accidentels, déréglés aussi bien que par des causes prévues et méditées; la seconde se déclarant par un travail lent et progressif de la société humaine, et dérivant d'une succession de besoins graduellement modifiés. Il est visible que cette double action se fait sentir à tout le corps de l'Allemagne et cette étude est digne au plus haut degré des philosophes, aussi bien que des politiques.

Mais en nous réservant l'examen d'une crise si profonde, nous avons à constater, dès ce jour, comme un incident très remarquable, la lutte théologique de Berlin. C'est ici autre chose qu'une affaire curieuse de mysticisme; c'est une affaire très grave de politique; c'est la guerre entre les deux principes du protestantisme, la liberté personnelle, d'une part, et l'autorité politique de l'autre, en matière de foi.

L'un ou l'autre de ces principes doit être vaincu. Selon nous, le vaincu sera le principe d'autorité politique; la logique le veut ainsi, et l'événement obéira. Mais cela même est une révolution, car c'est la fin de la *Réforme* considérée comme Église constituée. Et quand bien même le contraire arriverait, c'est à dire quand l'autorité politique serait maîtresse, la Réforme n'en serait pas moins précipitée à son dernier terme, mais par une révolution toute opposée; de sorte qu'en toute hypothèse, l'Allemagne protestante touche à des nouveautés immenses, au milieu desquelles les pouvoirs établis risquent d'être violemment ébranlés.

Au reste, une chose nous frappe dans la lutte de conscience entre le roi et la municipalité; c'est le contraste de leur langage. Le roi parle en homme d'État, d'une haute portée d'intelligence, la municipalité parle comme une

académie de démocrates bavards. Et aussi, c'est un spectacle intéressant, au point de vue philosophique, que celui d'un souverain doué de cette lucidité d'esprit, de cette élocution savante, de cette érudition poétique, et contraint de débattre par la parole le vieux droit que lui avait fait la Réforme contre la Réforme elle-même. Évidemment le roi joue le beau rôle; par malheur, trois siècles pèsent sur lui, et le poussent, malgré son génie, vers la conséquence extrême du protestantisme.

On voit ici ce que les principautés allemandes ont perdu de ressources de logique, en se détachant de l'unité catholique. On dirait que le roi de Prusse sent profondément le vice de cette situation, sans peut-être s'en rendre compte bien nettement. Mais pourtant quelle parole que cette parole du monarque! „Lorsqu'à l'époque de la réformation le *pouvoir ecclésiastique perdit ses chefs, l'Église* et les réformateurs eux-mêmes transmirent l'autorité spirituelle au souverain du pays.“ Il y a là toute une condamnation de la Réforme.

Le monarque n'a pas fait usage, dit-il, *du droit d'organisation de l'Église.* Cela tient à sa nature personnelle; nature chevaleresque plus digne des temps de foi et de poésie, que de notre âge matériel et philosophique; mais le droit proclamé n'en est pas moins un droit d'asservissement de la conscience. C'est aux synodes, dit le monarque, à exercer directement ce droit! Mais la question n'est pas changée. D'où vient le droit des synodes, si la réformation, en principe, a séparé l'Église des chefs et *transmis l'autorité spirituelle au souverain?* Ces questions ouvrent des abîmes.

Mais laissons le côté religieux et doctrinal, et restons dans l'appréciation politique. Voici, avons-nous dit, une lutte en plein soleil entre le souverain et un corps constitué;

c'est là comme le commencement d'une réaction contre la constitution de l'Allemagne. Nos vœux sont pour la conservation de l'autorité politique, renfermée en ses limites naturelles. Et, en ce qui concerne particulièrement le roi de Prusse, nous reconnaissons en sa personne des droits éclatants au respect des peuples. Mais, cela ne saurait empêcher la liberté des jugements. La Réforme est en lutte avec elle-même par ses deux principes contraires; de quelque côté que soit la victoire, la révolution est déclarée; c'est ce que nous avons voulu constater, et cette remarque fait voir combien la politique moderne s'est trompée, en imaginant qu'elle pouvait échapper à la logique des faits comme à celle des idées, par des combinaisons de diplomatie, et surtout par l'éternelle immobilité du *statu quo*.

La Quotidienne, 20 novembre 1846.

(Zur Einverleibung Krakaus in den öſterreichiſchen Kaiſerſtaat.)

Voilà donc cette affaire consommée! Elle nous avait paru comme au *Journal des Débats* annoncée en des termes qui en rendaient la nouvelle douteuse. Mais nous sommes en des temps où l'incroyable est vrai. A quelque impuissance que soit tombée la France, depuis seize ans, nous ne supposions pas qu'elle pût être exposée à un défi aussi arrogant: l'impossible se réalise; nous arrivons à la limite extrême de la honte.

Mais le *droit survit*, s'écrient les *Débats*.

Le droit! C'est donc quelquechose que le droit! Comment! Vous l'avouez, lorsque d'autre part vous proclamez la force pure comme principe des constitutions d'État!

Voici, sous tous les rapports, le plus grand événement qui soit arrivé en Europe depuis 1830; car outre qu'il

dérange, en effet, l'équilibre des traités, il met les parties qui dérivent du droit de la force dans la nécessité de protester contre ce droit. Et c'est là une réaction d'idées qui laissera sa trace dans la société, quelle que doive être la suite d'un tel événement.

D'autre part, il n'est pas possible que la France ne se mette pas, dès ce moment, à la recherche des causes qui ont pu déterminer en Europe un mouvement politique si littéralement contraire aux conventions passées entre les États. Une de ces causes est bien évidemment indiquée par la situation de la France, et quelque désir que nous ayons d'éviter, dans une question semblable, des retours et des préoccupations de parti, nous ne saurions pourtant méconnaître que si la monarchie française avait gardé son office dans le monde, les constitutions de l'Europe seraient autrement assurées de leur fixité!

*

21 novembre 1846.

Lorsque les plénipotentiaires des États se réunirent, en 1814, dans la capitale de l'Autriche, ils émirent d'abord la généreuse prétention de rétablir partout l'empire du droit, et de rompre, une fois pour toutes, avec l'usage de la force qu'ils blâmaient si énergiquement dans Napoléon. On sait quelle figure la France pouvait faire au milieu de ses vainqueurs; également abattue, et par les coûteux triomphes et par les déplorables défaites de son ancien maître, pantelante et désolée, à peine pouvait-elle espérer qu'on lui laisserait élever la voix pour des réclamations entièrement personnelles. Mais l'empereur Alexandre se piquait de générosité, et plus encore, le roi légitime, fort de sa situation vis-à-vis des puissances qui prétendaient au respect des droits acquis, n'hésita pas à se placer dans un rang qui convenait mieux à la fortune passée et à la juste fierté de

la France qu'à son affaiblissement actuel. Ce sera, pour la Restauration, une gloire éternelle que d'avoir senti tout ce qu'il y avait de virtualité et de puissance irrésistible dans le fait même de son existence, et de n'avoir pas hésité à tendre la main à la Pologne et à faire, en sa faveur, tout ce qui était possible.

Malheureusement, bien des ambitions s'agitaient parmi les vainqueurs, bien des rancunes aussi; l'Angleterre apportait dans les séances du congrès des haines implacables, des convoitises qu'à toute force elle voulait satisfaire, et comme après tout, les alliés étaient les maîtres, ils oublièrent bientôt leur point de départ, c'est-à-dire le respect des droits, le vœu des nations, pour se jeter dans les méandres tortueux où l'abandon des vrais principes devait les lancer.

Ce fut sur de pareilles bases que l'Europe fut constituée. Si la légitimité des nations, si celle des rois avaient été respectées, toutes les réclamations auraient été entendues et nous serions aujourd'hui, nous tous États civilisés, en pleine jouissance d'existences normales et assurées. Mais on ne craignit pas de compromettre l'avenir par le plus monstrueux abus de la supériorité, quand on tomba d'accord que tout, États, souveraineté, nationalité, dettes publiques, serait rompu, sondé, tranché, brisé, refait, par huit puissances et que le reste n'aurait qu'à obéir.

En vérité il faut en convenir, les traités de Vienne ont organisé l'anarchie.

*

21 novembre 1846.

Maintenant un mot, un dernier mot sur cette question que nous avons posée:

L'absorption de Cracovie n'aura-t-elle pas de conséquences? C'est aux trois cours du nord à réfléchir mûrement à cette éventualité. Nous ne leur ferons pas d'autres

reproches que ceux dont elles doivent sentir elles-mêmes que la justice, que l'équité violées les poursuivent. Nous ne leur ferons pas non plus d'autres menaces que de leur mettre sous les yeux ces paroles que prononce aujourd'hui le *National:*

„Le pacte fameux que la coalition victorieuse avait signé est détruit . . . Battons des mains! L'Italie esclave a désormais toute liberté de s'insurger, les provinces rhénanes peuvent se déclarer indépendantes, la Suisse n'a plus à respecter ce que le traité de Vienne lui avait imposé. Nulle puissance ne saurait invoquer désormais l'autorité de ces conventions. Un droit qui ne lie pas tout le monde, ne lie personne. Il n'y a plus de droit: il n'y a que des intérêts, des volontés capricieuses; c'est à la force qu'est remise dès ce jour la destinée de l'Europe, et nous appelons de tous nos vœux, de toutes nos espérances le moment où les peuples s'unissant, se coalisant à leur tour, mettront en pièces tout ce qui reste de cet équilibre européen bâti sur les ruines des nationalités vaincues!“

De telles paroles, un tel cri a-t-il besoin de commentaires? Non, certes, il s'en passe, et dans l'avenir le canon gronde. Où la légitimité à été violée, la force règne; mais la force est une puissance bien vacillante; si elle est aujourd'hui aux mains des rois, demain elle peut donner son omnipotence aux piques des radicaux.

Triste spectacle que nous donnent les maîtres du monde, lorsque leurs intérêts et leurs passions leur font croire que se passer du droit est chose facile et surtout sans danger.

La Revue de Paris, T. I, 1844, p. 134/35.

Tendances nouvelles.

L'Allemagne traverse en ce moment une crise des plus dignes d'exciter l'attention. Elle fait à sa manière sa révolution de 89, elle la fait avec des chemins de fer, des canaux, des usines, des bâteaux à vapeur, des entreprises industrielles de tout genre. En augmentant chaque jour l'importance de son commerce, elle élève de plus en plus sa bourgeoisie, qui est sur le point de prendre la place de la vieille aristocratie germanique. L'Allemagne achève au moyen de la paix l'œuvre de nivellement commencée par Napoléon, et cette fois encore, comme au temps de l'Empire, les pays d'outre-Rhin ont reçu l'impulsion de la France. C'est la révolution de juillet qui, par son ascendant européen, permet aux plébéiens allemands de réagir, eux aussi, contre les principes rétrogrades consacrés par le congrès de Vienne. Ceux qui ont vu et étudié ce peuple, il y a dix ans, ne peuvent plus le reconnaitre aujourd'hui. Avouons-le, toutefois, ce travail de rénovation qui tend à faire d'une des sociétés les plus vieillies de l'Europe une société brillante de jeunesse, cette étrange métamorphose n'offre, dans la manière dont elle s'accomplit, rien de séduisant pour l'imagination, rien de captivant pour les yeux. Cette noble Germanie n'est plus la vierge mystique occupée de chants et de prières, qu'on aime à se représenter parmi nous; c'est aujourd'hui une demoiselle de comptoir, qui ne rêve plus qu'au négoce, assise peu noblement sur des ballots de marchandises, devant des piles de thalers. Quelles tendances cette transformation inattendue provoque-t-elle dans les esprits allemands, et quels résultats promet-elle à l'Europe? Bien que les faits soient encore en bien petit nombre et d'une portée trop incertaine pour permettre de résoudre

cette question, ils suffisent néanmoins pour éclairer l'état présent.

Ceux qui ne connaissent que l'Allemagne poétique, chantée par nos voyageurs depuis Mme de Staël jusqu'à ces derniers temps, s'écrieront peut-être:

„Comment en un plomb vil l'or pur s'est-il changé?"

Ils demanderont quelle cause a jeté l'Allemagne dans ce matérialisme exorbitant qui la caractérise aujourd'hui. De toutes les causes qui ont arraché l'Allemagne à ses contemplations spiritualistes, la plus active est certainement le despotisme des cours et l'oubli des promesses faites en 1815. Pressurée par une bureaucratie administrative, dont la cupidité insatiable épuise les ressources des peuples, l'Allemagne, pour échapper à la misère croissante, s'est rattachée à l'industrie, comme à une ancre de salut. Des milliers d'hommes qui auraient voulu ne vivre que d'études ont dû se faire industriels. Les carrières politiques étant déconsidérées, faute d'institutions représentatives, les hommes supérieurs ont peu à peu tourné vers le commerce toute leur énergie. La littérature allemande, dédaignée par les cours, sans encouragements suffisants de la part du public, n'est plus que l'ombre d'elle-même depuis la mort de Goethe. L'industrialisme l'a envahie, comme il a envahi la nôtre, mais avec cette différence qu'en corrompant la nôtre, il la fait cependant vivre et en multiple à l'infini les productions, tandis qu'il appauvrit et achève de ruiner celle des Allemands. Forcés pour vivre de se faire journalistes et pamphlétaires, les écrivains d'outre-Rhin n'ont pas, comme les nôtres, la ressource des partis qui les soutiennent et qui sont intéressés à les grandir.

A la mort du dernier roi de Prusse, il y avait eu en Allemagne un beau moment; les allures libérales du nouveau monarque faisaient envisager aux âmes les plus dé-

couragées l'émancipation politique comme possible; mais l'établissement de conseils provinciaux au lieu de la représentation nationale qui avait été promise, n'a pas tardé à dissiper toutes les espérances, et l'Allemagne est retombée de tout son poids dans l'inertie politique, dans cette léthargique indifférence où ses princes l'ont tenue constamment plongée. Une seule chose aujourd'hui est assez puissante pour réveiller l'Allemand assoupi sur son pot de bière; ce mobile nouveau, nous le répétons, c'est l'or. L'influence en Allemagne comme aux bords de la Seine appartient aux capitaux. Il est donc naturel que le pouvoir soit sur tous les points complice du mouvement qui, par le commerce et la préférance donnée à la richesse matérielle sur toutes les autres valeurs, crée forcément un ordre social nouveau. Seulement cet ordre social n'a point encore pour les Allemands, comme pour nous, de formules politiques; il se réduit à des résultats commerciaux. Le commerce est, au-delà du Rhin, le seul côté de la vie nationale qu'il soit permis de discuter. C'est ce qui explique comment le *Zollverein* a pu devenir le pivot, le centre d'attraction vers lequel converge l'Allemagne entière. Toutes les énergies sont employées à le développer, il n'y a plus de sympathies que pour lui. Le *Zollverein*, c'est la grande patrie, c'est le père commun, l'empereur nouveau de la Germanie; c'est le nœud de l'unité allemande. L'unité politique de toutes les populations de langue germanique, cette idée fixe des patriotes d'outre-Rhin, a pris le *Zollverein* pour symbole extérieur, pour signe de ralliement.

Devenue ainsi une idée morale, en même temps qu'un fait matériel, l'union douanière allemande se propage avec une admirable, je dirais presque une effrayante rapidité.

La Revue de Paris, T. I, 1844, p. 219.

Progrès du Zollverein.

Cette longue étendue de côtes, cette quantité de ports appartenant à l'Allemagne, que faisaient-ils jusqu'à ce jour? Brême, Hambourg, Lübeck, ne sont-ils pas au premier rang parmi les places maritimes? Leurs matelots ne sont-ils pas célèbres sur les mers, et respectés même en Angleterre pour leur entente supérieure de la navigation? Les bouches de l'Elbe et celles du Weser ne sont-elles pas en toute saison couvertes de forêts de mâts? Quelle cause s'oppose donc à ce qu'il y ait une marine allemande? Cette cause n'est pas autre que celle qui a constamment rendu problématique l'existence même d'une nationalité germanique. C'est en un mot le provincialisme, le défaut d'harmonie entre les grandes cités et les divers États d'Allemagne. Les villes hanséatiques se sont approprié la mer et son commerce aux dépens des villes de l'intérieur et, dans l'impossibilité de soutenir leur monopole contre la mère-patrie, elles se sont appuyées sur l'étranger. Elles se sont adossées les unes à l'Angleterre, les autres à la Russie. Pour faire disparaître ces rivalités destructives du grand commerce, le Zollverein a ouvert une croisade en faveur de l'unité allemande. Ne pouvant encore l'introduire dans l'ordre politique il en fait presque une vérité dans l'ordre commercial, en rendant de plus en plus solidaires les uns des autres des Etats que séparait naguère encore une haine profonde.

La Revue de Paris, T. II, 1844, p. 409.

La Prusse et les classes ouvrières.

En 1815, quand la Prusse armait de nouveau contre la France, le roi s'engageait expressément à organiser une représentation nationale. Cette représentation devait se combiner avec l'existence des états provinciaux, et c'était dans le sein de ces états qu'elle devait être élue. Bientôt cependant l'ivresse du triomphe fit oublier toutes ces promesses non pas à ceux qui les avaient reçues, mais à ceux qui les avaient faites. Il y eut ceci de singulier, c'est que la France, trahie par la fortune, voyait s'ouvrir pour elle la carrière d'une nation libre, tandis que les peuples qu'on avait coalisés contre elle en leur promettant la liberté, ne trouvaient à leurs succès d'autres résultats que l'appesantissement du pouvoir absolu. L'esprit de la France seul fut assez fort pour défendre la liberté et la garder à d'autres. Nous nous vengions de l'Europe en développant des institutions qui devaient plus tard la régénérer. Vingt-cinq ans de révolutions et de luttes n'avaient donc été perdus ni pour nous ni pour elle. —

. . . Sous certains rapports, la royauté en Prusse peut aspirer à jouer le rôle qu'a rempli longtemps le pouvoir monarchique dans notre ancienne société française: elle est dans une situation analogue, en ce sens qu'elle s'élève au-dessus des trois ordres, et qu'elle est chargée de former et de maintenir, au milieu de beaucoup d'éléments contradictoires et de difficultés graves, l'unité nationale.

La Revue de Paris, T. III, 1845, p. 505.

L'émigration allemande.

La race allemande n'est pas la seule qui se dissémine ainsi sur le globe. Les prolétaires de la Grande Bretagne et de l'Irlande, chassés des îles maternelles par d'insupportables privations, s'expatrient en plus grand nombre encore. C'est le moyen qu'emploie la Providence pour introduire dans toutes les parties du monde la population et la culture. Mais les émigrants de l'archipel britannique trouvent dans toutes les mers et à toutes les latitudes une terre hospitalière où flotte le drapeau national et qui continue la patrie; la Nouvelle-Bretagne avec ses immenses espaces, le cap de Bonne Espérance, les magnifiques régions des Indes-Orientales, le continent presque vierge de l'Australie, la Nouvelle-Zélande enfin, cette possession d'hier, s'ouvrent à leur exploitation comme un domaine réservé. En même temps que la métropole est débarrassée du trop plein de sa population, ils fécondent, ils vivifient les divers points de son gigantesque empire colonial, ils produisent pour elle des matières brutes et des denrées de toute espèce, ils multiplient les consommateurs de ses articles manufacturés. Tout autre est la destinée des émigrants d'Allemagne.

Dans les deux siècles qui suivirent les découvertes de Christophe Colomb et de Gama, et où les principales nations européennes formaient des établissements sur des plages lointaines inopinément révélées, les populations allemandes restèrent fixées sur notre vieux continent. De saintes croisades pour contenir les Ottomans alors belliqueux et redoutés, d'horribles guerres de religion, des luttes réitérées sur les bords du Rhin, véritables guerres civiles de la chrétienté, épuisèrent toute leur ardeur. Les colonisations transatlantiques étaient d'ailleurs interdites à une

contrée qui n'avait point de flottes pour transporter ou du moins pour protéger au loin ses enfants. Le partage des terres nouvelles s'opéra donc entre le Portugal, l'Espagne, les Pays-Bas, l'Angleterre et la France; et aujourd'hui, de même qu'il n'est pas une motte de terre en Europe qui n'ait son propriétaire, il n'est pas dans le reste du globe un îlot qui n'ait son souverain.

A défaut de colonies qui leur appartiennent, les Allemands cherchent fortune chez des nations étrangères ou dans les colonies de ces nations. On sait le renom qu'ils y ont mérité par leur singulière aptitude à la culture du sol. La Russie méridionale, de la Bessarabie au Caucase et à la Mer Caspienne, est peuplée de colons allemands; les villes et les bourgs allemands s'élèvent par centaines sur le vaste territoire des États-Unis, et, d'après un relevé publié récemment à Boston, sur environ dix-neuf millions habitants que cette confédération possédait en janvier 1844, près de cinq étaient originaires d'Allemagne. Des Allemands sont déjà établis au Texas, et d'autres se préparent à y rejoindre leurs compatriotes; les colonies anglaises d'Amérique, le Mexique, la Colombie, le Brésil, en ont pareillement reçu; la Hollande cultive ses possessions de la Malaisie avec des bras allemands, et des laboureurs allemands fécondent de leurs sueurs les sables de l'Algérie française.

Jusqu'à ces derniers temps, l'émigration allemande s'est accomplie par familles isolées. Abandonnées à elles-mêmes et à la grâce de Dieu, ces familles ne surmontent pas toutes, il s'en faut de beaucoup, les nombreux obstacles qui se dressent sur une terre étrangère. Combien expient cruellement leur imprévoyance et leur crédulité! Combien succombent sous leur seule faiblesse! On donnait l'année dernière les nouvelles les plus favorables d'une colonie

d'Allemands *séparatistes*, qui, au nombre d'environ six cents, sous la conduite de leur pasteur, avaient quitté la Silésie pour l'Australie du sud: telle est la bienfaisante puissance de l'association.

On doit le reconnaître, cependant, l'émigration individuelle a de nombreuses chances de succès dans des contrées qui, se rapprochant de l'Europe pour le climat et pour la civilisation, présentent ce qui ne se rencontre plus en Europe, des espaces immenses sans maître et sans culture. Or, les terrains vierges abondent dans les deux hémisphères; sur nombre de points, la température est favorable aux hommes de notre zône, ou telle du moins qu'ils la supportent et s'y acclimatent à la longue; mais un état social libéral et régulier est chose rare. Nulle part ces trois conditions, et surtout la dernière, ne sont plus complètement réalisées qu'aux États-Unis; nulle part le travail européen ne trouve un plus beau champ, une meilleure atmosphère, une protection plus assurée. Aussi le flot des émigrants d'Allemagne se porte-t-il de préférence dans cette direction.

Qu'elle soit heureuse ou funeste pour les émigrants eux-mêmes, l'émigration individuelle est toujours stérile pour le pays abandonné. Une contrée sans nationalité, telle qu'était l'Allemagne avant le Zollverein, s'inquiète peu de perdre entièrement une portion de ses habitants, puisqu'elle ne sait pas même appliquer à un but commun ceux qui lui restent. Une nation constituée, au contraire, regrette ces forces vives qui se séparent d'elle, et elle essaie de les ressaisir jusqu'à l'extrémité du monde, afin d'en tirer parti. Ainsi l'Allemagne d'aujourd'hui, qui marche à l'unité par le Zollverein, est préoccupée de régulariser chez elle le mouvement de l'émigration, et de le diriger dans le sens le plus utile à ses intérêts industriels et commerciaux.

*

Ib. p. 506.

Cette société s'est proposé de substituer l'émigration collective et organisée aux caprices et aux hasards de l'émigration individuelle, et de lui donner pour but des localités choisies avec soin et placées de telle sorte que les colons y trouvent toute sécurité, et entretiennent aisément avec leur ancienne patrie des relations durables au profit de son industrie et de son commerce maritime. Après un mûr examen, elle a arrêté son choix sur le Texas. C'est une colonie de laboureurs libres qu'elle veut fonder dans une contrée où règne l'esclavage, le travail esclave est exclu de ses établissements; elle croirait se déshonorer aux yeux de l'Europe et à ses propres yeux, si elle transportait des Allemands de l'autre côté de l'Atlantique, pour les instituer régisseurs de nègres; il s'agit pour elle avant tout de donner de l'occupation aux bras allemands qui en manquent afin de prévenir dans la métropole les soulèvements de prolétaires affamés.

*

Ib.

Elles sont fort séduisantes en effet, ces belles plaines de la Hongrie et de la Transylvanie où les bras sont rares encore, où la sécurité est entière sous une administration allemande, où le colon est transporté en quelques jours sans fatigue et sans péril, et demeure toujours à portée et pour ainsi dire en vue du pays natal. Il est vrai que dans ces provinces autrichiennes, placées sous un régime de douane extrêmement restrictif, les émigrants ne seront d'aucune utilité au Zollverein pour l'écoulement de ses produits; mais, outre que les deux grands systèmes douaniers germaniques peuvent se rapprocher, il y a pour la race allemande un intérêt supérieur à associer de plus en plus les populations magyares à ses destinées, et à

étendre sa civilisation sur une terre à demi barbare comprise dans ses frontières naturelles. Le docteur List appuie de son autorité l'émigration en Hongrie; dans son récent voyage, il aurait déterminé plusieurs grands propriétaires hongrois à faire venir, pour l'intelligente exploitation de leurs domaines, des cultivateurs allemands. Dans une séance récente du parlement wurtembergeois, les pays hongrois ont été comparés aux États-Unis, et presque préférés pour les garanties qu'ils offrent aux émigrants. —

La Revue Nouvelle, T. II, Paris 1845, p. 6.

Les émigrations actuelles des Allemands.

Tous les émigrants ne sont pas des artisans ou des laboureurs sans ressources; si la masse de l'émigration allemande se recrute surtout parmi les plus misérables enfants du pays, elle attire aussi à elle des hommes bien au-dessus du besoin, des bourgeois, et même des gentilshommes et des officiers. Ceux-là pour la plupart, s'éloignent avec colère d'une patrie perfidement morcelée, timidement opprimée, où, sous les couleurs ternes d'une fausse aristocratie, une noblesse d'employés se voue aveuglément à servir les volontés des petits souverains toujours tremblants, toujours cherchant en vain à nier l'origine révolutionnaire et spoliatrice de leur pouvoir; patrie vide de patriciens et remplie de courtisans, où l'on craint la parole, les journaux, les livres, où l'on craint tout, et qui s'organise, de plus en plus, de façon à ce que le bien-être matériel et la grandeur commerciale deviennent les seuls instincts des sujets et leur unique but. Tout le monde ne s'accommode pas du culte du négoce; beaucoup de gens s'en effraient ou s'en indignent, et comme ils ne peuvent rien changer à ce qui

est, ils prennent le parti de s'éloigner. Ainsi misère et rêveries démocratiques d'une part, de l'autre mécontentements sérieux, voilà des causes graves à l'émigration. Après ces motifs, je n'en vois plus qu'un seul à exposer, c'est le besoin de liberté religieuse, et il n'agit pas avec une faible puissance.

La Revue Nouvelle, T. 6, 1845, p. 36.

Des agitations actuelles de l'Allemagne.

Il serait aussi inexact qu'injuste de prétendre affirmer qu'il n'existe au-delà du Rhin aucune intelligence réellement instruite de ce que réclament les intérêts véritables de la société. Il est sans doute des hommes qui entendent à merveille les besoins de leur nation et qui ne se laissent pas égarer par des fantaisies politico-philosophiques. A la tête de ces penseurs plus sérieux, il faut certainement placer le docteur Frédéric List, directeur de la *Gazette de l'Union douanière*, un des économistes les plus éminents que possède l'Europe, et dont le sens droit, la profonde intelligence sont dignes de tout respect; mais, en vérité, de pareils hommes, rares partout, le sont plus encore en Allemagne, où l'on aime à spiritualiser jusqu'aux questions de droits d'entrée, de sortie et de transit, et où l'on n'a de goût que pour l'idéal, ce qui, en politique comme en administration, équivaut à l'impraticable.

*

Ib. p. 40.

En 1815, les deux grandes cours, la Prusse et l'Autriche, ont organisé le lien commun des États pour le seul but de contenir les peuples dans l'obéissance et d'être toujours armés contre les tentatives révolutionnaires. Il y a donc

deux pouvoirs dans chaque pays d'Allemagne: celui du souverain qui pourrait se laisser toucher par les besoins, par les demandes de son peuple, et celui de la diète germanique, inaccessible à toutes les sollicitations et qui ne connaît qu'une seule loi, le maintien du *statu quo*. S'il se trouvait une nation qui prétendît troubler cette quiétude autrichienne, les armées fédérales sont prêtes. Un prince prétendrait-il restreindre les rigueurs des lois de censure? au nom des intérêts communs, la diète l'en empêcherait. Ce prince même deviendrait-il un obstacle ou un embarras trop grand? on se souvient de la révolution qui mit le duc de Brunswick hors de ses États, et l'on est contraint d'avouer que la diète de Francfort ne se montre pas toujours impitoyable pour les révolutions, quand, par hasard, le prince dépossédé ne marche pas dans ses voies.

Le pouvoir suprême c'est donc la confédération, et partant l'Autriche, depuis que la Prusse s'est rangée sous les conseils de M. de Metternich et obéit à l'influence de ce grand diplomate. Si l'influence prussienne prédominait dans le sein de la diète, l'Allemagne pourrait concevoir l'espérance de voir se terminer de longues années de servitude; car la Prusse est, en tout cas, un État purement allemand, dont la politique, pour maladroite qu'on la veuille croire, ne pourrait être qu'allemande; mais l'Autriche est plutôt italienne, plutôt slave, plutôt hongroise; ses intérêts les plus pressants sont ailleurs qu'au centre de l'Allemagne, et elle n'a qu'une seule chose à demander, à imposer à ses coétats; encore une fois, c'est le *statu quo*. Peuples et souverains plient également la tête sous cette nécessité, et pendant que la paix règne en tous lieux, les mécontentements des sujets transforment des souverains, pour la plupart instruits, bien intentionnés, en autant de sombres tyrans; les princes médiatisés, se regardant, non sans justice,

comme des victimes de 1815, traitent ces mêmes souverains de spoliateurs, et ils leur font partout et en tous lieux une guerre aussi active qu'ils peuvent; les possesseurs des petites principautés se débattent entre les serres des puissances plus fortes, réclament pour devenir moins faibles, et en attendant qu'on augmente leurs territoires, se disputent les titres d'altesse, d'altesse sérénissime, d'altesse grand-ducale, ou ducale, ou royale, pour le plus grand scandale des honnêtes chancelleries allemandes.

La Revue Nouvelle, T. 13, 1847, p. 418.

Institutions politiques de la Prusse.

C'est un grand spectacle que donne aujourd'hui le peuple allemand; trop imposant pour qu'on puisse le dire curieux, il n'en attire pas moins les sentiments les plus éveillés de l'esprit. Une révolution calme, pacifique, entièrement légale, amenée uniquement par des demandes d'un côté, des concessions de l'autre, c'est là ce que l'Europe est aujourd'hui appelée à contempler. Nul doute que les peuples de la Confédération germanique ne connaissent tout aussi bien que nous le prix des franchises politiques; le contester ce serait avouer qu'une nation puissante, parvenue à un développement évident de grandeur et de force peut se passer d'indépendance, et du coup ce serait tuer toute la légitimité des principes libéraux. Oui, les Allemands demandent d'importantes, de profondes, de radicales modifications dans leur mode d'existence actuel; mais ils comptent sur la justice de leur cause pour obtenir ces grandes réformes; ils ne prétendent ni hâter ni brusquer le temps, et dans le développement successif de leurs institu-

tions, ils se refusent, quelque cher que leur soit le but, à voir matière à aucune perturbation civile. Encore une fois, c'est là un beau et majestueux sujet d'études pour le penseur, qu'un peuple attendant avec tant de calme les bienfaits nécessaires de l'avenir.

*

Ib. p. 456.

Quant à ce qui est de la France, elle doit désirer vivement que la Prusse poursuive sa route avec fermeté vers un ordre de choses qu'elle a lieu de tenir pour meilleur. En devenant plus homogène, la Prusse deviendra plus forte; débarrassée alors seulement du servage déguisé dans lequel la retiennent l'Autriche et la Russie, elle sera libre d'agir comme un État puissant doit le faire, franchement, noblement, et de prendre ses alliances là où ses intérêts le lui montreront. Tant que les terreurs qui assiègent son gouvernement auront accès dans ses conseils, tant que la crainte d'une prétendue propagande française et d'opinions démagogiques auxquelles l'exagération de leurs principes enlève toute puissance, la tiendront cachée dans le giron de la politique russe, la maison de Brandebourg doit ajourner l'espérance d'entraîner les États secondaires de l'Allemagne dans sa sphère d'action et de conquérir par la popularité une nation qui considère le cabinet de Pétersbourg comme le dernier représentant de la barbarie en Europe. Cette situation est funeste et il n'est pas de l'intérêt de notre pays d'en souhaiter la continuation. La plus belle gloire de la France est que toute concession des souverains en faveur de leurs peuples, les rapproche aussitôt de nous; c'est donc s'attacher aux intérêts de la France comme au bien de l'Allemagne, que de souhaiter vivement pour conséquences prochaines, à la lettre patente du 3 fé-

vrier, un langage digne et ferme de la part des états-généraux et, du côté du pouvoir, un esprit généreux de concessions désormais inévitables.

La Revue Nouvelle, T. 14, 1847, p. 426.

La lettre patente du 3 février et l'opinion publique en Prusse.

Telles sont les idées inspirées naturellement par ce qui se passe à cette heure en Prusse. Un roi animé d'intentions fort bonnes, sans doute, mais éclairées d'un jour assez bizarre, se trouve en face d'un peuple qui n'a que médiocrement le sentiment des choses pratiques, mais qui se trouve mal à l'aise dans sa position actuelle. Les grandes crises politiques sont toujours à prévoir dans de pareils moments. Or bien que l'esprit germanique ne soit pas porté à la révolution, et qu'au contraire il redoute fortement ce que les grandes commotions amènent de désastres à leur suite, on ne peut pas affirmer que le char mal conduit ne dévie quelque matin et ne renverse conducteur et voyageurs dans l'ornière. Ce que l'on peut désirer aujourd'hui pour la Prusse, et par suite pour toute l'Allemagne, c'est que Frédéric Guillaume IV entre dans la réalité, rende sérieuse la représentation nationale, tout en gardant encore le système des trois ordres, et ne s'acharne pas à travestir en évangile ces pages à peine séchées de la Lettre Patente qu'il vient d'écrire et que ses meilleurs amis attaquent. Quant aux députés, souhaitons-leur de rester prudents, modérés, attachés à la constitution réelle de leur pays; mais aussi d'être fermes, de se familiariser avec les idées pratiques, de n'avoir pas en haine la liberté, parce qu'elle vient de France ou d'Angleterre, et surtout de ne pas

perdre de vue qu'ils ne siègent pas sur les bancs d'une représentation nationale pour bâtir des théories, discuter des principes, approfondir des abstractions, mais bien pour faire des affaires, en un mot qu'ils sont des hommes politiques et non des philosophes ou des professeurs. C'est là une distinction beaucoup trop rare en Allemagne.

Revue Provinciale.

Prospectus.

La France veut, à un égal degré, l'ordre et la liberté; ce qu'elle attend de l'avenir, ce qu'elle espère, ce qu'elle désire, ce sont des institutions qui lui garantissent la durée de ces deux éléments de tout bonheur public.

Jusqu'à présent la stabilité a fait défaut à nos gouvernements divers; la raison en est certainement dans ce fait déplorable que la liberté n'était ni également vraie, ni équitablement répartie, ni justement appliquée sur toutes les parties du territoire national; en un mot, tandis qu'une centralisation excessive mettait dans les murs de Paris la souveraineté à la merci des émeutes heureuses, la France entière se trouvait déshéritée du pouvoir de défendre l'État contre les violences du hasard.

Il semble donc que le remède aux plus grands des maux qui affligent la patrie, doive se trouver dans le relâchement intelligent d'un nœud trop serré qui ne lie pas seulement, mais qui étouffe; pour nous, qui entreprenons la *Revue Provinciale*, c'est l'objet d'une conviction dès longtemps acquise que la centralisation administrative, telle qu'elle existe en France, serait destinée, si elle durait, à amener la ruine du pays, soit par l'annihilation déjà trop

démontrée des départements, soit par l'omnipotence déjà trop prouvée des passions turbulentes que Paris désolé voudrait en vain, mais ne peut rejeter de son sein.

Il importe au plus haut degré qu'à notre système de centralisation succède une action plus libre, un jeu plus facile des institutions et par suite des intelligences; en un mot, il faut que désormais la vie publique, dans ce qu'elle a d'élevé et de noble, circule sur toute l'étendue de notre patrie, et que depuis la plus humble commune rurale jusqu'à la métropole, la liberté vraie subsiste également partout dans ses plus nécessaires et plus fécondes applications.

Là gît peut-être, encore cachée dans son germe, la plus grande des réformes dont la France de nos jours éprouve le besoin; la révolution de Février a achevé de la rendre indispensable.

La *Revue Provinciale* aura donc surtout pour but de faire connaître les justes plaintes de la plus grande partie de notre pays, longtemps et durement comprimé par le système administratif. Elle étudiera la centralisation, non plus pour en approuver les exagérations, comme on l'a fait souvent jusqu'ici; mais bien, par un effort tout contraire, pour en découvrir les vices nombreux, les oppressions énervantes et pour en renfermer l'action dans les justes bornes hors desquelles, cessant d'être bienfaisante, elle devient périlleuse.

L'organisation communale et départementale sera nécessairement l'objet de nos premiers travaux. Là, en effet, se trouve le nœud des principales difficultés qui appellent notre attention.

Nous aurons à nous occuper gravement des intérêts du clergé. Nous mettons au premier rang des éléments d'ordre et de progrès, la liberté religieuse et la dignité du sacerdoce.

La liberté de l'enseignement nous comptera au nombre de ses défenseurs; il importe plus que jamais, en ces jours difficiles, que la famille attaquée s'arme de tous les moyens légitimes de défense.

Nous accorderons une large part de discussion aux intérêts matériels. Nos premiers numéros contiendront des articles:

Sur la situation de nos ports de mer; — sur l'état de nos principales places de commerce; — sur les questions industrielles; — sur les questions agricoles.

Pleins de sollicitude pour tous les intérêts des départements, nous nous efforcerons de combattre cette injuste indifférence qui s'attache aux travaux intellectuels faits ailleurs qu'à Paris. Nous assurerons une publicité sérieuse, une critique grave et bienveillante à tous les genres de productions littéraires de la province. Nous tiendrons également un compte exact et impartial des travaux et des cours des différentes facultés.

Enfin, nous suivrons pas à pas la presse des départements, cette presse rarement appréciée comme elle le mérite, et nous nous ferons un devoir de mettre dans leur vrai jour les services qu'elle a rendus, qu'elle rend, que surtout elle est appelée à rendre à la France. Déjà liés avec plusieurs de ses organes et en communion d'idées avec un grand nombre de ses écrivains les plus distingués, nous espérons d'avance les avis et le concours de tous.

Il ne nous reste plus qu'un mot à ajouter. Nous commençons une entreprise sans doute laborieuse, et cela dans un temps qui nous présente de grandes difficultés matérielles, tout en nous aidant puissamment sous le point de vue moral. Nous avons donc besoin qu'on s'associe sérieusement à notre tâche, et nous comptons que notre espoir ne sera pas déçu; il est impossible qu'une œuvre

consciencieuse, utile, patriotique, ne trouve pas à prendre racine en France.

Louis de Kergorlay. Arthur de Gobineau.

Revue provinciale, T. I. p. 109 ss.

Études sur les Municipalités.

Pendant le XVIIIe siècle, la France ne fut pas gouvernée. On la peut comparer, durant cette trop longue période, à une ferme exploitée par des agents infidèles et que des baux et des contrats mal interprétés, mal exécutés ou devenus vicieux par le long cours des temps, eussent livrée aux déprédations des hommes chargés de l'aménager convenablement et de la faire prospérer. Au XVIIIe siècle, on avait perdu le sens de toutes les institutions monarchiques; là où nos aïeux avaient placé un bien, ce bien avait été étouffé ou annullé, et, au contraire, le germe d'un abus s'était-il trouvé au fond d'une loi, cet abus avait été choyé, engraissé, nourri, et, désormais, parvenu à toute sa croissance, il narguait à face découverte et la pudeur et le bon sens public. C'est ainsi que l'on vit la fiscalité s'étendre à tout, les institutions locales devenir de véritables comédies, la fière indépendance des anciens parlements tourner pour les nouveaux en un mesquin esprit de corps, et l'épiscopat lui-même laisser traîner dans les vices du temps le bord de sa pourpre qui devait, du reste, reprendre un éclat inespéré sur les planchers des échafauds. En même temps le mouvement que se donnait alors l'esprit humain et qu'on appelait le progrès des lumières, tendit bien moins à détruire le mal dans ses racines qu'à en renforcer au contraire toutes les causes en faisant oublier les

véritables notions du passé. A chaque pas on en laissait tomber sur la route quelque lambeau désormais perdu pour toujours; on défigurait l'histoire, soit qu'avec Mably on préparât les faits pour l'usage de la logique démocratique, soit qu'avec le hautain Boulainvilliers on partageât résolument les Français en deux nations, dont l'une avait l'héritage de l'épée souveraine, l'autre celui des chaînes d'un éternel esclavage. Bref, sur tous les points, en histoire, en politique, en philosophie, en religion, on s'efforça de rompre avec la réalité du passé; toutes les opinions, tous les intérêts commirent cette faute, et on s'arrangea de façon à rencontrer l'avenir quel qu'il fût, quelques dons qu'il dût apporter, en se montrant à lui aussi léger que possible du bagage de la tradition.

Si l'on veut découvrir la cause de cette préoccupation fatale, on n'a pas besoin d'aller la chercher trop au loin. Nous l'avons encore sous nos yeux; elle fut le résultat de cette prépondérance que Paris avait déjà gagnée sur toutes les autres cités françaises et sur l'ensemble du pays entier. Paris n'a pas de traditions, et c'est peut-être la seule ville de l'Europe, que dis-je, du monde, qui se trouve dans cette position bizarre; c'est que Paris, la ville de tout le monde, n'est la ville de personne; peu de ses habitants y ont reçu la naissance; dans tous les cas, les générations ne s'y établissent pas, ne s'y comptent pas; il n'y a pas de Parisiens, il n'y a pas non plus de gens étrangers à Paris, et parce que tout le monde est de Paris sitôt qu'il a vagué pendant quelques jours dans ses rues, personne n'en est et n'y tient. Il est donc tout simple que les hommes placés dans le XVIIIe siècle à la tête du mouvement intellectuel, gens qui avaient tous, à peu près au même degré, rompu avec les intérêts et les idées des provinces dont ils étaient originairement issus, se passionnassent plutôt pour

des abstractions et des théories que leur présentait le bouillonnement des cerveaux en travail autour d'eux, que pour ces idées, ces notions, ces traditions multiples que les villes, les bourgs et les sillons de la vaste France recelaient mystérieusement dans le silence provincial. Ainsi, les hommes appelés à guider le mouvement de 89, provinciaux de naissance pour la plupart, étaient Parisiens par habitude d'esprit, et n'avaient aucune de ces secrètes attaches qui ont rendu aux révolutionnaires de tous les autres pays, si difficile, si impossible même de se détacher du passé de leur nation et de s'élancer dans l'avenir en repoussant du pied les ossements de leurs ancêtres.

On remarquera que nous ne voulons nous permettre ici ni blâme ni approbation, ce n'en est pas le lieu; nous nous contentons d'exposer le fait tel qu'il fut, et de dire, ce que personne n'a jamais contesté, que les législateurs de l'Assemblée nationale se proposèrent pour premier but d'ouvrir entre le passé et l'avenir de la France, une large et profonde tranchée qui ne permît pas aux abus de se perpétuer, ni aux errements d'une aveugle routine d'égarer les futures générations. S'il fut absolument nécessaire de couper aussi avant dans le vif, c'est, encore une fois, ce que nous n'avons pas à examiner; était-il indispensable de répudier en masse toute l'histoire du pays? N'y avait-il donc, dans cette France, que tant de siècles avaient formée, rien qui pût trouver grâce devant la raison et la prudence de l'homme d'État? Les Anglais n'ont-ils pas dû le puissant et énergique tempérament de leur empire, au respect avec lequel ils ont toujours marché dans les voies du développement historique? Pour la troisième et dernière fois, ce sont là des questions qui se dressent devant nous, mais que nous repoussons, que nous ne voulons pas toucher, que nous n'avons pas le moyen de résoudre, et nous devons

nous contenter de dire ceci: les constituants de 89 trouvèrent la France bien malade, incontestablement atteinte dans les principes de sa vie par une effrayante langueur; ils ne la traitèrent point suivant les méthodes patientes et savantes des fils d'Esculape; ils saisirent le couteau que Médée mit aux mains des filles du vieux Éson; pour rajeunir la France, ils la coupèrent en morceaux et la tinrent prête à être jetée dans les chaudières bouillantes de la Terreur. Les politiques d'alors voulurent une transformation.

Revue provinciale, T. I. p. 242 ss.

Du renouvellement de l'esprit public.

Le défaut de patriotisme et la légèreté en matière d'intérêt national sont des vices qui entachent profondément le caractère d'une nation, et qui ne manquent jamais, quelque brillante que puisse être une phase de l'histoire de cette même nation, qui ne manquent jamais de devenir la source des plus déplorables abaissements. Nous aborderons donc la question de front, sans biaiser; les préoccupations de la vanité patriotique ne nous arrêteront pas sur les traces de la vérité fugitive, et nous poursuivrons nos recherches jusqu'à ce que nous ayons trouvé le fait qui doit nous condamner ou nous absoudre, ou nous donner lieu d'espérer, si réellement nous sommes coupables, de sortir de nos erreurs pour revenir à la lumière et au devoir.

L'accusation d'être légers et celle de manquer de patriotisme sont connexes, du moins nous prenons la première dans son acception la plus aggressive, la plus sérieuse, et nous admettons que nous soyons argués de porter dans nos affaires un esprit si peu rassis, que même les intérêts les

plus hauts, ceux du pays, nous soient, en définitive, et bien que nous en parlions beaucoup, à peu près indifférents. Il importe peu, en effet, que d'ailleurs nous soyons légers, ou, pour le moins, cela importe d'une manière infiniment moins grave; il se peut même qu'en toute autre question que les intérêts du pays, cette sorte de nonchalance animée qu'on nous dit être notre trait distinctif, ne soit ni sans beauté, ni sans noblesse, ni sans grandeur, ni même sans vertu, et que la bonne partie de notre esprit guerrier, dans ce qu'il a précisément de plus sympathique, c'est-à-dire le côté brillant, inspiré, téméraire, naïf en quelque sorte, chevaleresque en un mot, soit un précieux résultat de cette gaîté d'esprit, de cœur, d'imagination, qui ne laisse pas toujours suffisamment réfléchir. Laissons donc de côté un vice qui pourrait être une vertu; laissons de même sans controverse ni réponse ce mot de je ne sais quel parleur ou penseur d'outre-Rhin, qui jadis nous définit une nation de danseurs et de coiffeurs, mot qui, chez nos voisins plus rassis, n'a pas encore, malgré bien des années de succès, terminé le cours de sa fortune, et bornons-nous, comme nous le disions, à examiner le côté par lequel l'accusation a vraiment pour nous quelque chose d'humiliant et de dangereux.

Est-ce un peuple léger celui qui, en soixante ans, use plus de constitutions différentes qu'il n'en avait eu en 800 ans, et que les peuples de l'antiquité, hormis les Athéniens, n'en ont connu dans toute leur durée? Est-ce un peuple léger, ce peuple qui, dans le même intervalle d'années et concurremment avec ses constitutions peu vivaces, fait, défait, chasse, reprend, et finalement renvoie et les royautés, et les républiques, et les empires, qu'aujourd'hui où nous parlons, il n'est pas bien assuré de ne pas reprendre à peu près dans le même ordre qu'il les a déjà éprouvées et rejetées? Est-ce un peuple léger que ce peuple qui, tou-

jours dans ces soixante années, somme de notre histoire moderne, s'est fait tuer alternativement pour la liberté et pour la servitude, n'étant jamais plus près de chérir l'une que lorsqu'il possédait l'autre? Enfin, est-ce un peuple léger ce peuple dont la haine, aussi peu tenace que l'amitié, s'efface en un jour pour se laisser remplacer par une faiblesse, nous allions dire une lâcheté, avec non moins de laisser-aller que son attachement peut en une heure devenir ingratitude? La fortune, de sa nature inconstante, n'a-t-elle pas choisi ce même peuple pour lui servir d'instrument favori à prouver sa fameuse maxime que rien ne dure longtemps ici-bas?

Il le semblerait. Du moins toutes les apparences se réunissent pour que l'observateur soit porté à décider sans crainte, qu'un peuple, qui fait tant de choses diverses en si peu de temps et qui ne se trouve pas tellement mal à l'aise au milieu de tant de ruines qu'il éprouve enfin un impérieux besoin de s'asseoir, de se calmer et de fonder un ordre quel qu'il soit, mais solide, qu'un tel peuple est incurablement léger et convaincu de manquer de patriotisme. Oui, toutes les apparences concluent à ce verdict sévère, il n'est pas moyen d'en douter; mais si nous allons chercher un peu plus loin que les apparences, si nous creusons sous ce tuf misérable et improductif, trouverons-nous quelque chose d'aussi tristement analogue au néant? Irons-nous heurter sur des couches de sable ou de calcaire? Voilà ce qu'il est bon de rechercher avant de hâter une réponse.

Eh bien, nous ne le pensons pas. Au-dessous des tourbillons qui entraînent la surface de la nationalité française et à chaque instant la font varier dans ses formes et ses apparences comme les dunes des Lanusquets et des Dunkerquois, il subsiste un peuple, qui, non plus depuis soixante ans, mais depuis le commencement des temps historiques,

n'a guères changé de physionomie et certainement n'a pas modifié ses tendances d'une manière bien sérieuse, ni surtout bien profonde. Comme base de tous ses sentiments, on trouve enraciné de la manière la plus forte, la plus inexpugnable dans l'âme du paysan français, le sentiment invincible de sa nationalité, la conscience d'appartenir à une famille de peuples qu'il croit fermement supérieure à toutes les autres branches de l'humanité. L'instinct de l'unité française, le culte de la gloire nationale, l'enivrement même des souvenirs belliqueux que, par une conséquence forcée de ces dispositions, l'histoire de chaque siècle entretient en faisant succéder Nerwinde à Rocroy, Fontenoy à Nerwinde, Marengo à Fontenoy, Alger à Marengo, Isly à Alger, toutes ces passions peu loquaces, mais sincères et bien vivantes, créent dans les populations de la France une forte et sérieuse attache au nom français. . . .

A côté de ce grand esprit de nationalité, il y a encore dans le sentiment des populations françaises, un autre trait qui proteste bien fortement contre le reproche de légèreté. Elles sont conservatrices par instinct et l'ont toujours été; leurs répugnances sont acquises d'avance à toutes les innovations qui, jetant le pays dans des voies entièrement nouvelles, le feraient courir trop vite vers l'inconnu. . . .

Il ne faut pas perdre de vue que les notions de liberté politique leur étaient tout à la fois très familières dans la théorie et déjà très habituelles par la pratique. . . .

Ainsi, dans les populations françaises, nous retrouvons constamment aux différentes époques, trois sentiments, trois passions, pourrait-on dire, dont le caractère est des plus élevés, des plus nobles, des plus sérieux qui se puissent comprendre: d'abord un profond attachement pour l'unité et les gloires nationales; ensuite une défiance sagace des innovations aventureuses; enfin un besoin généreux de liberté

et de progrès. Qui oserait en demander davantage pour déclarer qu'un peuple ainsi conformé est sérieusement et gravement patriote?

*

Ib. p. 250—254.

Nous parlions, tout à l'heure, des railleries dont la littérature du XVIIe siècle et celle du XVIIIe ont été si prodigues envers les provinciaux. C'était alors une nouveauté; les écrivains français du temps des Valois ne se montraient pas si raffinés en matière de goût et d'élégance, qu'ils ne pussent approuver que ce qui se faisait, se disait ou se pensait à la cour ou dans Paris; si la mode de cette concentration du bon goût fit irruption dans nos mœurs au XVIIe siècle, c'est que la politique du maître voulut qu'il en fût ainsi. La littérature de ce temps-là, on le sait, fut un peu servile dans sa beauté, et nos immortels écrivains d'alors étaient d'illustres courtisans. En même temps que le grand roi faisait savoir aux propriétaires des provinces qu'il n'y avait rien à obtenir de lui qu'en venant solliciter sa faveur dans les antichambres de Versailles, Molière, Regnard, La Bruyère savaient montrer aux entêtés amants de la dignité domestique et de l'obscurité provinciale à quel point ils étaient ridicules. De par les Muses, il ne fut plus permis à un galant homme de rester tel en vivant loin de Paris, et mieux encore on établit en principe que de Paris seul pouvait émaner l'esprit et la science, l'élégance et le fin savoir vivre. Le jugement avait été porté par un tribunal si éclatant, les grands noms littéraires qui lui donnèrent leur appui resplendissaient d'une telle gloire, que l'Europe entière s'y soumit, et désormais elle vit la France entière dans sa métropole; mais qui est-ce qui ne s'y soumit pas? la France elle-même: elle ne réclama pas tout haut, elle sembla accepter son abaissement, elle parut

de tout point se soumettre à sa servitude; mais, par le fait, elle protesta si bien que l'influence de Paris, toute puissante en politique, en administration, en lois, en tout ce qui brille et agit, fut et resta à peu près nulle en ce qui fait vivre, en ce qui domine les destructions du temps, en ce qui fait atteindre les jours meilleurs où, à la longue, les bonnes causes triomphent d'ordinaire, à savoir que cette influence fut et resta presque impuissante sur les mœurs et la moralité de la province. Ceci a l'air d'un paradoxe, avouons-le; mais l'air seul y est et au fond gît la vérité; tous les provinciaux seront de notre avis quand nous aurons ajouté quelques lignes.

Depuis deux cents ans que Paris dit et croit que la France c'est lui et que l'Europe est de cet avis-là, où l'influence de la grande cité se fait-elle sentir davantage? On nous répondra de suite et sans hésiter qu'elle s'étend jusqu'à Saint-Pétersbourg, qu'elle se fait éprouver à Berlin, à Vienne, à Londres même, et que, reconnue à Stockholm, elle n'est pas non plus reniée à Milan, ni à Madrid. Soit, mais aux portes de Paris, au débouché de la banlieue, au premier pas que l'on fait dans la province, sur quoi le voyageur va-t-il se heurter? Sur un certain dégoût, sur un certain mépris, sur une certaine haine pour la capitale, pour ce qu'on y fait, pour ce qu'on y dit, et surtout pour la manière dont on y pense. Il ne faut pas croire, si l'on veut croire juste, que ces sentiments-là ne soient venus au monde que depuis quelques mois; il y a deux cents ans qu'ils ont commencé de naître et ils vont toujours en se fortifiant. Il y a dans l'attitude de la France vis-à-vis de Paris, quelque chose de semblable à la résistance d'abord passive dont les vieux chrétiens d'Espagne s'avisèrent de circonvenir la brillante et spirituelle domination des Mauresques. Peu estimés d'abord de leurs vaillants rivaux, les

compagnons et les descendants de Pélage disparurent d'abord sous les plis du manteau souverain des Khalifes; mais la patience et le temps leur venant en aide, ils finirent par réduire leurs despotes et devenir les plus forts. On dirait, à voir l'attitude constante de la province vis-à-vis de la capitale, qu'il se prépare dans l'avenir quelque révolution semblable. On a vu cette province conserver des mœurs pures, alors que la dépravation parisienne servait de modèle à toutes les dépravations du continent; Paris ne s'est jamais remis de l'ébranlement que les doctrines luthériennes ont donné à la foi catholique; le pantagruélisme de la cour d'Henri II a perpétuellement nourri dans ses murs des incrédules qui, avec Voltaire, se sont faits philosophes et qui, depuis, ont balbutié peut-être les premiers mots du socialisme; la province, elle, a été jadis protestante de bonne foi, quand elle l'a été, et ses églises ont vu revenir sous leurs nefs les populations qui quittaient les temples réformés; nulle part le gros des habitants ne s'est arrêté dans les champs de l'incrédulité. Voulons-nous descendre jusqu'à l'examen des caractères, jusqu'aux types particuliers que peuvent présenter les individus? Nous y trouverons avec les traits moraux des physionomies parisiennes les contrastes les plus frappants; nous y verrons cet amour du solide et du durable, ce dédain des faux brillants, objets du culte de toutes les classes métropolitaines; peu de goût pour les plaisirs; un esprit généralement plus grave et plus posé, et un amour du sol, un amour de la terre, en tant que propriété plus réelle, plus sérieuse, enfin une considération toute spéciale accordée à l'homme qui a non pas des rentes, mais *du bien*, et qui le ménage, toute différente dans son origine et dans ses résultats de cette estime envieuse dont les gens de Paris entourent l'homme qui dépense beaucoup.

Ainsi par le fait, Paris n'exerce pas sur toute la France l'influence d'entraînement et de fascination dont il se croit doué. En deux cents ans de règne, il est resté impuissant à changer les mœurs, à transformer les idées; il n'a pu, bien qu'il l'ait voulu, persuader la France de son omnipotente sagesse; et même l'éclat intellectuel dont il se pare avec tant de complaisance, il s'en faut que le reste de la France le lui concède bénévolement. Elle sait que, par un hasard sans doute, Paris n'est pas fécond, et que ses plus illustres écrivains ne sont pas nés dans ses murs et souvent n'y ont passé ni leur enfance ni les premières années de leur jeunesse; elle s'attribue donc, non sans raison, l'honneur de fournir elle-même à l'humanité les demi-dieux de l'intelligence, et tout ce qu'elle accorde à la capitale, c'est d'avoir usurpé sur elle les moyens, avec les ressources qu'elle-même fournit, de donner aux esprits élevés le degré de culture dont ils ne peuvent se passer, et de leur offrir, toujours à ses dépens, les ressources nécessaires pour satisfaire leurs ambitions. Ce n'est pas là un motif d'admiration, mais bien de surcroît de mécontentement.

On le voit donc: loin d'admettre que la province soit vis-à-vis de Paris dans une situation d'infériorité acceptée, nous estimons que, tout au contraire, elle se trouve dans une position d'esclavage jusqu'ici subi patiemment, mais non reconnu pour légitime, et de plus nous pensons que les vertus sérieuses, qui ont fait de la nation française ce que, malgré tant de fautes, tant de folies, nous la croyons être, sont toutes du domaine de l'esprit provincial. Nous voyons de plus que la corruption, en se répandant dans la métropole, n'a pas gagné le reste du corps français, ou que du moins, là où il en est atteint, il peut se guérir, puisqu'il s'est guéri aisément d'autres maux antérieurs, ce que Paris n'a jamais su faire et ne pourra jamais.

Il n'y a donc pas lieu de désespérer de l'avenir et de redouter l'imminent danger d'une période de décadence, d'une époque de Bas-Empire, puisque nous voyons qu'après tout la France s'est conservée pure et armée de mâles vertus. Ce qui importe maintenant, c'est de la voir élever la voix après un long silence, et, rangeant enfin sa capitale au rang qu'elle doit occuper derrière elle, présider avec la raison, avec le patriotisme sérieux dont elle a donné tant de preuves, à la restauration d'un véritable esprit public.

L'esprit public, c'est là ce qui nous fait défaut; c'est par là que nous péchons et que sans cesse nous nous exposons à ces accusations qui paraissent fondées de légèreté et de médiocre amour pour la patrie. La cause en est en ceci, qu'une ville peuplée de voyageurs, de gens sans domicile sérieux, de spéculateurs en tout genre, en politique, en littérature, en commerce, en plaisirs, voire en bouleversements sociaux comme est Paris, et qui cependant est conséquemment chargée de mener une grande nation, ne saurait pas avoir de suite ni de tenue. Aujourd'hui, pour éviter un bombardement, elle livrera la France aux Cosaques; demain, si elle trouvait le moyen de conserver intactes ses boutiques, elle donnerait le pays aux socialistes. Jamais ses vues ne se sont étendues plus loin que l'amour du repos pour elle, et c'est ainsi qu'elle s'est trouvée prête, par faiblesse et par mollesse, à faire supporter à l'État et à accepter pour elle-même les jougs les plus humiliants ou les plus accablants que les factions ont voulu lui faire accepter. Ce qu'à Paris on appelle l'esprit public, c'est de porter aux nues aujourd'hui Louis XVIII, demain l'empereur revenu de l'île d'Elbe; puis, le gouvernement à peine assis, de fronder et de laisser faire une révolution par les enfants perdus; puis de se prendre de passion pour la garde municipale; puis de s'ennuyer et de vouloir changer encore;

on y est prêt à tous les enthousiasmes, à tous les dénigrements; les esprits comme les fortunes n'y vivent que sur du sable, que le moindre flot pourra faire changer de place. Est-ce-là, est-ce donc là le guide légitime d'un grand et glorieux pays? Ces engouements plus moins longs qu'on y éprouve pour certaines doctrines ou certains hommes aussi passagers les uns que les autres, non cela ne peut pas, dans aucune hypothèse, s'appeler de l'esprit public.

Il faut donc que ce soit d'autre part, que ce soit de la province que vienne désormais le mouvement. Il est temps que les antipathies justes et raisonnables des départements prennent un corps et une langue et substituent des principes nouveaux, ceux des véritables intérêts de l'État, aux principes transitoires que jusqu'ici Paris a été en possession de fournir et d'user vite. Il est temps que les départements s'occupent de la France, c'est-à-dire d'eux-mêmes, car ils sont la France, et qu'ils fassent peser leur sagesse pour arrêter l'escarpolette où jusqu'ici Paris a fait ridiculement sauter les destinées du pays. Le moment actuel, triste d'ailleurs et compromettant au plus haut degré pour l'honneur national, dispose tout heureusement pour qu'il en soit ainsi et que ce retour aux plus saines doctrines de la justice et de la vérité puisse s'accomplir. Paris ne sait plus que faire de la centralisation, il a besoin qu'on le défende contre lui-même, et on pourrait lui prouver que, démentant son pouvoir, il a appelé lui-même les départements à reprendre l'autorité qu'il a jadis usurpée. Nous espérons donc fortement dans les plus heureuses restitutions d'autorité.

Revue provinciale, T. I. p. 324 ss.

De la création de comités provinciaux.

Nous sommes bien convaincus que les départements et que les communes sont désormais unanimes sur le sentiment de leur bon droit; personne, dans la province, ne songe à aller au delà du vrai et du juste; personne ne veut attaquer le principe de l'unité nationale qui nous est aussi cher, aussi sacré qu'à ceux dont nous combattons les doctrines. Personne, répétons-le bien, ne rêve un fédéralisme qui, n'ayant jamais existé, serait tout entier à créer. Seraient-ce les quatre-vingt-six départements qui, érigeant leurs petites circonscriptions en autant de territoires indépendants, prétendraient trancher de l'État souverain? Seraient-ce, au contraire, les antiques provinces qui, revenant à la vie, soudant à nouveau leurs membres épars et secouant le linceul de 1789, viendraient, ressuscitées, les unes trop petites, les autres trop vastes, le Languedoc à côté du Perche ou du Forez, exposer, dans une sorte de vallée de Josaphat, des sentiments et des idées que le passé ne leur a jamais connus? Quels rêves! Une tête rassise ne les ferait pas dans le sommeil, et ce sont des folies qui ne valent pas l'examen, tant il y a peu de raison pour supposer qu'en France personne ait songé sérieusement, dans ces derniers temps, à une institution fédérative; si le malheur voulait que l'unité française fût jamais ébranlée par l'excès même de cette centralisation que l'on suppose nécessaire pour la défendre, et qui cependant ne l'a pas fondée, ce ne serait pas au fédéralisme qu'on irait, mais bien tout droit à la plus triste dissolution.

Pleins de foi dans l'esprit sauveur de la France, écartons cette image lugubre; heureusement nous n'en sommes pas à la redouter, et le danger qui nous menace

aujourd'hui n'est pas celui-là; si nous pouvions douter de la vigueur de l'Assemblée nationale, nous craindrions bien davantage de voir continuer ce système centralisateur qui, décidément, ne peut vivre côte à côte avec la liberté, sans que celle-ci n'en soit aussitôt énervée. Ce qui nous effrayerait aussi, ce serait de voir se perpétuer cet état d'atrophie où gisent les départements, et qui a duré trop, beaucoup trop longtemps, pour l'honneur et le salut du pays.

*

Ib. T. I. p. 339.

En se donnant à ce mouvement nouveau et unique dans notre histoire, les populations départementales couronneront dignement les efforts que nous les avons vu faire dans ces derniers temps, pour le salut de la civilisation et la dignité de la France. Il est incontestable que le meilleur esprit les anime, que la sagesse et le courage dictent leurs décisions. Tout ce que nous leur voulons demander, c'est de ne pas s'arrêter dans cette voie, de ne pas se laisser trop séduire par l'éclat des mesures transitoires, de ne pas se borner à la garde du présent; un avenir mystérieux est ouvert devant leurs pas, devant les destinées de la France; il sera sombre et plein de misères, si les provinces ne fondent pas solidement les institutions nouvelles sur la base de leur indépendance; il sera prospère et glorieux si les lois font passer dans la réalité ce qui n'a été jusqu'ici qu'une fiction, le droit des départements à marcher les égaux de Paris.

Revue provinciale, T. I. p. 405—407.

Nouvelles observations sur les comités provinciaux.

De quoi s'agit-il aujourd'hui? Quelle est la question? Où court la politique? Elle fait son évolution comme un astre néfaste, autour de la ruine du pays. Dans la route où l'on est engagé, qu'attendre d'elle, de cette politique, science vieillie qui a laissé voir son ignorance, son impuissance radicales, et qui, en définitive, portera la responsabilité des désastres qui nous accablent? Sortons au plus tôt des anciennes voies, quittons les défilés dangereux et sans issues où les partis triomphants sont toujours battus par les vaincus du jour de devant, qui jamais ne manquent d'occuper les hauteurs de l'opposition aussitôt que leurs adversaires soidisant heureux se voient forcés par la victoire de cheminer à leur tour dans les ornières gouvernementales. Transportons nos destinées nationales dans d'autres doctrines, et cherchons le salut ailleurs qu'aux pieds des anciens dieux. Pour nous, qui parlons ainsi, c'est en prêchant d'exemple que nous demandons une place parmi les promoteurs les plus ardents des libertés locales, opinion nouvelle, importune à quelques intérêts privés, mais destinée pourtant à servir bientôt de base aux institutions futures.

Loin de nous la prétention divinatrice de percer les voiles de l'avenir; au point de confusion où en sont tous les éléments de la vie française, ce serait afficher ou beaucoup d'outrecuidance ou beaucoup d'ignorance que de prétendre d'avance assigner une solution aux embarras actuels. Mais, sans trancher ici du prophète, nous osons du moins affirmer que ce n'est qu'au moyen d'institutions libres que le chaos se pourra démêler. Quelles seront ces institutions? Nous ne saurions le préciser à l'avance: nous devons nous borner à dire que le despotisme, soit révolutionnaire, soit

guerrier, soit parlementaire, qui, dans un mauvais jour, viendrait tenter de trancher les nombreux problèmes du temps par des moyens dictatoriaux, pourrait, à la verité, faire succéder pendant quelques mois, à notre agitation fatigante, une sorte de paix, ce qu'un poète appelle justement *la paix des tombeaux;* mais rien ne serait créé pour l'avenir, sinon le germe de nouvelles secousses, et des haines déjà à demi lasses verraient surgir des raisons de se réveiller enflammées plus que jamais. Ainsi, pour rétablir un repos solide et normal, comptons sur la liberté; il faut se garder de la tenir, cette vénérable déesse des âmes viriles, pour comptable des folies, des bassesses, des horreurs qui, depuis le commencement des sociétés, bavent autour de son piédestal, et courageusement il faut reconnaître que la source de tous nos malheurs est non pas d'avoir eu trop d'indépendance, mais d'avoir mal fait la part du pouvoir, et mal celle de l'obéissance; d'avoir obéi servilement là où il eût été salutaire d'être maître; d'avoir, enfin, par un retour fâcheux, mis trop souvent le caprice ou l'ineptie publics au-dessus de la raison d'État. Qu'on ne se lasse jamais de répéter l'axiome des vrais politiques: ce qui nous tue, c'est moins l'excès de la liberté que sa mauvaise dispensation. Tout cela revient à dire sans cesse que les départements doivent retrouver leur place d'importance dans une constitution future, si l'on veut que la France renaisse à sa prospérité.

Il s'agit donc, en effet, lorsque nous jetons en avant ces mots au son desquels l'oreille politique n'est pas encore assez accoutumée, *libertés locales*, il s'agit d'arracher le pays à l'abime au fond duquel nous le voyons croupir, et on ne saurait trop tôt et trop complètement se rendre compte de l'importance des travaux auxquels nous convions le patriotisme. Sans doute, à notre avis, ce serait déjà mériter

quelque peu de la patrie, que de solliciter l'attention des citoyens pour de meilleures notions administratives. Dans nos nations modernes, les questions d'intérêts sont si puissantes, si absorbantes de toutes les autres, que le mérite serait grand déjà de se préoccuper de leur meilleur aménagement; mais en parler aujourd'hui, à cette heure, serait peut-être nous faire rebuter, et non sans quelque justesse; en effet, il s'agit bien moins de savoir, aujourd'hui, comment la France sera administrée, que de savoir, au vrai, si elle vivra.

Donc, songeons uniquement au moyen de la maintenir; occupons le terrain le plus dangereux, et repoussons toute illusion, toute séduction inopportune de soins et de travaux qui peuvent se remettre. C'est ce que nous faisons quand nous appelons à l'aide des libertés locales.

D'ailleurs, elles sont si profondément, si réellement dans les nécessités de la situation, qu'en ce moment même elles se fondent et se développent toutes seules, non pas malgré la loi, parce que, grâce au ciel, leur essence même veut qu'elles n'aient rien d'illégitime et qu'aucune tache originelle ne leur puisse être imposée; mais sur les faibles racines que les lois actuelles ont pu leur laisser prendre, on les voit se greffer et pousser les jets les plus vigoureux. Quand la législature viendra, ce qui ne sera pas long, il faut l'espérer, à s'occuper d'elles, on peut affirmer que ce sera moins pour les créer que simplement et sagement pour les reconnaître, pour les régulariser; elles auront cet honneur, ce bonheur inouï, d'être parmi les institutions politiques de notre temps les seules qui ne soient pas sorties du cerveau facticement échauffé d'un législateur, mais qui aient jailli spontanément de la pensée même de la nation; seules elles auront couru les champs avant d'entrer dans les villes, puis dans les assemblées politiques, seules elles auront

parcouru la France avant de se présenter à la porte des Sénats. De combien de nos lois pourrions-nous tenir ce langage? De combien pourrions-nous dire avec justice et vérité, qu'elles ne sont pas des embryons mal nés, produits informes des coteries politiques, mais les filles vigoureuses des volontés nationales?

*

Ib. p. 411/12.

Nous comprenons aisément que dans les grandes villes où les réunions peuvent être fréquentes, parce qu'elles sont faciles, les comités aient la faculté de discuter largement l'acceptation ou le rejet des idées que les trois grandes sources que nous avons énumérées[1] sont en mesure, ou vont l'être, avant quelques jours, de leur fournir. De ces comités urbains, les idées découleront sans peine au sein des masses de la cité, y appelleront chacun au goût, non plus dépravé cette fois, mais noble, mais patriotique, de la vie publique. Est-ce à dire pour cela que les hommes de la campagne doivent être privés du travail anoblissant de ces réunions? Faut-il renoncer, parce qu'il serait plus difficile de former des comités à réunions fréquentes et fixes, faut-il renoncer à éclairer sur leurs véritables intérêts, sur les questions qui les touchent davantage, les agriculteurs, les propriétaires du sol labourable? Une telle pensée serait tellement désolante, qu'il n'est pas même bon de s'y arrêter. Non! Il est temps, plus que temps de voir les créateurs de la véritable richesse française, les plus sérieux producteurs de l'impôt, les nourriciers du pays, les défenseurs les plus nombreux du sol, de voir les campagnards reprendre leur place naturelle au sein de la puissance nationale. Il

[1] Die öffentliche Meinung, die Presse und das Dezentralisationskomitee der Nationalversammlung.

faut donc qu'ils s'éclairent et sachent ce qu'ils doivent souhaiter ou craindre. Nous proposons donc que, dans les campagnes, il se forme d'autres comités aussi multipliés que possible et plus multipliés que nombreux qui, se tenant en communion constante avec les comités des villes, profitent de leurs travaux, y ajoutent leurs propres méditations et fassent à leur tour circuler dans le rayon qu'ils peuvent atteindre les doctrines décentralisatrices. Ainsi, tout le monde aura sa part de la lumière, tout le monde pourra savoir ce qu'il doit appuyer ou repousser au jour des jugements électoraux, tout le monde appréciera la vérité ou l'erreur des idées décentralisatrices et pourra également dire son mot, faire entendre son objection, ou témoigner qu'il approuve.

Revue provinciale, T. II. p. 110/11.

Nouveaux projets d'organisation départementale et municipale.

Nous avons commencé, dans notre cahier du 15 mars, l'exposé des *voies et moyens* que les décentralisateurs apportent au service de leurs théories. Nous poursuivrons cette tâche en enregistrant avec un soin tout particulier les solutions qui, de toutes parts, sont offertes aux grandes questions agitées aujourd'hui par la juste ambition des départements. Il est bon de le répéter, fût-ce à satiété: Qu'on ne se hâte pas de conclure! Qu'on se garde aujourd'hui de toute précipitation aventureuse. Depuis soixante ans on ne s'occupe pas en France à autre chose qu'à faire et à défaire du provisoire. On y a vécu, depuis les derniers années du XVIIIe siècle, de plans, de projets, d'utopies, en un mot, que les auteurs jetaient sur le tapis

à pleines mains avant de les avoir même méditées; et qu'est-il resté de cette dépense prodigieuse d'inventions et de systèmes? Rien, si ce n'est les ruines entassées pour leur servir de base, et parmi lesquelles nous sommes assez heureux pour retrouver encore, non pas intacts malheureusement, mais pourtant plus solides que tout le reste, ces antiques édifices de la famille, de la propriété, de la religion, que les novateurs n'ont pas encore tout-à-fait réussi à démolir au ras du sol. Tout ce qui a été construit pour les suppléer ou leur faire ombre, chancelle, menace ruine ou est déjà par terre.

Soyons donc moins emportés que nos devanciers, mettons quelque réserve avant de faire du nouveau, et surtout ne perdons pas de vue, qu'en fait d'organisation politique, comme en fait d'agriculture, toute institution sans précédents meurt aussi bien que tout arbre sans racines; qu'une planche morte, placée aussi verticalement sur le sol que l'on voudra, ne deviendra jamais un châtaignier chargé de feuilles, de fruits et d'ombre, de même qu'une loi inventée *à priori* par un philosophe, ne produira jamais de résultats, et que, par conséquent même, il ne suffit pas d'inventer une combinaison législative ingénieuse pour être en droit de s'écrier triomphalement comme l'ancien géomètre: *Eureka*, je l'ai trouvé! Mais il faut encore que cette ingénieuse combinaison réponde aux besoins, aux sentiments, aux habitudes de la population qu'elle doit régir. C'est dire, et dire à l'usage des hommes modérés eux-mêmes, afin qu'ils en forment le point de départ de leurs convictions, que le mot *radical* signifiant dans la pensée de ses partisans politiques, un renouvellement complet des institutions, renferme par cela seul la plus énorme des absurdités et la plus impuissante.

Revue provinciale, T. II. p. 188—193.

De la circonscription cantonale.

Il est souvent à propos de rappeler la justesse de ce mot de madame de Staël, qu'en fait de gouvernement, le despotisme est nouveau, la liberté ancienne. Si cette remarque trouve, par la série des faits politiques, de constantes justifications, elle en rencontre certainement la plus éclatante dans ce qui touche à la liberté communale. Aussitôt qu'on aborde ce grand sujet, on est frappé du caractère de majesté, de nécessité, de légitimité dont il porte l'empreinte, et, en le débarrassant des langes sophistiques dont les besoins d'une politique transitoire ont malheureusement réussi à l'envelopper, on est surpris de le trouver si plein de raison et de justice; surtout l'on est forcé de convenir, quelque goût que l'on puisse avoir d'ailleurs pour les nouveautés, que la liberté communale n'emprunte pas une force médiocre à ce puissant avantage d'être logiquement antérieure à toute forme de gouvernement, soit république, soit monarchie, et de former la première conception d'équité, d'administration universellement consentie, universellement surveillée, que le cerveau des hommes ait jamais fait éclore: la liberté communale! Ses défenseurs peuvent dire d'elle, en vérité, ce que les théologiens ont affirmé depuis longtemps de la notion de Dieu, qu'elle est répandue sur toute la surface de la terre: et, en effet, il n'existe pas de contrée, quelque peu initiée à une organisation sociale d'une nature, d'une portée quelconque, qui n'ait admis, comme base de ses institutions, la commune, c'est à dire dans une proportion variable, sans doute, mais plus intense à mesure que les peuples ont su mieux conserver les saines notions de l'équilibre, qui n'ait admis, disons-nous, la liberté pour les peuples de gouverner

et d'administrer eux-mêmes, par leurs mandataires immédiats, les intérêts qui leur tiennent de plus près, sans être soumis à une tutelle aussi étroite que celle dont l'État se réserve l'usage sur tous les autres points. Comme exemple, invoquons, non pas les Anglais, non pas les Allemands, ni les Belges, ni les Américains, les peuples les plus avancés de l'ancien comme du nouveau monde, prenons tout simplement, après avoir noté, pour mémoire, tous les peuples de l'antiquité, prenons cette fois les Russes, prenons les Turcs. Sous le joug de ces derniers, les Grecs ont toujours confessé de bonne foi que, s'ils avaient eu plus d'une plainte à former, du moins leur liberté communale était toujours demeurée, de la part des conquérants, l'objet d'un scrupuleux respect; et le bienfait vaut la peine qu'on le note; car, à son défaut, l'esprit national des Hellènes n'aurait résisté ni à l'action du despotisme, ni à celle du temps, et nous n'en aurions pas vu de nos jours la résurrection. En matière aussi sérieuse et d'un intérêt si puissant aujourd'hui pour nous, il ne peut être oiseux de multiplier les citations. L'exemple des Hellènes n'est pas le seul qui démontre toute la puissance dont le principe communal est armé pour conserver, pour sauvegarder, oui, même à jamais, l'esprit national d'un peuple, à défaut de tout autre recours, et même sous la persistance des circonstances les plus contraires.

L'exemple de ce qui est arrivé aux Grecs est frappant, et la persistance du sentiment national chez un peuple soumis, pendant près de quatre cents ans, à un maître dont il a dû longtemps considérer le joug comme trop pesant et trop fort pour être jamais brisé, est une démonstration qui semble atteindre par delà le nécessaire; pourtant il y a mieux encore: c'est l'exemple des nations slaves. Ces peuples, qui n'ont jamais su, sauf les Russes, aidés en cela

par les Normands-Varègues, constituer de gouvernements sérieux et solides, et qui, partant, ont souvent subi la conquête, paraissent néanmoins doués, au plus haut degré, du sentiment des institutions communales, et ils les ont, dès la plus ancienne date, su développer avec une puissance peu connue partout ailleurs chez les peuples de race différente. Le résultat de cette heureuse prédisposition n'a pas été moindre, certainement, que de sauver, que de conserver depuis des siècles, et presque intacte, une nationalité soumise à des tentatives si diverses et si constantes d'assimilation ou de destruction de la part, non pas de voisins, mais de gouvernants, mais de conquérants, mais de possesseurs! Témoin ce qui s'est passé et ce qui se passe en Hongrie, en Croatie, en Bohème, voire en Pologne! Soumis à des peuples plus civilisés, plus énergiques, plus habiles, ces nations, qui n'ont pas su rester peuples indépendants, et qui, de toutes parts, ont plié sous l'effort de qui a voulu les saisir, ont puisé, en revanche, dans l'organisation forte de leurs communes, toute la ténacité nécessaire pour maintenir à jamais, en présence des événements les plus contraires, leur sentiment national, leur dévouement absolu au génie de leur race, et quand des institutions garantissent ainsi l'usage d'un moteur aussi énergique, on peut être convaincu d'avance que quelque fortune heureuse finissant par se présenter, la race opprimée reconquerra, tôt ou tard, son indépendance. Telle est l'énorme influence des idées communales et la force dont elles seules peuvent investir le sentiment national.

Ainsi la question de temps, de durée, en matière d'indépendance, est intimement associée à celle de la liberté municipale, et même, lorsque cette liberté est une fois perdue, elle laisse, sinon dans les esprits oublieux et ignorants, du moins dans les habitudes, dans les jugements du

vulgaire, des traces profondes qui tardent longtemps à s'effacer. Ici, nous revenons à la France; car, hélas! nous ne connaissons pas de pays qui ait perdu comme le nôtre aussi profondément, aussi tristement, ce que nous ne craignons pas de déclarer le plus précieux des biens, qu'un peuple, grand ou petit, puisse posséder. Malgré l'unité morale que la centralisation se vante d'avoir réussi à établir entre nos départements, l'observateur le plus superficiel ne tarde pas à y découvrir de profondes différences, les caractères d'opposition les plus tranchés. Sans parler ici des disparates que le cours de la Loire tend à mettre en regard, et qui sont presque purement climatériques, sans citer encore d'autres divergences existant dans le fond des mœurs et des idées et qui proviennent de mille sources différentes, contentons-nous, pour rester dans notre sujet, de diviser la France en deux parts; dans l'une, nous mettrons les anciennes provinces où la liberté municipale a été connue et pratiquée; dans l'autre, nous confinerons celles où cet avantage a manqué; puis nous établirons encore des catégories sous lesquelles nous rangerons les provinces libres, d'après le degré d'indépendance dont elles ont joui jusqu'à 1787, et d'après la date plus ou moins éloignée de cette époque où elles ont perdu leurs prérogatives. Le résultat de cette comparaison est vraiment digne d'observation et frappant d'intérêt, et les circonstances dans lesquelles nous nous trouvons aujourd'hui ne contribuent pas peu à le rendre encore plus saillant et plus saisissable.

Tout le monde, même les centralisateurs les plus convaincus, reconnaissent maintenant que ce que les Anglais appellent le self-government, le gouvernement du pays par lui-même, est devenu, pour ainsi dire, l'idée fixe de nos départements. Il n'est pas un point du territoire où les passions allumées par ce grand et puissant désir, ne fassent

briller quelques flammes au moins; et, dans les interpellations que les électeurs adressent aux futurs représentants ou à ceux qui veulent l'être, comme aussi dans les programmes des comités électoraux, la question décentralisatrice tient bien certainement une place fort distinguée. Enfin, pour ne rien passer, on regarde assez généralement cette question, et nous croyons très fort qu'on est dans le vrai, comme le remède le plus efficace à appliquer aux maux et aux dangers complexes de la situation.

Eh bien! il s'en faut beaucoup, malgré cette unanimité, que le feu sacré brûle partout de la même manière et avec la même puissance. Un certain nombre de départements sont très véritablement traînés à la remorque par les autres, et il en est encore dont l'opinion, bien que déclarée, est loin d'avoir toute la solidité et le sérieux qui est requis, qui est exigible en matière si grave. Ceux-là, encore une fois, sont entraînés, et sans comprendre autant qu'il le faudrait le grand intérêt auquel ils se rallient, ils font comme les autres. Il en est même, et il faut s'en plaindre, où la doctrine décentralisatrice est surtout appuyée, partagée, propagée, proclamée, parce qu'on la regarde très à tort, suivant nous, comme partie intégrante de telle ou telle manœuvre de parti! et c'est à ce titre, et dès lors comme moyen plutôt que comme but, comme instrument transitoire plutôt que comme dogme, qu'elle jouit de la faveur qui lui est accordée, et qui, tout aussitôt par un juste retour, fait naître dans d'autres rangs une répugnance aussi aveugle. Pour nous, quelles que puissent être nos opinions personnelles, opinions que nous nous faisons un devoir de conscience de ne pas apporter dans ces pages, uniquement consacrées à l'élucidation d'un corps de doctrines qui existe incontestablement en soi et indépendamment de toutes les autres données, croyances ou formules politiques, pour nous, qu'on nous permette de le

dire, nous ne saurions protester trop vivement, trop hautement, contre une telle façon de procéder que nous qualifierons volontiers de sacrilège politique. En laissant entrevoir à des adversaires que la vérité n'est pour vos idées, même les plus sacrées, qu'un auxiliaire utile et non un but, vous tendez à déconsidérer la vérité. Sait-on bien qui a fait le tort le plus grand, le plus profond, le plus difficilement réparable à la liberté? ce n'est pas d'avoir été étouffée par tel ou tel despote, mais bien d'avoir été embrassée par tel ou tel démagogue. Ceci soit dit sans autre comparaison, et surtout dans l'intention de réclamer au nom des vrais et sincères amis des libertés départementales et communales, aussi bien qu'en notre propre nom, contre toute espèce de confusion qui pourrait s'établir entre les hommes de bonne foi et ceux qui se croient habiles. Le nombre de ces derniers, n'en doutons pas un instant, est le plus considérable dans les anciennes provinces qui avaient perdu depuis longtemps le dernier vestige de l'indépendance municipale.

Et, en effet, la tradition leur manque et ils ne trouvent pas, autour d'eux, des raisons démonstratives d'aimer en connaissance de cause les libertés communales. Ils n'ont pas de souvenirs, ils n'ont pas de regrets; aucune gloire passée ne parle à leur imagination, et ils ne peuvent, du premier coup, honorer comme un intérêt majeur ces prérogatives dont ils savent que, bon gré mal gré, leurs aïeux se sont passés. Ces hommes-là, en matière de liberté, sont à proprement parler des apprentis, et ce n'est pas à leur cœur qu'il faut parler, c'est à leur entendement, à leur raison. Il leur faut présenter non pas l'image d'un passé qui leur resta inconnu, mais les perspectives de l'avenir telles que le bon sens et le patriotisme doivent les faire désirer. A ceux-là, nous ne saurions trop répéter cette

grande vérité, que lorsqu'ils voient les autres départements français, démembrements de provinces anciennement libres, se porter avec tant d'ardeur vers l'indépendance municipale, ils doivent être persuadés que la possession des droits administratifs qui, supprimés depuis plus de soixante ans, laissent des traces si profondes d'amour et de désirs dans les générations successives, doivent être bien réellement dignes des efforts les plus soutenus. Il ne suffit pas non plus d'être décentralisateur, parce que le parti politique dont on fait partie a pu avoir la sagesse et le mérite d'accepter ce dogme, il faut être décentralisateur, indépendamment de toute autre opinion et pour le fait en lui-même; il faut l'être, parce qu'il faut aimer la vraie liberté, parce qu'il faut aimer le pays où l'on est né, parce qu'il faut pouvoir arriver à en rendre le séjour possible pour tous ses enfants, en leur y créant des moyens d'exister matériellement aussi bien que par l'intelligence, et détruire ainsi ce cosmopolitisme misérable qui, en attirant tout le monde dans Paris, finira par tuer la France après l'avoir déshonorée. Ce sont là des points souvent touchés et développés. Il n'est pas nécessaire pour ce moment de s'y étendre davantage.

Revue provinciale, T. II. p. 218—220.

Bulletin départemental.

Il ne faut ni se tromper ni s'abuser soi-même. Puisque l'on veut sauver le pays, l'ordre social, il est indispensable d'employer les moyens qui peuvent conduire à ce grand résultat, et parce que les partis anarchiques poussent jusqu'au délire la haine des institutions anciennes ou même nouvelles, il n'est pas nécessaire, quoi! il serait fatal au

dernier degré, de répondre à tant de démence et de scélératesse par un amour effréné, par une partialité quand même pour tout ce qui existait quand février et ses bacchanales sont venus nous surprendre. Aussi, en tant que le mot *réactionnaire* indique un ennemi déclaré de la démagogie et du socialisme, il faut s'en glorifier et s'en faire parure; mais s'il signifie un homme qui n'a d'autre visée, d'autre pensée que de revenir dans les mêmes pas qu'il a déjà faits, de chercher ce qui n'est plus et de retrouver intégralement ce qui fut avant le dernier ébranlement révolutionnaire, le mot *réactionnaire* est une qualification fâcheuse et qui ne peut s'accepter sans entrer dans des discussions qui ne sont pas de notre ressort. Proclamons-le donc: l'ordre d'idées et de faits dominant avant février 1848, avait pour le moins un vice radical, c'est qu'il n'a pas su prévenir l'explosion, et que, cette explosion arrivée, il s'est trouvé anéanti d'un seul coup; on en peut donc conclure, que sa force, que sa valeur absolue n'était pas calculée d'une manière convenable pour les attaques qu'il avait à vaincre; le premier mérite, le plus grand d'un système politique, c'est d'être construit de façon à jouir d'une certaine longévité; sur le terrain de l'histoire, toutes les institutions qui se laissent déraciner promptement et sans grand' peine, sont passibles, par ce seul fait et seraient-elles en théorie les meilleures du monde, des plus graves reproches; encore une fois, le suprême mérite d'un pouvoir c'est de savoir résister et durer. Puisqu'il n'a pu ni l'un ni l'autre, il ne se recommande pas à l'imitation, non plus qu'aux regrets; il ne faut pas confondre avec lui, les très sacrés principes qu'il a dû respecter sans doute et protéger en sa qualité de gouvernement régulier, et il est juste, il est nécessaire que tous les amis, tous les serviteurs, tous les défenseurs de l'ordre social, si odieusement attaqué aujourd'hui, décla-

rent avec force qu'au point de vue de l'amour exclusif et absolu du passé, ils ne sont pas des réactionnaires.

Non, il ne faut plus aimer, il ne faut plus défendre ces liens étroits qui, attachant les provinces sous les pieds de Paris, ont trahi tout à la fois la civilisation et la France; il ne faut plus respecter, il ne faut plus conserver un système administratif qui, oppressif par erreur, l'est aussi bien contre que pour le sentiment conservateur des sociétés; qui, après s'être fait reprocher pendant dix ans de servir la corruption électorale d'un système, a pu le lendemain encourir les mêmes reproches pour un nouveau, arme banale qui se laisse saisir et manier par toutes les mains, et qui, en définitive, est plus appropriée encore qu'à tous les autres pouvoirs au pouvoir démagogique; on le voit à l'amour que les terroristes ont pour elle, puisque l'autre jour ils dénonçaient d'avance à la proscription tous ceux qui l'auront attaqué. Non! il faut renoncer très positivement à toutes ces entraves, à toutes ces impuissances des partis, impuissances qui frappent sur les bons et paralysent les résistances honnêtes; qui énervent les courages, appauvrissent les intelligences et façonnent un grand peuple à l'esclavage futur des fils de Robespierre. Il faut du nouveau, il faut s'élancer en avant, aspirer à de nouvelles espérances, chercher de meilleures destinées; eh bien! puisque les sauvages qui grouillent à nos côtés se disent progressistes, soyons progressistes, nous aussi! Déclarons que, vis-à-vis d'eux, ces conservateurs de l'oppression départementale, ces conservateurs de la tyrannie ministérielle et préfectorale, ces obscurantistes admirateurs de l'hébétement graduel des 86 départements, quoi! des 86 pachaliks français, ces restaurateurs frénétiques des vieux comités de Salut public, de défense générale, de la guillotine, des sans-culottes, des tricoteuses, des bonnets rouges, des carmagnoles et de tous les sou-

venirs boueux que la mémoire peut ramasser dans les ruisseaux sanglants de la première Révolution; déclarons que vis-à-vis de ces conservateurs, de ces obscurantistes, de ces restaurateurs, de ces rétrogrades, des ces réactionnaires, en un mot, nous, nous représentons avec vérité le parti auquel appartient l'avenir, le parti qui y marche, qui y court, celui qui veut la liberté vraie et solide et assez puissante pour servir de principale barrière à l'anarchie. Rompons avec le passé qui avait consacré la servitude départementale! Repoussons à tout jamais les anciennes habitudes d'humilité vis-à-vis de Paris! Provinciaux! soyons quelque chose par nous-mêmes et sachons dire à notre tour, non par manière de vanterie, mais comme une solide vérité: la France, c'est nous! Et, en ce faisant, nous ferons quelque chose d'un peu plus nouveau que les socialistes, voire les phalanstériens, ne nous en promettent avec leurs périlleuses niaiseries.

Revue provinciale, T. II. p. 241 ss.

De la politique rétrospective.

En général, il faut se bien pénétrer d'une vérité fondamentale qui s'applique à toutes les choses de ce monde aussi bien qu'à la politique et à la science administrative. Dans la série immense des combinaisons qu'affectent tour à tour les éléments humains, il n'arrive jamais que le passé revienne dans une identité parfaite, et quand il s'est rencontré par hasard de hardis théoriciens, investis de la force nécessaire pour tenter un essai de réhabilitation du passé, il s'est toujours trouvé aussi que ces puissants rêveurs, même avec du génie, ne manquaient pas d'échouer. On a cité trop souvent Julien et ses tentatives de restauration païenne, pour qu'il soit nécessaire d'en parler ici à

nouveau. Cet illustre César, aidé de l'omnipotence impériale et romaine, servi par les longues habitudes d'obéissance famélique dont la volonté et la politique des Augustes avaient fait, de longue main, la vertu des peuples, ne put parvenir à relever les autels des dieux que pendant la courte durée de son règne, et encore il ne put faire entrer dans les mœurs, dans les habitudes, les idées mortes qu'il voulait ressusciter; tant qu'il vécut, il y eut à la cour des flamines, des pontifes de toutes robes; les taureaux, couronnés de fleurs, allèrent, au son des flûtes, se faire égorger devant l'autel des Olympiens; mais le public ne s'en soucia que comme d'un spectacle, et il continua d'aller son train comme devant, suivant le fil voyageur des idées modernes et ne s'accrochant que par ordre et pour un temps à ces revenants d'un passé bien complètement mort. Et il y a plus encore! Julien, lui-même, tout en se croyant de bonne foi un païen convaincu, d'autant qu'il était plus docte et plus approfondi dans sa foi, Julien faisait à son insu dévorer à sa conscience les pastiches bien mal déguisés que lui livrait son esprit. Il se prenait pour un vieux Romain, et il n'était, en religion comme en politique, qu'un antiquaire. Caton-le Censeur, revenant au monde, l'aurait regardé, non comme un homme pieux, mais comme un bateleur, et si, par un hasard, sa tentative de reconstruction avait réussi, on aurait eu, non pas l'ancien polythéisme que l'on se flattait de rétablir, mais une nouvelle foi, mais une nouvelle religion qui, dans son symbolisme et ses formes assez pédantesques, n'avait rien de la naïve verdeur qui doit caractériser les pensées nées ailleurs que dans l'atmosphère des cabinets d'étude. Bref, on ne peut pas et on ne doit pas viser à refaire ce qui a été.

*

Ib. p. 244 ss.

Parmi les institutions libres qui ont existé autrefois en France, les unes sont absolument bonnes par leurs principes, les autres ont été bonnes dans un certain moment donné, nécessaires, même indispensables, et aujourd'hui ne pourraient peut-être présenter que des dangers. Des exemples vont rendre claires ces deux affirmations. Ainsi, quant à la première, il est bien évident que l'intervention des citoyens comme nous dirions aujourd'hui, des bourgeois comme on parlait jadis, dans le choix des officiers municipaux, intervention primitivement toute-puissante et exercée sans contradiction et sans contrôle, était chose bonne en soi, favorable à la liberté, favorable à la bonne administration, et reste susceptible d'être, de nos jours, appliquée avec grand avantage; au contraire, ce serait une chose funeste si nous voyions maintenant, comme au XIIme siècle, les municipalités des villes pouvoir, au gré de leurs intérêts du moment, consentir ou refuser de prêter leur aide à l'État et s'isoler à leur volonté de sa mauvaise fortune pour revenir ensuite partager la favorable. Autrefois, cette faculté acquise à certaines grandes et puissantes communes, avait, en définitive, ses avantages, même pour l'ensemble du pays, parce que dans les calamités subites qui frappaient le territoire national, elle servait à conserver des centres de vie nouvelle; mais aujourd'hui ce serait purement odieux. On trouverait aisément d'autres et de nombreuses citations à faire de règlements et de lois dont les bourgeoisies du vrai moyen-âge pouvaient à bon droit se servir et se glorifier, et qui seraient aujourd'hui d'une application honteuse ou mortelle. Mais ce qui surtout et en général les rend tout-à-fait impropres dans leur ensemble, j'entends en mêlant le bon et le mauvais, à se prêter à une copie quelque peu exacte, c'est qu'on ne sait pas trop bien à quel moment il

faudrait s'arrêter de leur histoire pour les trouver simultanément dans la floraison.

Je me suis servi à l'instant de ce mot, le vrai moyen-âge; c'est qu'en effet il est nécessaire de se bien entendre, il y en a plusieurs. En comprenant sous cette dénomination, à peu près dénuée de sens et que l'on ne conserve guères que par habitude, la période des temps féodaux, on ne manque d'ordinaire jamais d'avoir particulièrement en vue les XIVme et XVme siècles, c'est-à-dire l'époque précise où l'organisation donnée à la société chrétienne par le monde germanique était déjà en pleine décadence, et où les communes en particulier et tout ce que la grande période de vraie organisation du XIIme siècle avait pu créer de plus grandiose et de plus fécond, commençaient pour le moins à décroître singulièrement. Ainsi, on le voit, il faut d'abord commencer, lorsqu'on admire, au point d'en requérir de nos jours l'imitation, les institutions des temps qui ne sont plus que des souvenirs, il faut d'abord bien préciser et délimiter quelle est, dans ces temps écoulés, la période à laquelle on s'attache de préférence. Ici nous croyons que ce que l'on saurait faire de mieux c'est de s'enfoncer résolument dans le plus lointain des âges, et de ne s'arrêter que dans ce *fouillis* soi-disant barbare, placé par la Providence à distance égale de la décrépitude romaine et de la turbulente, de la pénible gestation de la Renaissance. Eh bien! dans ces arcanes de nos aïeux, on rencontrera bien certainement des institutions vigoureuses, admirables, pleines du sentiment de la dignité et de la liberté humaines; mais on les trouvera organisées unanimement, uniformément, pour la guerre, pour la défense et l'agression, nullement pour le repos; on les trouvera établies sur les bases de la violence et de la force brutale, disposées pour la conquête, traitant durement ceux qu'elles sont

chargées de protéger et de faire grandir. Enfin, pour tout dire, il faut que ceux d'aujourd'hui qui, sur la foi des chroniques et l'amour du romanesque et du merveilleux aidant, chérissent le plus les institutions de nos aïeux, se rendent bien compte que toute cette législation-là était faite pour des hommes solides, portant le fer du haubert sur la peau et le fer de leurs croyances sur le cœur, et non pour les femmelettes énervées que nous sommes. La société d'alors demandant, tourmentée comme elle était par une sorte de fièvre de puberté, le mouvement et l'action beaucoup plus que le repos, devait naturellement tourner toutes ces dispositions législatives vers les moyens de façonner des hommes délibérés, violents, prompts à la main, et, en somme, ce qu'elle comprenait comme organisation sociale, c'était bien plutôt une sorte de discipline militaire qu'un arrangement de police bien réglé; or, nous, tout au contraire, notre premier besoin c'est la tranquillité, et ce que nous demandons avec soin ce n'est pas de nous mettre en état de marcher, mais bien de nous laisser le plus de garanties possible de demeurer assis sans crainte qu'on nous y dérange. La liberté fut certainement grande au XIIme siècle; les gens qui l'étudient réellement et sans les préoccupations passionnées qui ont égaré l'esprit de Dulaure et de bien d'autres, ont raison aujourd'hui de soutenir et de prouver que les contemporains de Saint Louis, bourgeois, même paysans, n'avaient ni l'existence, ni l'âme d'esclaves avilis, pas plus que Geoffroy de Villehardouin et Joinville n'étaient de sots courtisans agenouillés devant le caprice d'un maître; chacun alors, dans tous les états, avait des droits reconnus, un cercle d'activité bien acquis, bien nettement délimité, et d'ordinaire tout le monde s'entendait dans cette pensée que la dignité et le devoir des Français consistaient à défendre les prérogatives de son

état, autrement dit sa liberté. Mais cette liberté, comment prétendait-on en user? Encore une fois, les siècles d'alors en usaient en jeunes hommes; les siècles d'aujourd'hui s'en servent en vieillards. Je ne veux pas dire que les uns aient eu raison contre les autres qui ont tort, je soutiens seulement que la liberté du XIIme siècle et celle qui convient au XIXme siècle, étant des instruments appliqués à des buts différents de tous points, ne doivent pas se ressembler.

Aujourd'hui, les citoyens n'ont nulle envie d'étendre les frontières de l'État; ils ne croient pas en général que la guerre soit le seul honorable emploi de la vie; on ne les verra jamais se jeter par bandes sur les flottes arrêtées dans nos ports pour aller au loin dépenser une surabondance de force, un irrésistible élan qui ne trouve pas à s'employer dans l'intérieur du pays; bien loin de là, les hommes qui ont conservé la meilleure opinion de la vitalité moderne, sont unanimement d'avis que tous les efforts contemporains doivent tendre à améliorer le domaine physique et le domaine moral qui déjà sont nôtres, et non pas à les augmenter. Tâchons de conquérir la liberté pour nous trouver en état de faire face à nos réelles obligations, de remplir nos devoirs véritables; visons à une liberté régulière, raisonnable, sage, pondérée habilement, à la liberté, en un mot, qui doit porter l'estampille de notre époque et de nos besoins, et entourons de notre admiration stérile les belles institutions des temps passés, non pas pour les imiter, mais pour les garder de toutes profanations; car, utiles jadis, nobles et belles toujours, elles méritent d'avoir le rang de ces monuments que l'on entoure d'une grille pour les garantir contre les injures des passants. Vénéronsles, mais rien de plus; aller au-delà ne pourrait que nous nuire.

*

Ib. p. 248 ss.

Ni la dignité ni le courage ne manquèrent aux partisans des institutions libres du moyen-âge. Toute cette noblesse, toute cette bourgeoisie féodales avaient, au moment de la pensée destructive de Philippe-le-Bel, autant d'énergie qu'il en fallait pour se raidir avec bonheur et succès contre toutes les attaques de haute lutte. Les rois et leurs serviles conseillers, les hommes du droit romain, le comprirent si parfaitement, qu'ils se gardèrent les uns et les autres d'attaquer de front les franchises nobles et les franchises roturières; on ne s'exposa pas à la lame tranchante et pesante qui étincelait dans ces mains-là toujours prêtes à frapper; on s'y prit mieux: on tourna toutes les positions, on les attaqua par les côtés, par le dos, on mina la terre en dessous; ce ne fut jamais de face et de haute lutte qu'on s'aventura à les assaillir; on savait trop bien que de cette façon la défaite des agresseurs se fût promptement trouvée au bout du combat; mais à force de temps, à force de perfidie, de manque de foi, de violation des lois fondamentales de l'État, des chartes particulières, de ce qu'on appelait alors les privilèges et qui constituait les libertés, on finit, mais répétons-le, après des siècles de ce manège, à amener les libertés locales au point où nous les voyons être à l'aurore des temps nouveaux, à la Renaissance: à ce moment-là, elles sont bien déchues, bien limitées: en plusieurs lieux tout-à-fait détruites, elles tombent en ruine dans la plupart des autres; les ordonnances ne s'en occupent jamais que pour continuer l'œuvre de leur anéantissement; et cependant, dans cet état misérable, ce grand et majestueux édifice de la liberté de nos pères garde encore de si beaux aspects, que nombre de nos concitoyens lui conserveront encore leur admiration et leur

sympathie, précisément de cette manière trop absolue que nous nous efforçons ici de combattre.

Oui, à partir de François Ier surtout, la décadence des institutions de liberté locale, commencée depuis longtemps, devient rapide et s'étend partout; on vit peu à peu le suc, la moelle des institutions anciennes s'attaquer et disparaître, principalement en matière de franchises municipales, dans ces lieux mêmes où les plus beaux dehors restaient encore debout. Nous n'avons pas à répéter ici tout ce qui se peut dire sur cette lente et systématique destruction des libertés nationales; nous avons cherché ailleurs déjà, dans les premières pages de ce recueil, à en donner le tableau, à en tracer l'histoire rapide et abrégée; contentons-nous donc de dire ici que les libertés de l'âge féodal, excessives alors et trop conformes dans leurs allures véhémentes à l'esprit et aux besoins de ces temps de civile turbulence, pour nous convenir, à nous, gens calmes et de sens rassis, avaient fait place, dans le XVIIe et le XVIIIe siècles, à quelque chose qui leur ressemblait de loin, qui en était l'image, le portrait vieilli, mais qui, de tous côtés, en même temps, trahissant la plus déplorable impuissance, l'énervement le plus chronique sous les apparences souvent les plus pompeuses, était tous les jours d'un moindre usage et frisait tous les jours davantage le ridicule.

Il est incontestable qu'il y avait parmi les gens atteints de ce cosmopolitisme français, alors assez jeune et aujourd'hui si vieux, un parti pris de décrier tout ce qui sentait sa province, et nommément tout ce qui assurait aux villes une existence à part du mouvement parisien; nous pouvons même aujourd'hui décider que ce fut un des grands malheurs des écrivains éminents du temps de Louis XIV, que d'avoir servi la cause du despotisme et contribué à discréditer la liberté; mais il ne faut pas nier non plus

que l'on sentait très généralement en province l'insuffisance et souvent la nullité de ces prétendues garanties, qui n'étaient plus, pour ainsi dire, que de parade, et qui ne garantissaient rien. Mettant à part le Languedoc, où l'influence des états avait encore de la puissance réelle, presque partout ailleurs, la plus grande partie des prérogatives était réfugiée dans le cérémonial et le nominal, sans parler de ces célèbres états de l'Artois qui avaient fini par se trouver représentés par quatre personnes.

Toutefois, qu'on n'exagère pas cette pensée, qu'on se garde bien de dépasser les bornes que j'y veux mettre moi-même, et que sans conclure, comme l'ont fait les écrivains révolutionnaires, au néant absolu des libertés provinciales et municipales dans les deux derniers siècles, on demeure ferme sur cette vérité, qu'elles n'étaient plus que l'ombre d'elles-mêmes, et qu'en beaucoup de cas, semblables à ces noix creuses dont on amuse les enfants, si elles présentaient encore des dehors assez magnifiques, tels que magistratures bien vêtues de pourpre, corps électoral, garde bourgeoise, cloches, canons et le reste, le fond manquait, la liberté réelle était absente, et le gouvernement central, par l'intermédiaire de l'intendant, avait, quand il lui en prenait bien l'envie, le meilleur marché du monde de tout cet étalage d'indépendance; non pas tant toutefois qu'un préfet, il ne faut pas perdre cela de vue.

Il était impossible de conserver, dans un État qui tendait fort justement à une organisation régulière et homogène, cette multiplicité de provinces, de villes, de cantons même, qui tous prétendaient, avec bon droit d'ailleurs, à une quasi-indépendance politique, et qui, par leurs privilèges contradictoires et tout-à-fait souverains, entravaient, annihilaient à chaque instant l'action suprême du pouvoir dirigeant. Toute loi générale, toute mesure d'ensemble eût

été impossible en face des exigences de ces myriades de chartes particulières qui, jadis composées à des points de vue tout-à-fait spéciaux et particuliers, n'étaient nullement disposées de façon à laisser le champ libre aux intérêts généraux du pays.

Il était d'ailleurs fort naturel que la province de Languedoc envisageât d'un œil très jaloux la conservation de ses privilèges, et il est fort naturel encore que les habitants de cette ancienne province gardent un bon souvenir des effets généraux de cette législation. La province de Languedoc devait au quasi-isolement dans lequel elle vivait, d'être infiniment mieux administrée qu'elle ne l'a été depuis, et surtout de voir se développer chez ses habitants un sentiment de vigueur patriotique qui ne se trouve que chez les peuples libres; mais pour être exact et juste, il faut accorder aussi, que les détracteurs du vieux système n'ont pas tout-à-fait tort lorsqu'ils allèguent que cette prospérité extraordinaire d'une seule partie de la France n'était pas obtenue sans que le reste en souffrît; que des gens si heureux chez eux ne contribuaient pas autant qu'ils l'auraient pu faire aux charges générales; que leur isolement avait quelque chose d'anormal et frisant l'égoïsme qui ne doit pas se souffrir en bonne politique, attendu que la part des fardeaux rejetés par leurs épaules retombait sur celles des autres provinces françaises; et qu'enfin, s'il était sans doute très à propos de voir les ponts, les routes, les chaussées, les canaux de cette belle contrée magnifiquement entretenus par une administration riche, libérale et éclairée, il était en revanche fort triste, quand on sortait des limites de la province pour entrer dans la Haute-Guyenne, de ne plus trouver que le contraire de cet attrayant tableau. Si l'on rencontrait dans cette province voisine des routes défoncées, labourées de profondes ornières

et souvent impraticables, des ponts menaçant ruine et des chaussées le plus souvent hors d'état de servir, c'est que la grande prospérité du Languedoc voulait absolument ce contre-poids.

Le grand défaut des institutions provinciales et communales de l'ancienne France gisait dans ce grand fait, que les unes pas plus que les autres n'avaient été créées pour faire partie d'un même système politique, d'une même organisation gouvernementale. Leurs premiers auteurs avaient fort sagement travaillé en combinant des œuvres qui ne pouvaient plus cadrer avec les besoins des âges postérieurs; il était tout naturel que le duché de Bretagne se donnât une législation qui ne pouvait plus convenir à la province du même nom, attendu que vivre dans l'état complet d'indépendance et comme formant un tout parfait est, pour un pays, une situation bien différente que de faire partie, et partie assez minime, d'un grand empire; la loi communale de Laon, excellente tant que cette antique cité, espèce de petite république, avait pour première préoccupation de lutter avec son évêque, le devint beaucoup moins lorsque la grande affaire se trouva être de marcher confondue avec les autres cités françaises; en un mot, villes, provinces et cantons, en tant que privilégiés, appuyaient leurs droits sur une base qui, de toute nécessité, devait finir par leur manquer, la base d'une souveraineté à jamais disparue, disparue sans laisser de regrets, et qui, après elle, laissait cependant un inextricable réseau de principes et de droits dans lequel l'administration et la politique se trouvaient confondus de la manière la plus fâcheuse. Séparer ces deux éléments si divers eût certainement été le mieux; les débrouiller l'un de l'autre, détacher le second, conserver avec soin le premier en l'améliorant, en le faisant pénétrer et circuler partout, en l'implantant là où il n'exis-

tait pas encore, voilà une œuvre à laquelle la sagesse aurait applaudi. Mais ce ne serait pas connaître beaucoup la manière dont les affaires humaines sont ordinairement menées, que de se mettre en grands frais d'étonnement sur ce qu'il n'en a pas été ainsi; les hommes d'État qui, à l'envi l'un de l'autre, ont travaillé pendant quatre cents ans et plus à détruire l'ancienne organisation française, n'en voulaient certainement qu'à l'exubérance des prérogatives politiques; mais il eût été trop long et trop difficile d'établir des distinctions, de conserver le bon en sacrifiant le mauvais: on sacrifiait tout, et, encore une fois, cet excès, si fâcheux qu'il soit, est pour ainsi parler trop normal dans sa brutalité, pour qu'il y ait même lieu de le blâmer.

Ainsi, quand nous étudions le passé de nos institutions de provinces et de communes, faut-il nous garder d'être aveugles en niant absolument qu'elles aient pu être détruites les unes et les autres avec quelque raison; faisons toutes les réserves qu'il nous plaira, conservons le droit d'admirer et de regretter au point de vue abstrait des sympathies du penseur, de l'historien, du poète et de l'artiste; mais arrêtons-nous là, et n'imaginons pas avoir jamais à restaurer. Tout ce qui précède s'adresse aux esprits portés à l'archaïsme et jouissant de plus de mémoire que de faculté raisonnante qui, devant les exigences et les nécessités du temps présent, n'imaginent volontiers rien de mieux que de recourir aux in-folios des bibliothèques et d'aller prendre de savantes notes sur ce qu'on faisait en telle ou telle année lointaine. Autant il faut honorer le zèle pieux des hommes qui honorent ce qui s'est fait jadis, autant il importe aussi, au point de vue politique et vraiment pratique, de greffer ce qui se doit faire sur ce qui s'est fait déjà; autant même il est souvent opportun de s'aider, dans un détail, de

l'expérience ancienne, autant il importe, mais cela avant tout, d'être et de rester de son temps.

Notre époque ressemble-t-elle au moyen-âge? A-t-elle quelques traits de ressemblance avec les jours de François Ier et des derniers Valois? Non que je pense ou du moins bien peu; notre époque est notre époque: sa physionomie étant aussi particulière à elle-même que sa tendance, il importe que la forme de sa législation soit nouvelle, lui soit aussi propre que le fond: or, il se trouve précisément que tout le monde, tout le monde sage et réfléchi, paraît s'accorder de nos jours à vouloir que l'administration se sépare de plus en plus de la politique; c'est-à-dire qu'entre ce qui fut jadis dans notre patrie et ce qui doit y être, il y ait un abîme.

Die regionaliſtiſche Bewegung im heutigen Frankreich.

Schon in der Biographie wurde des mächtigen Aufſchwunges gedacht, welchen die dezentraliſierende — regionaliſtiſche — Bewegung neuerdings in Frankreich genommen hat. Bei der ungewöhnlich großen Rolle, die dieſe Frage in Gobineaus Sinnen und Sorgen bis ans Ende geſpielt hat, wie die erſt vor einigen Jahren veröffentlichte Schrift über die dritte Republik lehrt, dürfte es wohl gerechtfertigt erſcheinen, im Anſchluß an ſeine eigenen vorſtehenden Kundgebungen und gleichſam als ein ſpätes Echo ſeiner damals verhallten Anrufe einige Proben jener Bewegung zu geben, welche noch nachträglich eine glänzende Rechtfertigung und Genugtuung für ihn bedeuten.

Eine Fédération régionaliste française hat ſich im März 1900 gebildet, welche über das ganze Land ſich ver-

teilt, zu ihrem Ehrenkomitee Männer wie Maurice Barrès, Paul Deschanel, Paul Doumer, Frédéric Miſtral, A. Ribot u. a. zählt, und ein Programm aufgeſtellt hat, das in ſeiner ſprechenden Knappheit hier ganz mitgeteilt werden möge:

„La fédération régionaliste française se tient en dehors et au-dessus de toute question politique. Elle fait appel aux décentralisateurs, aux régionalistes, aux fédéralistes. Elle a des délégués, chargés d'organiser les groupes locaux ou régionaux, et des adhérents.

Programme

I. Au point de vue administratif.
1. Création de centres régionaux, industriels et universitaires. 2. Gestion des affaires de la commune par la commune, de la région par la région, de la nation par l'État. 3. Création d'une juridiction arbitrale chargée de connaître des conflits entre l'individu, la commune, la région et l'État.

II. Au point de vue économique.
1. Liberté des initiatives communales et régionales. 2. Organisation professionnelle régionale, développement des groupes locaux mutualistes, coopératifs et corporatifs. 3. Conciliation des intérêts économiques de chaque région.

III. Au point de vue intellectuel.
1. Appropriation de l'enseignement aux besoins régionaux et locaux, autonomie des Universités. 2. Développement des œuvres d'initiative privée dans le domaine des lettres, des sciences et des arts.

Eine Zeitſchrift (Action régionaliste), Werbebroſchüren und eine Jahresverſammlung ſorgen für rührige Propaganda.

Diesem großen praktischen Organe tritt seit einigen Jahren als ebenbürtiger theoretischer Bundesgenosse die von Frédéric Charpin geleitete Bibliothèque régionaliste zur Seite, eine Sammlung meist illustrierter Schriften, welche es sich zur Aufgabe macht, das Leben der Provinzen, zumal das geistige, in allen seinen Strahlungen zu erschließen und eine Wiedergeburt des provinziellen Geistes anzubahnen: „On veut connaître les mœurs, les traditions, les chants populaires, les costumes, les richesses artistiques, les ressources de toutes les parties de la terre française.“ Ist somit das Ganze als eine Art von „Anthologie der französischen Provinzen“ gedacht, so soll es implicite zugleich dem Heimat-, dem Denkmalsschutze dienen wie auch helfen, die großen Traditionen der französischen Kunst wiederaufzufinden und wiederaufzunehmen. Desgleichen soll die Landeskunde einen neuen Aufschwung im regionalistischen Sinne dadurch gewinnen. „Nous atteindrons alors les sources mêmes de la vie française, nous sentirons plus exactement la magnifique diversité de la France et jusqu'aux moindres nuances de notre caractère national. Les érudits, les sociologues, les hommes politiques pourront faire leur profit de cette *étude des réalités françaises*, les artistes y trouveront des joies délicates et profondes, telles qu'on en éprouve, par exemple, à la lecture de Mistral ou de Barrès.“

Besonders interessant ist die Motivierung: „Au delà de nos frontières se produisent des mouvements analogues: nous voyons les régimes centralistes partout menacés, et, dans *toute l'Europe, nous assistons à un réveil des nationalités et des races.*“

Die wichtigste aller bisherigen Veröffentlichungen aus dieser Sammlung ist J. Charles-Bruns „Le Régionalisme“, Paris 1911 — eine zusammenfassende Darstellung alles von dieser Bewegung Angestrebten und Erreichten. Nach nur zehnjährigem Bestehen der Fédération konnte der Verfasser seine Vorrede schon mit den Worten beginnen:

„Le régionalisme est à la mode . . . On ne compte plus les groupements, les revues, les journaux, les théâtres, les romans régionalistes. Par ailleurs, artistes et gens de goût qui regrettent le pittoresque de nos vieilles provinces françaises; politiques et philosophes qui déplorent le ralentissement de la vie locale, la paresse de l'initiative privée, le développement du fractionnarisme, l'ingérence constante de l'Etat dans nos affaires; économistes qui s'alarment de l'exode vers les grands centres ou de la médiocrité de notre outillage national; pédagogues qui réclament une plus intelligente adaptation de notre enseignement aux besoins de ceux qui le reçoivent; et, pour le faire court, tous ceux qui sentent la nécessité d'une réforme organique de la France, même s'ils n'emploient pas le mot, sont d'accord avec les régionalistes sur le fond des choses. Au malaise dont souffre le pays, les régionalistes apportent un remède, ou, plus exactement, la connaissance d'une hygiène: cela n'est pas négligeable.“

Im erſten Kapitel werden noch einmal, wie vor einem Generalſturm, alle die lange aufgeſammelten Anklagen gegen das Zentraliſationsſyſtem zu Hauf gebracht, das, wie auf dem politiſchen Gebiete die Kraft, ſo auf dem adminiſtrativen den Deſpotismus bedeutet; das die Revolutionen und Staatsſtreiche begünſtigt, dagegen die nationale Verteidigung lähmt; das, mit der Fernhaltung von den kommunalen und provinziellen Angelegenheiten, als der beſten Vorſchule für die nationalen, den Bürger um die rechte politiſche Ausbildung und den Staat um eine „Pflanzſchule von Kapazitäten“ bringt, das den Funktionarismus, das Überwuchern des Beamtentums, auf Koſten der natürlichen und produktiven Berufe befördert und ganz Frankreich zu einer großen Bureaukratie zu machen droht; das das Volk ſeiner Regierung ausliefert, die Bürger der eigenen Initiative, der perſönlichen Energie, des ſelbſtändigen

Denkens beraubt; durch die monströse Entwicklung der Hauptstadt eine Entvölkerung des Landes bewirkt und die dem Lande Entzogenen mit einem Steigen der Sterblichkeit und einem Sinken der Moralität bedroht; das den Unterricht, ohne jede Anlehnung an den Boden, auf dem er erteilt wird, schematisch einförmig gestaltet, die Literatur, die Kunst, selbst die Moden durch die ihnen auferlegte sklavische Nachahmung von Paris um alle Originalität bringt, ja schließlich ganz verarmen läßt und in jedem Falle dem Volke fernhält; das die ökonomischen Interessen der Einzelgebiete zum guten Teile den verständnislosen Voten des Gesamtparlamentes preisgibt, die Intervention des Staates selbst in rein lokalen Fragen wie der des Absatzes der Weinbauern in den Südprovinzen herbeiführt, den Syndikalismus, der, im regionalen Sinne gehandhabt, einen Organismus im Staatsleben bilden müßte, zentralistisch komprimiert zu einem Staat im Staate ausarten läßt; das endlich durch das ganz auf Paris zugeschnittene Eisenbahnsystem, durch die riesigen Warenhäuser, die Konzentration der Kapitalien und der großen Kreditinstitute in der Hauptstadt, die Verdrängung der bodenständigen gewerblichen und kunstgewerblichen Erzeugnisse der Provinzen durch die Pariser Artikel dem Handel, dem Gewerbe, der Industrie des Landes schwere Wunden schlägt.

Dies nur die Hauptpunkte dieses „formidable réquisitoire dressé par les régionalistes".

Das nächste Kapitel zeigt, wie, seit unter der Revolution und Napoleon die Zentralisation ihren Gipfelpunkt erreicht, mit der Restauration[1] die Gegenbewegung einsetzt, die dann seit einem Jahrhundert, wenn auch dem Charakter der ver-

[1] Hier ist es vornehmlich Royer-Collard, der schon den ganzen Umfang der Frage überschaut und alle Kraft daransetzt, ihr zu Leibe zu gehen. Seine berühmte Rede von 1824 findet sich im Wortlaut bei Viel-Castel, „Histoire de la Restauration" T. XIII. chap. 93.

schiedenen Regierungen entsprechend mehrfach durch Schwankungen unterbrochen, nie wieder ganz geruht hat. Die ernstlichsten Anstrengungen in der Richtung der Gesetzgebung sind unter dem zweiten Kaiserreiche gemacht worden, aber auch neuerdings ist ein, wenn auch langsames, stetiges Vorrücken des Dezentralisationsgedankens unverkennbar (vgl. a. a. O. p. 31 ss. und das Motto p. 27 aus Ch. Maurras' „L'Idée de la décentralisation").

Wir können die weiteren Abschnitte des Buches um so weniger mit gleicher Ausführlichkeit behandeln, als sich einerseits ihr Inhalt gleichsam von selbst durch die Umkehrung alles aus dem ersten Kapitel Aufgezählten ergibt, anderseits hier auch noch zu vieles problematisch und strittig erscheint. Beispielsweise wird es anscheinend den Vertretern der verschiedenen Richtungen des regionalistischen Gedankens sehr schwer, über die Gestalt jener ihnen vorschwebenden „Regionen", jener neuen territorialen Gliederungen, die ihnen die lebendigen historischen Gruppen und Organismen von einstens, die homogenen Gestaltungen der ehemaligen Provinzen neu verkörpern sollen, eine Einigung zu erzielen, da dem Plane einzelner unter ihnen, diese letzteren selbst kurzerhand neu zu beleben, doch gar zu große Schwierigkeiten entgegenstehen. Aber auf solche Einzelheiten kommt es auch hier zunächst gar nicht an: das so ungemein, ja einzigartig Wichtige dieser ganzen Vorgänge besteht darin, daß der Gedanke des Vaterlandes im kleinen, als notwendiger Vorstufe des großen Vaterlandes, wieder mächtigen Boden im französischen Volke zu fassen beginnt; daß, was früher einzelne Anläufe, jetzt eine geschlossene, dauernde, wohlorganisierte Bewegung geworden ist, daß nicht mehr nur politische Theoretiker, sondern Praktiker, Volksmänner im besten Sinne, nationale Denker und Dichter (man denke an Mistral!) diese Bewegung in die Hand genommen haben, die letzten Endes auf nichts Geringeres hinausläuft, als unter er-

weiternder Anknüpfung an alles, was von örtlichen Organen und nichtzentralisierten Funktionen im Leben Frankreichs sich noch findet, systematisch das Werk der Revolution von 1789 rückgängig zu machen, eine regionale Einteilung an die Stelle der departementalen zu schieben, neue Ländergruppen „auf den durch ein Jahrhundert bourgeoishaften Individualismus aufgehäuften Ruinen aufzuführen". (Charles-Brun p. 81. 91 ss. 108 ss.)[1]

Sowohl in einer solchen Rückauflehnung gegen den öden, brutalen, schematischen Geist eines irregeleiteten Doktrinarismus, der sich in der großen Revolution an den kostbarsten Eigengütern und historischen Erinnerungen des französischen Volkes verständnislos vergriff, wie auch vollends in gewissen Gedankengängen, die sie im Gefolge gehabt hat, würde Gobineau sich selbst wiedergefunden haben, wie denn überhaupt die meisten und die bedeutendsten der heutigen Regionalisten — wenn auch vielfach unbewußt oder doch uneingestanden — sich zu seinen Ideen bekennen. So hat unter anderem Barrès in einer später in Buchform („Les lézardes de la maison", Paris 1904) erneuerten Artikelreihe der Patrie und des Gaulois dargetan, wie das Überwiegen der Méridionaux und demzufolge der Mangel jenes Gleichgewichts, das eben der Regionalismus herstellen will, die nationale Einheit schwer gefährden; und andere sind nach ihm in ähnlicher Weise dem Norden beigesprungen.

Aber auch an dem Geiste, der nun hinwiederum diese mutige Schar beseelt, hätte Gobineau seine Freude haben können.

[1] Ein charakteristisches Symptom ist auch der Umstand, daß seit einigen Jahren die alten Provinzen einen unverhältnismäßig großen Raum in der Universitätsliteratur wie auch in einzelnen wissenschaftlichen Zeitschriften, wie der Revue de synthèse historique und den Annales de géographie, einnehmen; Charles-Brun zählt p. 57 eine große Anzahl solcher „Regionalmonographien" auf.

Nicht mit Unrecht wird in den Schlußbetrachtungen des Buches, das uns hier beschäftigt, von dem Regionalismus als einer Art neuem Glauben gesprochen, der einen wunderbaren Enthusiasmus erwecke, weil er sich an einige der tiefsten Gefühle der menschlichen Seele wende oder vielmehr weil er unser ganzes Empfindungsleben erneuern und ihm die Richtung geben wolle.

Man sieht: es geht darum, ob es in Frankreich noch Volkstum, noch Heimat geben soll. Damit aber geht es um Leben oder Tod, wenn anders hierbei das wahre, das innere Leben des Franzosentums, seine schöpferischen Kräfte und Möglichkeiten in Frage stehen. Zwar, die Enkel der Männer von 1789, die heute noch das Ruder in Händen und die Massen hinter sich haben, werden dies niemals zugeben. Aber es will doch etwas besagen, wenn eine immer wachsende Kerntruppe von Franzosen alten Schlages sich zu einem Worte wie dieses bekennt (p. 218): „Cette France dissociée et décérébrée que nous montra M. Maurice Barrès, n'a plus que cette carte à jouer contre l'effacement dont les prophètes de mauvais augure la menacent."

II. Literariſch-Kritiſches.

Auf das oben S. 159 über die Überſchriften und die Orthographie Geſagte ſei hier mit dem Bemerken verwieſen, daß es für die literariſch-kritiſchen genau ſo wie für die politiſchen Arbeiten Gobineaus aus jener Zeit gilt.

La Revue Nouvelle, T. III. p. 103.

Une littérature nouvelle est-elle possible?

Certes, il n'importe que médiocrement de convertir les esprits rebelles; aussi n'est-ce pas à l'adresse de ces misanthropes que sont envoyées ces pages, mais à celle de tant de jeunes esprits que le doute tourmente et dont la foi peut avoir besoin d'être soutenue. Les croyants religieux et politiques ont des heures de fatigue, où les plus ridicules clameurs les frappent douloureusement, les font hésiter et parfois les abattent. Il en est de même des croyants littéraires; si forte que puisse être la confiance, si attachée qu'elle soit à un cœur, la confiance est toujours une sorte de divinité ailée et voilée qui va et qui vient, prête sans cesse à se dérober et qui ne se laisse pas assez reconnaître pour qu'on puisse être bien sûr de ne pas la confondre avec la présomption. Venir en aide à celui qui lutte pour la retenir ne saurait donc être une tâche inutile ou ingrate et quoique je sois sans nulle autorité, un des derniers parmi

ceux qui tiennent la plume, il m'a paru qu'en essayant d'exposer les raisons de ma foi, je ne pouvais manquer de venir en aide à quelques frères inconnus, et partant de rencontrer de la sympathie dans des imaginations qui croient, sans s'être encore exposé à elles-mêmes les motifs et les preuves de leur croyance.

*

Ib. p. 112.

Les anciens apprennent à peindre, non les habits, mais le personnage, mais l'homme; et les aspects que présente la nature humaine sont inépuisables; nul poète, si grand soit-il, ne peut les envahir et les posséder à jamais. Rien n'est donc plus sage que de se mettre à la suite des illustres auteurs d'Athènes, pour reproduire sans relâche la nature de l'homme; et de croire, en ce qu'ils nous disent par leurs œuvres, que la beauté suprême, comme la diversité, réside surtout dans l'homme, que toutes les modifications des temps, des mœurs, du culte, n'ajoutent à cette beauté ni n'en retranchent; que, pour l'art, l'homme ne cessera jamais d'être neuf, et que, comme tel, il est éternellement beau.

*

Ib. p. 128.

Comme les Romains de l'Empire, nous avons fait un juste retour vers nos origines; nous nous sommes vivement préoccupés de rendre justice aux vertus qui distinguaient le langage de nos pères, vertus que, dans leurs doctes visées, les hommes du dix-huitième siècle n'avaient pas pour mission de reconnaître. Il s'agit pour nous désormais d'étudier, beaucoup moins les langues étrangères que notre propre idiome; cultivons notre sol et renonçons, sous ce rapport, aux richesses exotiques. Qui sait ce que nous allons moissonner? L'espoir peut se donner carrière. Ce

qui est indispensable surtout, c'est d'apporter dans nos travaux de la prudence et une réserve bien calculée; autrement dit, de rester fidèles à la langue qui se parle autour de nous. Un archaïsme encore français produit à coup sûr un effet heureux; mais un archaïsme qui sent son dictionnaire, ou qui sort maladroitement d'un vieux livre sans pouvoir se faire reconnaître gâte une phrase, en lui enlevant cette limpidité que nous, Français, nous avons raison de regarder comme une des premières conditions du beau. S'il faut s'appuyer de mémorables exemples, on peut ajouter que les Grecs surent manier avec bonheur les emprunts faits à l'ancienne langue et aux différents dialectes. Ainsi les poètes épiques, par l'emploi des formes ioniennes, se donnaient l'avantage de faire planer sur leur œuvre l'ombre respectée du vieil Homère lui-même; tandis que les dramaturges athéniens, introduisant dans les chœurs tragiques la prononciation large et pesante du dorien, donnaient à leurs chants plus de force, d'ampleur et de majesté.

Les romantiques ont indiqué ce que nous avons à faire; la tâche de la génération actuelle est donc facile, il ne s'agit que de suivre des traces récentes. La langue que nous recevons de nos devanciers est différente de celle qu'employa Voltaire; mais elle n'a pas moins de charmes et elle possède plus de ressources.

*

Ib. p. 130 ss.

Jamais le Français n'eut plus de richesses, jamais il n'eut plus de variété: capricieux et énergique sous la plume de M. Victor Hugo, clair et précis avec M. Mérimée, ardent et élevé quand M. de Lamennais le fait parler, prompt à créer la langueur, à ravir l'oreille dans les vers de M. de Lamartine, quels trésors on nous a légués! Et s'il fallait descendre aux particularités, je dirais que, de tout ce qu'ont

écrit du même style les écrivains des autres époques, je ne vois rien qui se puisse comparer à certaines descriptions, à des volumes entiers de George Sand.

L'énervement public, la chute des autels littéraires, la décadence du langage, je suis allé toucher tous ces spectres armés pour nous faire fuir; l'impression qui m'en reste, c'est que ce sont des armures vides. Dans ma confiance et dans ma joie, je m'arrête à considérer dans son ensemble cette admirable littérature française depuis les premiers travaux qui l'ont illustrée jusqu'aux productions des hommes qui vivent aujourd'hui, et je ne puis assez exprimer, à mon sens, combien je la trouve supérieure à toutes les autres littératures de l'Europe moderne. Je sais, sans doute, que les autres peuples ont eu, ça et là, des poètes plus éminents peut-être que nos plus élevés, l'auteur du *Misanthrope* excepté toutefois; mais aucune nation ne saurait présenter une compagnie aussi nombreuse de grands écrivains. Poètes et prosateurs, romanciers, philosophes, prédicateurs, historiens, rien ne nous manque; et chacun de nos grands hommes, en continuant le mouvement donné à la France depuis le quinzième siècle, fait pour lui-même une nouvelle conquête, résultat des précédentes victoires. Tout s'enchaîne, tout se complète. On sent, à l'idée de ce superbe travail, s'élever dans la pensée l'image d'un majestueux édifice dont les vastes fronts présentent de longues colonnades pompeusement alignées, dont les murs sont ornés de basreliefs splendides, dont les toits élevés lancent des girouettes mobiles jusque dans les nues; que des chênes, des ormes, des tilleuls, des marronniers séculaires entourent; que des plaines de fleurs parfument, et dont les fondations de marbre sont baignées par les eaux profondes, claires, vivaces, de douves immenses. A l'intérieur de ce palais, que de galeries, que de salles, que de chambres où la richesse des matières

s'humilie devant la perfection des ornements! Que de tableaux exquis, que de statues charmantes! Et avant tout, comme on est frappé de l'intelligente distribution qui empêche ce lieu de délices de devenir un dédale! Et pourtant, au milieu de tant de magnificences, il se peut que cette merveille, plus belle que Versailles, car un siècle de plus lui a prodigué ses dons, ne possède pas un vase qui se puisse comparer à celui du musée Barberin, un tableau qui ne soit inférieur au chef-d'œuvre de la galérie de Dresde; ou bien il se peut encore que la plus élégante de ses colonnades soit au-dessous du mérite de telle autre que possède Florence ou Venise; je le veux. Mais combien nous serions fous de ne pas nous consoler de ces petites infériorités de détails! Que Dresde garde son tableau, Londres son vase de Portland, Florence ou Venise la colonnade sans rivale, notre palais est et demeurera sans pair; et la littérature française qui n'a point d'Arioste, de Shakespeare, de Cervantes, de Goethe, ne cessera jamais de s'imposer aux nations étrangères, de dominer sur toutes les littératures par l'abondance, la variété et l'enchaînement de ses chefs-d'œuvre.

Le beau palais, le grand monument a besoin de nos efforts, car il n'est pas achevé, et ne le sera pas tant que l'on rimera, tant que l'on écrira en français; il faut que chaque âge ajoute une aile à ses glorieuses constructions. A notre tour, aujourd'hui, de soutenir sa gloire!

*

Ib. p. 138.

Je me suis posé, avec bien d'autres esprits contemporains, cette question intéressante: Une littérature nouvelle est-elle possible? Et, après réflexion, j'ai cru pouvoir me répondre, d'une manière affirmative: oui, une littérature

nouvelle est possible; tous les arguments qu'on apporte pour le nier manquent de justesse, et la poésie et les poètes peuvent respirer l'air de notre époque et bien vivre parmi nous. D'ailleurs, à considérer les choses dans un sens absolu, quelle époque a donc manqué de poésie, et d'une poésie qui lui fût personnelle? et non seulement de poésie, mais encore d'histoire, de philosophie, de littérature dans tous les sens du mot? Qu'on interroge le moyen-âge, et aussitôt des voix vénérables, des voix charmantes s'élèveront de son sein pour répondre. Si donc, à ces époques malheureuses, où le bras pouvait plus que l'esprit, la muse ne s'est pas envolée de la terre, pourquoi nous fuirait-elle aujourd'hui que l'intelligence est partout honorée et que les livres, si rares dans le palais du sage Charlemagne, se retrouvent sur l'établi du plus pauvre ouvrier? Mais ce n'est pas assez que la muse nous reste ainsi fidèle: une littérature est possible, mais non pas à la condition de répéter humblement ce que d'autres plumes ont écrit; il faut qu'elle soit nouvelle, que l'esprit qui l'anime soit nouveau, parce que tout, dans ce monde qui l'entoure, change désormais de forme, et qu'elle doit être en accord avec tout. A une génération de dégoûtés succède un peuple laborieux. Tout travaille, tout vit, tout crée. On a dit, il y a quelques années, que nous étions au crépuscule. Le grand poète qui a proféré cette maxime a suspendu, il est vrai, le vol de sa pensée, et, faisant un retour sur lui-même, s'est demandé: Est-ce le crépuscule du soir ou celui du matin? C'est celui du matin, peuvent répondre aujourd'hui bien des voix; du matin, pour tout ce qui est jeune et qui porte l'empreinte de l'ère actuelle; mais, il ne faut pas le nier, l'air piquant du matin est mortel pour les vieilles choses. S'affliger sur des tombes, c'est un devoir pieux, sans doute, et qu'il est bon d'avoir

rempli: mais il ne convient pas que ces soins religieux détournent du travail et empêchent de creuser les nouvelles mines pour trouver l'or. Que des bras habiles s'emparent donc de la lyre et essaient de la caresser: la lyre ne restera pas muette; ses cordes ne se briseront pas sous des mains empressées, sous des mains savantes, sous des mains frémissantes de jeunesse et d'enthousiasme: et ici commenceront, pour être écoutés de la multitude, des chants que les siècles passés n'ont jamais entendus.

La Revue Nouvelle, T. IV. p. 98.

Des buts techniques de la littérature.

A notre époque, et dans tout autre temps de civilisation semblable, l'art se trouve avoir à satisfaire à de grandes exigences; les besoins auxquels il lui faut répondre, sont multipliés à l'infini, et peut-être ne trouve-t-il plus à la hauteur de son rôle les moyens d'action et surtout les expressions conventionelles dont il a conservé l'usage. Il lui faut encore parer à un autre désavantage: c'est que lui, autrefois suprême expression de toutes les idées puissantes, il se trouve désormais en face de certaines forces nées de l'intelligence, et qui cherchent leur expression partout ailleurs qu'en lui, les unes avec raison, les autres sans un droit certain. Je crois pouvoir en conclure que les artistes contemporains se voient dans la nécessité de posséder une autorité de raison beaucoup plus considérable qu'il ne fut nécessaire à leurs devanciers. Leur terrain embarrassé de richesses, leur cerveau rempli de souvenirs et d'une érudition indispensable, mais parfois bien décourageante, voilà d'où naissent pour eux mille hésitations jadis inconnues. Dans les temps moins savants que le

nôtre, l'intelligence a du moins devant elle une étendue et le grand jour; mais pour nous, il semblerait que l'arbre de la science, entrecroisant ses feuilles et ses fruits, nous dérobe la clarté; il semblerait que nous voyageons dans des vallées profondes, et il nous faut longtemps dépouiller l'arbre et longtemps marcher avant d'apercevoir un horizon. Mais, peu importe, le difficile ne fait que ressembler à l'impossible; il ne l'est pas. Cependant il faut bien lui rendre hommage, et c'est pour cela qu'il est nécessaire de ne pas s'avancer à l'étourdie dans les chemins ardus de l'esprit. Les obstacles ayant grandi et augmenté de nombre, il faut que les labeurs grandissent et augmentent de même; et beaucoup de questions, qui semblaient aux artistes d'autrefois n'être que des recherches de pure curiosité et presque puériles, sont devenues singulièrement intéressantes, et peut-être leur solution est-elle, pour maint artiste en particulier, d'une importance toute majeure.

*

Ib. p. 125.

Dans un siècle positif comme le nôtre, le poète ne peut que gagner à être positif, lui aussi; car, destiné à idéaliser son temps, c'est bien le moins qu'il le comprenne. Pour un poète, être positif, c'est savoir se juger, ainsi que le milieu dans lequel il vit. La grande maxime, se connaître soi-même, n'a jamais été plus recommandable que de notre temps; nous sommes dans l'âge de la critique, a dit Madame de Staël après Kant; c'est bien le moins que cette critique s'applique à la connaissance des forces humaines et à celle de la nature. Ce qu'on entend par un travail naïf, un travail qui s'ignore, et qui, procédant d'instinct, arrive d'à peu près en à peu près à une belle production, à un ensemble rationnel, me semble une des

plus folles idées que le cerveau ait jamais pu concevoir, et cependant beaucoup d'auteurs ont été assez malheureux pour l'accepter et pour nous en étaler les résultats. Non, l'écrivain doit savoir ce qu'il fait, comment il le fait et pourquoi il le fait. La réponse à ces questions toutes vitales ne se trouve que dans l'art lui-même, dans les raisons de son existence: c'est là que l'artiste doit s'efforcer d'aller la chercher, et ses plus puissants efforts doivent être dirigés dans ce sens.

La Revue Nouvelle, T. VI. p. 626 ss.

Les œuvres de M. Vitet.

Une fantaisie singulière et dont la cause n'est pas facile à démêler, a presque toujours possédé l'esprit des hommes; c'est l'amour du *vieux*. Loin de moi la pensée de vouloir ici déclamer avec irrévérence contre ces vénérables êtres, ces vénérables choses, jeunes autrefois, aujourd'hui caduques; il n'est pas besoin d'être Spartiate et d'avoir encore dans la mémoire l'image redoutable de l'autel ortygien et de ses verges, pour comprendre la nécessité, la beauté de cette récompense accordée à ce qui a vécu avant vous. Mais, sans risquer de tomber sous l'anathème, on peut, je crois, se permettre quelques observations, timides même, si l'on veut, contre l'exagération où cette doctrine excellente a presque toujours été portée.

N'est-ce pas un digne sujet d'étonnement que de voir, dans l'histoire du monde, les vieillards réclamer avec hauteur les mêmes adorations que le génie et cela pour s'empresser de rendre à leurs pères ces hommages, non sans déverser de grands mépris ou du moins une dédaigneuse compassion sur l'âge malheureux qui les suit et

les encense? N'est-il pas étrange de voir chaque génération déplorer ce qu'elle voit faire pas ses successeurs et regretter avec amertume la majestueuse ignorance du passé, et s'admirer soi-même pour savoir moins que ses fils? Si bien que les contemporains de Sophocle, les sages s'entend, pleurent bien haut la perte malheureuse du chariot de Thespis, opposent avec dédain les costumes somptueux, le bien dire, l'art raffiné des comédiens de la chorégie, aux acteurs barbouillés de lie et balbutiants des premiers âges, absolument comme les Hébreux du temps de Joseph, fils de Jacob, déploraient déjà, sans doute, la décadence du genre humain, en s'apercevant qu'ils se civilisaient et n'étaient plus à ces jours heureux où le vorace Ésaü se laissait enlever ses droits par la finasserie rustique de son frère.

Je sais bien comment on peut expliquer (car tout s'explique) cette préférence continuelle accordée à ce qui a été sur ce qui est; on peut dire que le présent n'étant jamais parfait, l'homme rêve constamment un mieux, et que ce mieux, il croit l'avoir déjà possédé. Aussi invente-t-il toutes sortes de systèmes pour établir qu'il était jadis très-bon et très-heureux; sans parler du paradis, on peut citer *l'homme primitif* de Rousseau.

*

Ib. p. 633.

Ce qui semble préoccuper cet écrivain, c'est l'étude du fait, et le rendu aussi net, aussi approchant que possible de la réalité humaine. Tandis que les classiques, héritiers maladroits des doctrines ou plutôt des convenances antiques, s'amusent à créer des héros doués d'une seule passion, sans cesse semblable à elle-même, car il ne faut pas s'écarter des types; tandis que les romantiques, écheve-

lant la liberté, poussent la peinture des passions jusqu'à une crudité aussi virulente qu'elle est peu vraie, et qu'imitant les procédés de Caravage, ils exagèrent les ombres pour exagérer les lumières, M. Vitet se contente de prendre les hommes avec tous les intérêts dont la constante vibration anime leur âme et les mouvements vrais que les émotions fortes leur donnent. Il n'éclaire pas ses tableaux d'une manière bizarre; il accepte la lumière comme il plaît à la nature de la distribuer et ne consent à rien outrer. En un mot, observateur curieux, zélé, obstiné de tout ce que la vie fait passer devant ses yeux de tableaux divers, de tout ce que l'histoire lui raconte, de tout ce que l'expérience du passé lui offre de leçons, il se demande avant que d'écrire comment il voit, et, ne jurant sur la parole d'aucun maître avant d'avoir éprouvé la bonté du précepte, il repousse avec énergie cette idole de toutes les factions littéraires, la manière.

*

Ib. p. 634.

Sa science, en effet, est vaste et embrasse tout ce qui peut intéresser les travaux d'un artiste, tout ce qui peut tenir place dans ses préoccupations. M. Vitet n'a pas seulement lu, il a fouillé les vieux livres, et l'histoire, et les origines de bien des choses; et dans ces mines ténébreuses d'où plusieurs ne savent extraire que le minérai assez grossier de l'érudition, il a trouvé du minérai, sans doute, mais aussi, ce qui vaut mieux, le métal natif qu'il allait chercher. La musique, la peinture, la critique littéraire, l'archéologie, l'architecture ont été tout à la fois pour lui les objets d'études profondes et aimées. Sur tous ces points du travail humain il a tenu à dire son mot; il a recherché les faits, il a éprouvé la valeur des théories, il

a reconnu pour ce qu'elle valait la pompe de bien des affirmations, et, sans porter une main téméraire sur des réputations noblement établies, il a fait avec indépendance la part du bien et du mal dans les différents génies qui ont présidé au développement des arts. Puis ses œuvres d'imagination sont venues, œuvres telles qu'on devait les attendre d'un esprit sévère qui s'était dès l'abord réfugié dans l'étude contre les allèchements des fausses opinions; l'histoire lui en a fourni l'étoffe, la connaissance de l'homme tous les développements; et quand nous en viendrons à examiner les *États de Blois* et les *Barricades*, on aura peu de peine à reconnaître avec quel soin les caractères des personnages sont étudiés, non seulement d'après le mannequin fourni par les chroniques, mais encore d'après les hommes véritables, les humeurs correspondantes qui vivent aujourd'hui et que l'auteur a pu reconnaître dans le monde et dans les rues. Et puis vient l'histoire réelle, vraie, traitée dans ce même goût de réalité si particulier à M. Vitet, et qu'on trouve si peu souvent. Car après tout, qu'est-ce que l'histoire si ce n'est un thème donné aux convictions particulières, aux théories, aux caprices d'un écrivain? Plutarque avec ses phrases pompeuses et ses grands hommes de convention n'est pas le seul romancier qui ait habillé à sa manière les gens qu'il osait peindre; Tacite, dans un autre genre, ne s'est probablement guère plus soucié de découper la silhouette exacte de ses pauvres tyrans; les historiens qu'on pourrait appeler matérialistes sont aussi peu communs que les poètes du même goût, et le *scribitur ad narrandum* plus rare encore lorsqu'il s'agit de parler du passé que lorsqu'on puise simplement dans l'imagination les éléments de son œuvre.

*

Ib. p. 652 ss.

Dans un livre plein de chaleur, d'animation, de vérité, nous avons toute l'histoire de cette brûlante époque et l'histoire animée. Il est peu de lectures plus attachantes, et pour dire un très grand mot, plus amusantes. La juste renommée de M. Vitet comme écrivain est fondée surtout sur ce livre, qui est de ceux qui se lisent et se liront longtemps. A part l'intérêt du sujet et le talent d'écrivain que l'on y trouve, le principal mérite m'en semble résider dans cette qualité dont j'ai fait l'éloge au début de cet article, dans la jeunesse d'esprit qui y règne. M. Vitet a vu là, au milieu de ces grands mouvements de la Ligue, des hommes mus violemment par des passions, et il s'est bien gardé de nous étaler de splendides machines mises en action par des principes.

Le Commerce N° 275. 1 octobre 1844.

(Über Alfred de Musset.)

Si nous considérons la société actuelle, nous y voyons une activité, une soif du travail, une prédominance de l'ambition qui n'a rien de commun avec les rêveuses souffrances des inutiles qu'on s'est obstiné si longtemps à faire poser devant nous. La politique et l'industrie, et les arts et la littérature elle-même entraînent dans leur orbite la partie la plus notable des hommes de nos jours; et quant à ceux dont la fortune suffit à entretenir une vie oisive, ils sont moins portés que tous les autres aux jouissances de l'humeur noire; les petits soupers et les plaisirs britanniques les absorbent trop complètement pour qu'ils aient le loisir de se faire les mille questions assez peu nouvelles dont la recherche occupe uniquement les sublimes personnages que nous critiquons. Loin d'admettre donc que les méditations

nuageuses soient de nos jours, nous prétendons qu'elles leur appartiennent moins qu'à tout autre temps, et non seulement nous avouons n'avoir jamais rencontré d'homme semblable à Octave, mais nous soutenons qu'il n'y en a point; et l'auteur des *Confessions d'un enfant du siècle* a presque reconnu cette vérité, aussi bien que tous les écrivains de son école; car l'objet principal de leur satire, c'est l'activité du monde au milieu duquel leurs créations se sentent dépaysées, et, à franchement parler, impossibles. Que peut valoir, en effet, à une époque laborieuse comme la nôtre, un idéal dont le dernier mot est l'impuissance, un personnage qui tire toute sa valeur de sa nullité, et dont le suprême mérite est de n'être propre à rien? Si nous en croyons les maîtres de tous les temps, ces écrivains à qui jamais la pensée n'est venue de mépriser l'activité des citoyens d'Athènes, des habitants de Ferrare ou de Florence, une nature oisive et constamment pâmée n'est pas plus belle dans l'art que dans la nature.

Le Commerce 1844. N° 303.

(Über den Feuilletonroman.)

Aujourd'hui, le nombre des lecteurs s'est démesurément augmenté. Tout le monde lit et veut lire beaucoup; nous ne pouvons dire si le berger de nos Pyrénées, en gardant ses chèvres, en est déjà arrivé là, mais il y viendra sans nul doute, et en tous cas, nous sommes persuadés que si l'envie nous prenait de descendre dans l'échoppe du dernier artisan parisien pour y raisonner sur le *Juif errant*, nous trouverions à qui parler. Cette soif de lecture n'a pas pour seul mobile une inerte curiosité; bien certainement c'est le désir d'apprendre qui se cache là-dessous; le désir

d'apprendre et le besoin non moins vif de poursuivre la confirmation des idées qui préoccupent aujourd'hui la masse de notre population. Voici donc une multitude altérée qui demande à savoir, qui veut connaître. Mais on ne saurait s'attendre à lui trouver la patience nécessaire pour accepter les dégoûts des premiers pas. Ce monde illettré n'a pas de discipline; il ne saurait consentir à planter le gland de l'arbre de science, à l'arroser, à le voir devenir plante; ces gens pressés ne peuvent pas attendre la poussée des feuilles et la maturité des fruits. Ils prétendent aux fruits; mais il faut qu'ils les aient sur l'heure même. Les gros livres les effaroucheraient s'ils savaient comme on les nomme; s'ils savaient où les trouver. Machiavel serait inexplicable pour eux, Bossuet serait trop beau, Tacite est trop vieux. Tous ces grands écrivains sont trop rébarbatifs pour que le premier venu les aborde. A des lecteurs enfants, des livres d'enfants conviennent seuls. Il faut que la science présentée à ces esprits neufs et inattentifs, soit étendue d'une certaine dose de fiction; que cette fiction ne soit pas même trop savamment conçue; des estomacs jeunes ne sauraient digérer le pain des forts, et ce que les imaginations faites trouvent insipide et nauséabond est précisément ce qui convient à la masse du public, dans l'état actuel de ses connaissances.

Aussi l'on peut dire que les romanciers de nos jours sont les *Berquins* de la majorité des Français, et que la manière dont ils apprêtent l'histoire, la politique, la théologie, la littérature, est presque la seule propre au goût actuel de leurs élèves. Nous savons, à merveille, tous les inconvénients qui ressortent d'une semblable méthode. L'histoire martyrisée tombe au-dessous de la fable; les questions les plus graves, sottement travesties, empreignent de grotesques conclusions dans plus d'un esprit sans défiance.

Rien n'est plus vrai. Mais, tous, tant que nous sommes, voyons-nous aujourd'hui Jules-César et Scipion l'Africain comme nos premiers maîtres nous les donnaient? Pouvons-nous réprimer un sourire en entendant quelque vieux régent d'école s'expliquer sur Caton d'Utique, et Octave est-il, pour nous, aussi Auguste qu'on voulait bien nous le faire croire? Certes, non; mais pour arriver à une appréciation plus exacte des choses, nous avons dû passer par bien des niaiseries. Pourquoi l'éducation d'un peuple ne serait-elle pas soumise aux mêmes nécessités fâcheuses que celle d'un individu? Ajoutez à cela qu'un peuple sur les bancs est un enfant très volontaire qui jette le livre lorsque le sujet devient trop grave, et que l'ennui en sort. Le roman-feuilleton joue donc, en quelque sorte, à ce moment de notre existence sociale, le rôle d'un abécédaire perfectionné et orné d'images en taille douce. Il viendra un jour, peut-être, où l'éducation s'achèvera; alors ces livres élémentaires seront rejetés avec mépris; on ne déplorera plus leurs défauts, parce qu'on n'aura plus besoin de leurs qualités, et ils auront rempli leur office qui était d'initier doucement au monde des idées une foule jusque là profane, et devenue avide probablement d'entrer plus avant dans le temple, et d'arriver au véritable sanctuaire.

Le Commerce 1844. N° 303.

(Über Balzac.)

M. de Balzac, avec ses erreurs, avec le bagage malheureux d'Horace de Saint-Aubin, n'en reste pas moins une des plus grandes organisations de ce temps-ci, et nous ne serions point surpris que la postérité en fît quelque jour le type même de l'auteur de romans. Cette *Comédie humaine*,

comme il la nomme, ce drame *à cent actes divers*, souvent au-dessous du médiocre, n'en a pas moins des richesses inouïes, des peintures du plus grand prix, des études de caractère comme on n'en trouve point ailleurs. Richardson, Fielding ne sont pas plus fins observateurs de la nature, et leur main puissante n'a pas saisi le *vrai* avec plus d'autorité que l'auteur d'*Eugénie Grandet* n'a su le faire. Lorsque M. de Balzac arrête sur le trottoir de quelque rue étroite et boueuse, un usurier, une fille à parure équivoque, un petit rentier, un recors, un marchand, il a pour nous représenter, pour nous détailler sa créature, une verve, une certitude de trait qui saisit l'esprit et le cloue au récit du conteur. Ce n'est pas seulement aux choses de la vie commune que s'étend le talent du romancier; les gentilshommes de campagne, les prêtres, les gens du monde, les femmes même sortent, la plupart du temps, admirables de vérité du cerveau du conteur. Avec rien, il fait un livre et un livre qui ne se quitte plus qu'on ne l'ait achevé. Des transes d'un négociant en faillite, il sait tirer deux volumes remplis d'un intérêt magique, et l'on s'incline devant le talent qui peut vous attacher si puissamment à la destinée d'un César Birotteau. Mais précisément parce que M. de Balzac fait tout de rien, quand il veut faire quelquechose de quelquechose, il n'est plus aussi heureux.

Le Commerce N° 14. 14 janvier 1845.

(Über Stendhal.)

M. Beyle peut être considéré comme membre de ce groupe d'écrivains très notables, très considérables, auxquels M. de Balzac et M. Mérimée appartiennent aussi. Comme M. de Balzac, Stendhal aime à donner à ses récits

un air de vérité matérielle que l'auteur du *Père Goriot* sait trouver à merveille, et qui produit une sensation si vive sur l'esprit du lecteur. Comme M. Mérimée, Stendhal aime aussi à faire poser la nature; mais il n'agit pas d'aussi bonne foi avec elle, et comme le cadre qu'il emploie constamment est plus large que celui des nouvelles de l'auteur de *Colomba*, il reproduit les faits avec un caractère d'idéalité auquel M. Mérimée ne s'est pas attaché. Enfin, M. Beyle est un romancier, sinon philosophe, au moins observateur, plutôt que poète, et les qualités de son style, comme celles de son esprit, vont plus directement à l'intelligence qu'au cœur. C'est peut-être là, après tout, la plus grande cause du peu de popularité que son nom a conquis jusqu'à ce jour; mais, en même temps, c'est une raison de plus pour que la critique se fasse un devoir de préconiser un écrivain qui sait parler d'une manière si puissante à la portion de nous-mêmes, qui est la plus difficile à émouvoir et à frapper de sympathie.

*

Parlons de la *Chartreuse de Parme*. Nous l'avons dit plus haut. Entre le livre que nous quittons et celui que nous allons prendre, plusieurs autres sont échelonnés. Remarquables pour la plupart, et tous intéressants à connaître, ils ne sont pas tels cependant que nous leur devions une analyse particulière. Ce que nous en pourrons dire, nous l'avons touché déjà, ou bien la *Chartreuse de Parme* va nous donner occasion de l'amener. Ce livre est peut-être un des romans les plus remarquables de cette époque-ci, et lorsque nous le prenons dans nos mains, nous ressentons la joie de toucher une de ces œuvres qui donnent tort de la manière la plus éclatante aux détracteurs du temps présent. Par sa fable, la *Chartreuse de Parme* appartient

aux productions de la famille de *Gil Blas*, non pas que ce soit une suite de scènes aussi détachées les unes des autres, ni que les personnages épisodiques y abondent autant, mais le mouvement général s'en rapproche, et le but en est le même; c'est l'état d'une société et d'une époque que Stendhal a prétendu nous faire connaître. Après cela, le *Marchesino* Fabrice del Dongo n'a nul rapport avec le fils besoigneux et adroit du pauvre écuyer de Santillanne.

La Quotidienne, 21 septembre 1845.

Revue littéraire: Antonio Perez et Philippe II,

par *M. Mignet.*

Le style qu'on appelle d'ordinaire académique est certainement, dans son origine, provenu d'une convention des plus respectables, et à voir les excellents principes sur lesquels il s'appuie, on devrait le croire destiné à nous donner des merveilles. Il a pour base cette vérité frappante que la dignité de la pensée unie à la sévère beauté de la composition et à la régularité parfaite du langage est, en littérature, une combinaison supérieure à toute autre, et lorsqu'en effet, un écrivain parvient à remplir des conditions si difficiles, il semble que rien ne s'oppose à ce que l'œuvre ainsi produite soit souverainement belle. C'est une illusion; les grandes et suprêmes qualités que je viens d'énumérer sont bien, sans doute, de la plus haute importance dans la création d'un livre, mais si elles ne sont pas animées, avivées par un certain souffle de liberté, par une certaine franchise d'allures, par quelquechose de jeune et d'imprévu, elles demeurent bien impuissantes, hélas! et ne suffisent à charmer personne. Par malheur, la vivacité et

l'abondance du style sont bannies à peu près systématiquement des écrits académiques; il en résulte par toute leur contexture une grande et languissante froideur, et ce n'est pas encore là le plus grand mal. La théorie qui mène à de pareilles œuvres est tellement ardue, qu'il est bien peu d'exemples du succès et en visant si haut la plupart des auteurs n'ont pu atteindre qu'au triste voisin du sublime. Au lieu de la dignité, la boursoufflure, au lieu de la beauté, la raideur; en place d'un langage sagement régulier, un assemblage de mots prudes et incolores. C'est là ce qui, chez tous les peuples de l'Europe, a rendu si impopulaire le système littéraire des Académies, et loin de porter le moindre respect à des doctrines divinisées par leurs partisans, on n'a jamais eu de peine à démontrer, quand on l'a voulu, que l'application en était aussi éloignée des beaux modèles antiques que de la sympathie commune. On cite encore, à la vérité, quelques rares monuments de cette forme de l'art; les savants les connaissent, le public les lit peu, et quant à la foule des historiens, des poètes ou des panégyristes qui pensent y avoir trouvé un refuge contre leur impuissance native, il est fort à douter que leur gloire s'étende jamais hors du cercle de quelques salons amis et réussisse à glacer chez nous la verve poétique. Ce n'est donc pas contre des écrivains aussi inoffensifs qu'il peut être à propos de batailler; une fois reconnus pour faire partie de la docte phalange, les auteurs ne peuvent, en bonne équité, être poursuivis par la critique; ils ont droit à savourer en paix de trop innocentes joies. Tout ce qui m'importe ici, c'est donc de rechercher dans quels rapports M. Mignet se trouve avec l'intérêt public.

*

M. Mignet est le plus académicien de tous les Français, d'abord par les fonctions hautes et variées qu'il remplit à l'Institut, ensuite par la nature de son esprit, qui n'est guères qu'un composé d'éléments académiques. Lorsqu'on ouvre un livre de cet écrivain, on se trouve tout-à-coup transporté dans une atmosphère officielle, on chemine entre des phrases lourdes et épaisses, symmétriquement coupées, artistement alignées, et toutes d'une hauteur égale. On se croit transporté dans une de ces habitations royales, dont l'abord commande le respect, mais dont l'intérieur est si froid, dont les murs sont si nus et les salles si vides, que le respect disparaît bientôt et fait place à un sentiment qui ressemble à l'ennui. De l'avis des gens qui sont les plus favorables à M. Mignet, ce qu'il fait le mieux, ce sont les *Éloges;* nous voulons le croire, et en tant que des Éloges, comme on les conçoit à l'Académie, puissent être quelquechose de bien, j'admets volontiers que M. Mignet trouve sur ce terrain ingrat et originellement infécond, toute facilité à déposer ses richesses d'imagination et de style. Qu'exiger d'un auteur que la coutume oblige à louer pendant deux heures tel écrivain obscur, tel administrateur de troisième ordre, qu'une de ces combinaisons anti-littéraires si fréquentes de nos jours a pu faire parvenir au trône académique et qu'il faut honorer d'une apothéose, uniquement parce qu'il est mort? La compassion profonde que fait naître l'idée d'un homme chargé d'une semblable tâche, dispose d'avance à être indulgent, et comme on s'est répété à soi-même: que peut-on dire là-dessus? on arrive dans la salle de l'Institut, tout disposé à s'émerveiller que le louangeur dise quelque petite chose, si minime soit-elle. M. Mignet laisse passer peu d'occasions d'exécuter de pareils tours de force, et il faut confier à ceux qui ont entendu cet académicien, le soin de rechercher en eux-

mêmes le souvenir des émotions qu'il aura pu leur donner. Un cliquetis constant d'antithèses, une honorable et charitable attention à déguiser ou à jeter dans l'ombre les côtés faibles de l'existence politique de ses héros, par suite un penchant imperceptible au sophisme, des vues qui se peuvent faire admettre aisément par les intelligences médiocres, telles sont les qualités que M. Mignet offre, dans les jours solennels, aux habitués du palais Mazarin. La séance terminée, chacun rentre chez soi les yeux lourds.

*

Que l'Académie se réjouisse donc, s'il lui convient, de la production d'un secrétaire perpétuel; qu'elle place cette œuvre à côté, au milieu des créations du même genre qui encombrent déjà ses savants réduits; les plaisirs publics n'ont guère à se préoccuper d'un livre qui ne satisfait leurs exigences ni par la science qu'on y peut trouver, ni par la manière dont il est composé, et encore bien moins par le style dont il est écrit. Une fois rentrée dans la docte enceinte où tout aurait dû lui persuader de rester, un tel volume échappe aux observations peu respectueuses des profanes, et comme du reste, ainsi que ses pareils, il ne demande pas qu'on l'imite, il y aurait une inutile cruauté à aller le chercher dans son asile; il faut donc l'y laisser dormir.

La Quotidienne, 11 novembre 1846.

Sur quelques critiques contemporains.

M. Villemain.

(Cours de littérature française.)

Aujourd'hui on appelle de tous les jugements, on mesure de l'œil la hauteur de toutes les puissances, et qu'est-ce

qui a pu apprendre tant d'audace à l'esprit de l'homme? ce sont les livres à coup sûr, et ceux qui les font; il est donc assez curieux de voir les œuvres littéraires s'incliner complaisamment devant les arrêts dont souvent le premier écolier venu leur lance l'humiliation. Dans cet âge présent, le critique régente et trône comme un roi; je me trompe et ma comparaison ne vaut rien, car il n'y a pas de roi, si absolu soit-il, dont les sujets se piquent de la muette docilité que rencontrent les décrets superbes des rois de feuilletons, et quand on pense qu'après tout il est aujourd'hui plus d'un écrivain de grand renom et de vrai mérite, aimé et choyé du public, dont ces monarques lacèrent en paix les ouvrages, il semble assez naturel de regarder un peu comment les critiques font leur besogne, et qui ils sont eux-mêmes. Dans une telle curiosité, il entre bien un peu, je ne le nierai pas, d'esprit de contradiction. Mais quoi! sans s'excuser sur cette énormité que la révolte est le plus saint des devoirs, un peu d'opposition n'est-elle pas permise? Ne vaudrait-il pas la peine de faire un effort pour transformer l'absolutisme des petits tyrans littéraires en monarchie constitutionnelle? Est-il trop osé de rechercher si par hasard les Jupiter fulminants du feuilleton ne sont pas hommes aussi? les poètes, les romanciers, les historiens, pauvres gens de plus ou moins d'esprit, dont la prétention d'amuser le public est en somme plutôt à encourager qu'à punir, sauraient peut-être gré à la plume qui s'efforcerait de débrouiller les mérites réels de ceux qui viennent chaque matin exiger une somme si exorbitante de perfections.

Du reste, il n'est pas question de faire ici une satire mais tout simplement de regarder, de considérer, de juger les jugeurs; tout au plus faudra-t-il, une ou deux fois, rogner la houlette un peu trop magistrale avec laquelle des

écrivains plus inoffensifs qu'ils ne se croient, s'imaginent diriger leurs confrères. Mais je le répète, je n'ai pas d'intentions mauvaises et pour preuve, si mes observations devaient être trop dures, ou trop ironiques, je me garderais d'y débuter par l'examen des jugements de M. Villemain sur la *Littérature française.*

La Quotidienne, 22 novembre 1846.

Sur quelques critiques littéraires contemporains.

M. Gustave Planche.

Si M. Planche avait jamais daigné faire un roman ou un drame, il aurait produit une œuvre sublime. Mais oserais-je demander, en toute humilité, sur quels principes M. Planche fonde sa poétique? quels sont les dogmes littéraires qu'il préconise? à quelle école se rattache-t-il? Ou, mieux encore, critique aussi inspiré qu'érudit, quelle nouvelle voie ouvre-t-il à la pensée? quelles nouvelles formes donne-t-il à l'art d'inventer et d'écrire? Hélas! M. Planche n'a jamais consenti à nous éclairer sur ces points importants; il n'a jamais eu égard à nos inquiétudes. Non seulement il n'a rien créé d'original, mais il n'a jamais consenti à nous montrer rien qui ressemblât à un principe, à une croyance positive. Est-il classique? Point. Romantique? Moins encore. Qu'est-il donc? il est M. Gustave Planche. C'est beaucoup, sans doute; mais pour traiter avec un si souverain mépris tout ce qui invente, tout ce qui produit, tout ce qui travaille, est-ce assez? La question devient indiscrète: arrêtons-nous!

*

M. Planche, sans nommer personne, aime fréquemment, trop fréquemment à s'acharner à ce que vous croyez

d'abord être un fantôme, et qu'il a soin bientôt de vous faire toucher de si près, que vous ne pouvez vous empêcher de vous écrier bientôt avec stupeur: ah! mon Dieu, mais c'est celui-ci ou celui-là! Et celui-ci ou celui-là est, je vous jure, bien accommodé! Dans ces embuscades, M. Planche ne ménage plus rien; il déchire à belles dents, il fouille la chair du malheureux attaqué à l'improviste. Là, il n'argumente même plus à sa manière; il se contente de mordre. Est-ce là de la critique? En vérité, elle est bien misanthropique.

Ainsi donc, M. Gustave Planche, sans croyances littéraires, sans principes définis, s'était donné la tâche un peu rude de malmener tout ce qui tenait plume.

*

(Nach seiner italienischen Reise ist er von der Literatur zur Kunst übergegangen.)

Jadis, il disait: Voilà comme j'aurais fait ce livre et il frappait; aujourd'hui, il nous parle de son admiration pour Raphaël, Titien et tous les maîtres qu'il a vus de ses propres yeux, et il frappe.

Sérieusement, en finissant ce rapide examen, je me le demande: Quand on aime les arts et la littérature, comment peut-on se complaire dans un labeur aussi affligeant que de poursuivre sans cesse ceux qui les pratiquent de reproches, de récriminations, d'invectives et souvent d'injures? Quel profit à s'armer d'une misanthropie tenace? Pourquoi redouter plus que la mort, l'erreur de la bienveillance? La grande excuse, c'est, dit-on, le besoin de prévenir le goût public contre l'engoûment mal placé. L'histoire est là pour prouver l'impuissance du critique à brider la sympathie qui veut s'égarer, et elle est là aussi pour montrer comment les chefs-d'œuvre vivent et les

rhapsodies tombent sans que le critique leur verse son élixir. Ne serait-il donc pas plus doux de bien dormir, de doucement vivre, de s'épargner les haines et plus que tout cela, de s'éviter le chagrin qui suit toujours le sentiment de l'injustice?

La Quotidienne, 1er décembre 1846.

Sur quelques critiques contemporains.

M. Sainte-Beuve.

Dans l'histoire littéraire de ce temps-ci, M. Sainte-Beuve pourra réclamer à bon droit une place éminente, car il a joué un rôle important. Je ne veux pas ici parler de l'auteur des *Voluptés* et de *Joseph Delorme;* je réserve mon opinion toute entière sur ces productions qui, je l'avoue, m'inspirent une médiocre sympathie; mais j'insisterai volontiers sur les travaux du critique, soutien puissant de l'école moderne, et auquel les meilleurs esprits de cette école ont dû beaucoup plus qu'ils ne voudraient peut-être l'avouer.

La situation d'un critique quand elle apparaît à l'aurore d'une nouvelle religion littéraire, est belle sans doute. Peut-être ce critique n'est-il pas, ne peut-il pas être le chef apparent du culte, mais il en est certainement en secret le plus puissant promoteur; toutes les affaires de la secte lui passent par les mains. A un autre, à un poète, les honneurs, les couronnes les plus touffues; mais à lui, l'invention véritable du système, le plaisir d'organiser les succès naissants, et surtout le bonheur si vrai de l'analyse appliquée à ce qui sera avant peu, du moins on l'espère, un solide monument rival des anciens édifices élevés par le génie humain.

M. Sainte-Beuve a pu se consoler des tribulations in-

séparables de toute carrière active, par le souvenir d'avoir été un des chefs sérieux du *Romantisme*. Il a pu se donner cette palme, belle, illustre sans doute, et ne pas se faire illusion. Il n'est besoin, pour en tomber d'accord, que de considérer ses trauvaux, en les comparant au mouvement de la nouvelle littérature.

Les actes premiers de cette école montraient, jusqu'à l'évidence, à quel point la qualité dont elle se targuait le plus, était peu en elle. Elle prétendait à une naïveté poussée jusqu'à la sauvagerie, et se disait issue du sein de la nature à la première génération. Aucune école ne porta mieux, au contraire, le cachet de la réflexion. Si elle fut naïve, si elle fut sauvage, brutale même, c'est qu'elle jugea ces caractères de l'humanité primitive, bons à prendre pour renverser une littérature d'afféterie, trop vieillie. Mais au fond, elle était si réfléchie et si bonne calculatrice, que son premier souci fut de se chercher des aïeux.

(Dies ist vornehmlich das Werk Sainte-Beuves. Er ist der eigentliche Genealog der Romantik, der ihr mit heißem Bemühen aus der Literatur vergangener Jahrhunderte einen Stammbaum errichtet hat.)

*

Le talent de M. Sainte-Beuve est d'une nature bien particulière, et on peut dire qu'il a inventé une espèce nouvelle de critique. Personne comme lui ne sait mettre le doigt sur les intentions d'un auteur et faire ressortir les particularités de son génie; il a une puissance très vive de pénétration et une sagacité merveilleuse. Il est de ceux qui aiment à découvrir, dans les œuvres, la personnalité plus ou moins complète de leur auteur. C'est un sentiment qui plaît à tout le monde, et ce mot si fréquent dans la bouche des femmes: comme cet auteur ressemble peu à ce qu'il écrit montre combien il est naturel de supposer le

livre confident de l'homme. Je ne sais si, dans ses hypothèses, M. Sainte-Beuve ne se trompe pas quelquefois; le contraire serait à peine croyable; mais prenons qu'il erre souvent et tombons d'accord aussi qu'il est tout-à-fait charmant de se laisser égarer par lui, tant il y a de piquant et d'ingénieux dans ces indiscrétions littéraires. Rien n'est plus attachant que de le voir à la piste d'une vertu, d'un défaut, d'une bonne ou mauvaise pensée chez un auteur, traquant pour ainsi dire l'indice qu'il recherche, et tout heureux, vraiment fier et animé, lorsqu'il croit l'avoir découvert dans une phrase, que dis-je! souvent il se contente pour preuve à l'appui, d'un seul membre de phrase!

Observateur délicat, nul n'a poussé plus loin l'attention pour découvrir des beautés que peu de gens, sans lui, auraient soupçonnées. Il lit bien certainement ses auteurs une loupe à la main, car rien ne lui échappe. Il est subtil et chercheur, en quête avec le même soin (je demande grâce pour la comparaison) qu'un épagneul dans un fourré. Je ne serais pas surpris que sa longue chasse aux grands hommes oubliés ait été la première cause du rare développement de si précieuses qualités. Il a passé tant de temps à s'user les yeux sur des perfections problématiques; il a si bien connu les secrets de la patience et les moyens de découvrir le bien là où il doit se trouver, qu'il est possesseur de mille secrets dont les critiques n'ont pas d'ordinaire la science. Et comment la pourraient-ils acquérir? Beaucoup plus attentifs à se mettre en scène, à parader devant le lecteur qu'à produire l'homme dont ils se sont fait les introducteurs, ils s'occupent bien plus de se faire beaux que de détailler la toilette de l'auteur sur les épaules duquel ils grimpent pour essayer de se faire voir.

M. Sainte-Beuve est donc incontestablement le critique le plus fin que nous possédions; mais il n'est pas, par

malheur, de qualité qui n'ait un défaut pour marcher après elle, et M. Sainte-Beuve, soumis à la loi commune, voit marcher derrière son mérite un défaut qui lui tient beaucoup trop fidèle compagnie. A force de le voir trouver tous les petits, brillants, on finit par être frappé de l'oubli qu'il fait des grands. A force de s'être occupé de réputations contestables, on est étonné de le trouver toujours à la quête des beautés microscopiques et de ne jamais le voir se placer à quelque distance pour faire admirer au lecteur confiant un grand ensemble. Très probablement il a conscience de cette disposition de son esprit, car il aborde rarement les auteurs de quelque portée, et si par hasard il le fait, il ne s'attache jamais qu'à une petite partie de leur talent. Il y a beaucoup de l'antiquaire dans l'affection de M. Sainte-Beuve pour la littérature; il aime surtout les *curiosités*, et, dans un moment où son cœur et son esprit seraient échauffés par la recherche, je ne voudrais pas lui donner le choix entre le sacrifice du plus bel ouvrage de Corneille, ou d'un joli vers de Desportes. Il pourrait y avoir danger.

*

Quoiqu'il en soit, on ne saurait trop estimer les mérites de ce juge excellent, toutes les fois qu'il a pris un sujet en rapport avec ses facultés. Il n'est pas d'homme raisonnable et juste qui puisse lui faire un reproche bien amer de ne pas réaliser l'idéal de toutes les perfections. En demander tant même aux critiques serait bien dur, quoique les critiques se fassent un jeu de l'exiger tous les jours des écrivains. On ne saurait trop le répéter, M. Sainte-Beuve a trop longtemps et trop vaillamment combattu, il a émis une trop grande somme d'idées siennes, il s'est montré trop constamment défenseur ardent, soutien courageux des efforts véritablement littéraires pour qu'on

n'éprouve pas un vrai plaisir à lui reconnaître la place éminente qui lui est due dans la littérature de ce siècle-ci, et qui, soit dit encore, est à coup sûr une des premières.

La Quotidienne, 12 décembre 1846.

Sur quelques critiques contemporains.

M. Jules Janin.

M. Janin a, sinon inventé, du moins mis grandement à la mode, la critique humoristique. Avant lui et depuis, tous les hommes qui se sont attachés à rendre compte des productions littéraires, ont mis un certain prix à des qualités de bonne judiciaire qui les mettaient à même de peser avec plus ou moins d'exactitude le pour et le contre d'un ouvrage. M. Jules Janin, le premier, dis-je, s'affranchit superbement de cette règle et s'établit de façon à se passer également de justice, de raisonnements, de science littéraire, et même de la lecture préalable des volumes dont il était censé devoir indiquer le mérite à ses lecteurs. Il osa se passer de tout cela et il fit bien, qui plus est; car il donna à son public une nouveauté. On sait de quelle façon il procède. Il commence à propos d'un livre, ou d'une pièce de théâtre par raisonner sur le temps qu'il fait; il s'attendrit ou il s'irrite; il se rappelle combien le ciel était gris ou bleu un autre jour; il regarde le soleil se lever ou se coucher et quelquefois il se trompe, il met le Couchant à l'Orient et l'Orient au Couchant. Mais ce ne sont pas là des difficultés à arrêter l'écrivain de *fantaisie.* Quand il a suffisamment parlé à son gré du soleil, de la pluie et du vent, il songe à son affaire, à celle qui fait que vous êtes là à l'écouter. Alors, il prend son livre ou sa comédie et il commence. Ah! à propos! vous dit-il, dès la première

ligne, et le voilà parti de nouveau, enfourchant la première idée qui lui passe par la tête et vous menant grand train aussi loin que possible de son sujet.

*

Il me semble qu'on ne peut, sans la plus grande injustice, dénier à M. Janin une certaine puissance qui n'est pas commune; et c'est la puissance d'amuser. Quoiqu'on en dise, il faut infiniment d'esprit pour distraire avec des riens, et soit dit sans comparaison, Dieu seul et M. Janin savent faire quelque chose de rien. Certes, on pourrait bien parcourir tous les feuilletons d'une année sans y rencontrer une idée qui n'ait déjà défrayé les feuilletons des années précédentes; et même, M. Janin, qui a sa principale ressource dans son style, a depuis bien longtemps renoncé à en rajeunir les formes. Aujourd'hui les secrets de ce merveilleux papillotage sont connus universellement et les *pastiches* sont un délassement d'atelier auquel il n'est pas de jeune grimaud qui ne se montre habile.

*

En somme, la critique de M. Janin n'en est pas une. On n'y trouve absolument rien de ce qu'on demande d'ordinaire à cette sorte de littérature; et nos aïeux, gens plus exacts que nous ne sommes à séparer soigneusement les genres, l'auraient certainement tiré du banc où il se complaît à s'asseoir à côté de Fréron, pour le placer sur le siège des polygraphes, cette tribu bariolée qui écrit sur tout ce qui n'est pas défini. Depuis longues années que M. Janin tient la plume du critique au *Journal des Débats*, il a mêlé le plus possible des sujets étrangers au cadre qui lui était tracé; il n'a pas même craint de faire intervenir lui-même et sa famille dans ses articles.

*

M. Janin a bien de l'esprit, bien de la bonne humeur, bien des boutades curieuses et inattendues, et que c'est grand dommage qu'à beaucoup de naïveté et d'amour pour les belles choses, il ne joigne pas du jugement, de la rectitude d'idées et plus de solidité dans ses opinions.

La Quotidienne, 16 janvier 1847.

Sur quelques critiques contemporains.

M. Charles Magnin.

Depuis bien longtemps, sommeillant au murmure flatteur des éloges universels, nous nous contentions d'être les fils du grand siècle, et de vivre uniquement sur notre propre fonds. Pareils aux enfants mal avisés de parents glorieux qui n'ont acquis leur renom qu'au prix de nombreuses courses et d'efforts soutenus, nous pensions que les successeurs de Corneille, de Molière, de Voltaire pouvaient dédaigner toute étude étrangère et se borner à relire incessamment les titres de leurs ancêtres. Aussi nous regardions avec dédain le travail des étrangers. Et qu'arrivait-il? Les Allemands, ce peuple sans littérature nationale, qui, pendant des siècles, n'a fait que vivre à nos dépens, qui aujourd'hui a repris ses anciennes habitudes, réussissait, à l'aide de son goût pour la philologie et la science, à comprendre les chefs-d'œuvre de tous ses voisins, traduisait laborieusement l'anglais, le slave, l'espagnol, l'italien, jusqu'au persan, jusqu'au samois même et de cette épaisse litière d'importations étrangères, réussissait à faire une couche d'où naissait enfin, en un jour glorieux, les vraiment belles productions du pays, à la tête desquelles il faut placer celles du génie éclectique de Goethe! Les Anglais, de leur côté, reconnaissants du droit de cité décerné à

Shakespeare par les Allemands, étudiaient les productions écloses sur les bords du Rhin, venaient chez nous comprendre *René* et voyaient l'imagination fougueuse mais réfléchie plus qu'on ne croit, de Lord Byron s'élancer sur des ailes que des plumes prises d'ailleurs renforcent singulièrement.

Enfin, comme je le dis, notre morgue déraisonnable eut un terme, grâce à l'esprit chercheur de ces temps-ci. Nous daignâmes nous souvenir de tout ce que Corneille et Molière eux-mêmes devaient aux Espagnols et aux Italiens, et nous nous élançâmes dans la nouvelle voie si tard aperçue, avec cet emportement qu'on nous connaît, *la furia francese*.

*

Il faut bien l'avouer: je considère que voici le sixième article que je me permets sur le sujet que j'ai osé aborder, et quand je serai au bout de celui-ci, je serai à peu près sorti du cercle étroit des hommes qui traitent la critique avec éclat; à part bien peu d'écrivains, il ne me restera plus à nommer que des talents d'un ordre secondaire, et ce sont là, ce sont là précisément ces critiques d'ordre inférieur qui arrivent dans l'arène en vrais gladiateurs pressés de montrer aux spectateurs leur intrépidité à combattre, leur adresse à blesser jusqu'au sang, et ils en sont tous là qu'ils ne se soucient pas de tuer pour quelquechose. Ce sont surtout ces gardiens infidèles du Temple qui éloignent le public de la Muse. Les sacrifices sanglants qu'ils offrent chaque jour, ne prouvent pas, tant s'en faut, une piété qu'ils n'ont point, et comme ils sont muets sur leurs motifs d'agir, qu'on voit trop clairement leur personnalité faire de son mieux pour paraître, on joint bientôt au dégoût de leur personne le mépris du Dieu. Les mauvais critiques sont

encore un plus grand fléau pour le goût général que les mauvais auteurs. Ces derniers on ne les lit pas; les autres détournent d'attacher de l'importance à la littérature.

*

[C'est ainsi que,] dans des sujets qui tiennent tout-à-fait à l'érudition, la tâche du critique devient fort difficile, et, j'ose le dire, s'ennoblit de tout ce que la science peut lui prêter d'éclat; mais, aussi, on le voit, il est plus malaisé que dans d'autres branches de ne pas se tromper, et les erreurs y sont dangereuses, parce qu'elles ne se réparent guères. N'importe, dans les difficultés de cette autre route, il y a du moins quelque travail personnel, quelque risque; il est plus généreux de se mettre soi-même ainsi en face des objections qu'on peut vous faire, que de mettre sa gloire à déverser plus ou moins d'éloges ou de blâme sur un homme qui produit de son propre fonds.

M. Magnin est, chez nous, un des représentants les plus purs d'un genre de critique qui a aussi ses charlatans, hélas! car tout se gâte, et qui se traite par les ignorants avec un laisser-aller sans nom. On est donc heureux de considérer les exceptions et de leur rendre le juste hommage qui leur est dû. Le nom de l'auteur des *Origines du Théâtre* restera dans l'histoire des lettres françaises, entouré d'un juste éclat. M. Magnin aura surtout le mérite de n'avoir pas recherché de fausses apparences de réputation, et d'avoir servi l'art avec ces sentiments désintéressés d'un homme qui l'aime pour lui-même et indépendamment de toutes idées d'intérêt personnel. C'est là un sentiment plus rare encore, quoiqu'on en puisse dire, à trouver chez les critiques que chez les inventeurs.

III. Äſthetiſches.

Über Weſen und Beruf der Kunſt.

Im allgemeinen hat die Kunſt, nach der theoretiſchen Seite, eine nur geringe Rolle in Gobineaus Jugendſchaffen geſpielt. Um ſo mehr erſchien es angezeigt, dem wenigen, was wir von Kundgebungen hierzu im folgenden zu bringen haben, eine briefliche Äußerung des Vierundzwanzigjährigen voranzuſchicken, in welcher ſich dieſer, wie es ſcheint zum erſten Male, gründlich und methodiſch mit dem Weſen der Kunſt auseinandergeſetzt und dabei bereits Gedankengänge zu Tage gefördert hat, welche ſpäter in der Renaiſſance einen weit ſchärferen und vertieften Ausdruck finden ſollten.

(11 juillet 1840 an Caroline:)

Nous allons procéder à la 3e épitre aux Hébreux; en effet, en fait d'art, ma bonne petite sœur, tu en es toujours réduite à la loi ancienne et tu manges les oignons d'Égypte avec une simplicité que je veux troubler, pour t'élever au pain des forts. J'espère que voilà un début un tant soit peu biblique.

Considérons d'abord l'art dans son principe premier. C'est *une aspiration vers les manifestations du monde matériel ou idéal; de là, une conception de ces manifestations; le désir de la production; enfin cette production même qui a lieu au moyen des éléments de corporification que donne la nature; de là, la poésie, la sculpture, la peinture, et la musique.* Voici, je crois, un principe premier, tiré des idées de Kant, le plus grand, le premier des critiques; comme c'est moi qui

te présente la définition, je conviens qu'un philosophe la voudrait plus transscendentale, mais je la crois suffisante pour le moment . . . Pour t'en faire juger la vérité, chose qui actuellement n'est plus une question dans le monde et est même admise des chrétiens, je te prie de comparer la fécondité de cette définition et de ce principe avec la stérile réserve de ce mot: *l'art est l'imitation de la nature*, seule règle que l'on reconnut autrefois. En effet, alors, le sublime de l'art était de représenter un arbre, une branche même, un homme dans un acte quelconque, les paroles habituelles de telle classe de la société, de les représenter, dis-je, avec le plus d'exactitude possible; alors la musique devenait en fait d'art un nonsens, une absurdité complète, car elle ne représente rien; il n'y a pas dans la nature une combinaison de sons que l'on puisse accuser Beethoven ou Mozart d'avoir copié; et il résultait en plus qu'aucune organisation particulière ne devait être nécessaire pour faire ces laborieuses copies. Or, combien n'était on pas inconséquent et absurde! Qui jamais a vu dans la nature se passer en deux heures une action comme celle de Phèdre? a-t-il jamais existé un héros comme Hyppolite n'ayant juste d'imperfections que ce qu'il en faut pour intéresser davantage? une nourrice comme Oenone, parlant un beau langage, énergique dans son amour pour sa maîtresse comme sans scrupule sur les moyens de la satisfaire, caractère héroïque, royal, qui ne trahit la basse origine de la créature qu'il anime que par le rôle secondaire où la place le poète. Crois-tu, s'il te souvient du *Spasimo* de Raphaël, que le Christ portant sa croix fût posé avec cette grâce douloureuse et souffrante, que les saintes femmes fussent d'une beauté aussi sublime et aussi parfaite, que les bourreaux et les soldats et les sénateurs eussent développé à un aussi haut degré la beauté idéale de leur position respective? Mais

jamais la nature n'a rien créé de pareil, et l'art pour s'exprimer, pour se faire voir en un mot, ne pouvant que se servir des éléments qu'elle présentait, les a pris, il est vrai, mais les a combinés autrement, Praxitèle avant Praxitèle, il a pris ici un bras, là une jambe, ici une belle plante pour la décrire, là un beau son pour le joindre à un autre, et s'abandonnant à la puissance intérieure qui coordonnait ce chaos confus, qui l'échauffait, l'animait, le faisait vivre, enfin: à côté du monde, il en a créé un autre, plus complet, débarrassé d'inutiles laideurs et de contrastes sans but, un monde ne renfermant que des natures conséquentes avec elles-mêmes, enfin il a créé les mille productions admirables dont hélas! toi et moi connaissons si peu. Tu sens que lorsque je dis que l'art est *une aspiration* vers les manifestations du monde matériel ou idéal, j'entends que l'âme de l'artiste est préalablement de telle nature que cette aspiration ait lieu de se former d'une manière puissante; car chez tous les individus il y a aspiration vers les manifestations intérieures; mais cette aspiration satisfaite aussitôt que la communication entre l'objet extérieur et l'individu a eu lieu, est généralement stérile et s'arrête à la conception de la manifestation, sans nul désir de la reproduire. Tu vois ainsi que l'âme d'un artiste doit être douée d'organes, pour ainsi dire, plus nombreux que celle des autres hommes . . . Permets moi de te dire encore ce que j'entends par *manifestation*. L'homme ne considère une chose qu'au dehors de lui et du moment qu'il là considère, serait-ce lui-même, en l'examinant il s'en sépare; l'acte de la considération produit la reconnaissance de l'objet de la manifestation; voilà ce que je voulais dire, mais il faut aussi observer que l'homme ne considère point un objet soit *physique* soit *moral* (ce que tu dois toujours unir, dans mes explications, dans le mot objet) et n'en reçoit point les

manifestations simplement dans l'objet lui-même, mais à travers le propre instrument de son intelligence qui revêt les manifestations de l'objet d'une couleur qui ne leur appartient pas primitivement. C'est ainsi que Bossuet conserve ce que Byron flagelle, ce dont Gibbon s'indigne, ce que Klopstock admire et ce qui fait pleurer de tendresse l'honnête Gessner. Je crois qu'en voilà assez pour aujourd'hui . . . Tu m'excuseras en comprenant toute l'importance dont ces sujets là sont pour moi.

La Quotidienne N° 321. 16 novembre 1844.

Les nouvelles peintures de Saint-Merry.

A toutes les époques, on s'est plaint amèrement de la rareté des œuvres consciencieuses; les temps qui nous apparaissent aujourd'hui comme les plus brillants, ceux de Périclès, le siècle d'Auguste, celui de Léon X, ces temps-là ont subi eux-mêmes la critique chagrine de plus d'un de leurs contemporains, Aristophane voyait mieux les ridicules d'Euripide que son génie, et Horace eut à défendre Virgile et les immortels esprits dont il était le frère, contre les louangeurs du temps passé. Aujourd'hui, cette triste manie de lapider les artistes vivants avec les noms des morts illustres, est peut-être plus en vogue que jamais, et mille vanités mesquines, hostiles à la supériorité d'autrui, trouvent commode de s'affubler de cette méchante humeur pour ne pas avoir à rougir de leur propre néant. Si on en croyait ces gens moroses, il n'y aurait rien de beau ni de bien dans les domaines de l'intelligence moderne. Heureusement ils ont tort. Nous n'avons pas de plus vive joie que lorsqu'un fait éclatant vient renverser d'aussi funestes théories que les leurs, et ne serait-ce que pour leur porter un nou-

veau coup, nous nous empresserions de parler de récents travaux de peinture qui viennent d'être exécutés à Saint-Merry.

L'Unité, Vol. I. p. 18.

Historique de la peinture française.

Nous nous arrêterons sur le seuil. Les noms de M. M. Delacroix, Scheffer, Ingres, Steuben, Delaroche, méritent chacun un examen approfondi. Après ces hommes éminents, il en est encore beaucoup dont l'individualité exige aussi une appréciation consciencieuse. Nous y reviendrons. Ici nous n'ajouterons qu'un mot, c'est qu'en fait de grande peinture, il n'y a plus aujourd'hui qu'une seule ville où les efforts, tout divergents qu'ils sont, restent puissants et promettent des résultats pour l'avenir: cette ville est Paris. En vain à Munich, à Düsseldorf, et si l'on veut à Berlin, quoique nous n'estimions guère le talent des artistes de cette capitale formés à l'école cavalière d'Horace Vernet, s'efforce-t-on de créer de grandes pages, en imitant maintenant les anciens maîtres; en vain des hommes éminents, tels qu'Overbeck, donnent-ils l'appui de leur talent à une pareille œuvre; elle est d'avance condamnée à la stérilité. On ne rétrograde pas plus en fait d'art qu'en politique, et lorsqu'on examine ses devanciers, non pour les étudier et comprendre ce qu'ils ont compris, mais pour les copier, et au lieu des causes, saisir simplement leurs résultats, on se trompe et l'on ne produit rien. Soyons donc fiers du mouvement consciencieux qui s'opère chez nous dans la peinture, et qui accompagne si dignement les efforts de toutes les autres classes d'action. Ce labeur est, en quelque sorte, l'espoir de l'avenir.

Politiſches aus den Briefen an die Angehörigen.

1837—1856.

Die folgenden Briefauszüge, politiſches aus den Jahren 1837 bis 1856 enthaltend, dürften ein doppeltes Intereſſe beanſpruchen. Einerſeits werfen ſie in ihrem eigentlichen Kerne, den Berichten aus den vierziger Jahren, als Ergänzung der Quotidienne-Artikel manches bedeutungsvolle Licht auf die Geſchichte des damaligen Royalismus, anderſeits ſind ſie biographiſch unentbehrlich, um die ſpätere Abwendung Gobineaus von eben dieſem Royalismus, oder doch ſeinen Friedensſchluß mit dem Bonapartismus im Sinne eines tatkräftigen Mitanfaſſens an der Leitung der Geſchicke ſeines Vaterlandes, pſychologiſch zu erklären. Sie liefern außerdem einen neuen Beweis für die erſtaunliche Frühreife Gobineaus in politiſchen Dingen, der auch durch die ſtark impulſive Ausdrucksweiſe nicht an Wert verliert.

(16 mai 1837 an ſeine Schweſter:) La misère est horrible dans le peuple et on ne peut la soulager. Les prétentions aristocratiques du gouvernement choquent tout le monde; nous par leur ridicule et leur odieux; les justes milieu par leur vanité, les républicains par leur manque de foi. Louis Philippe pour un habile agit comme un niais, ou ce qui est la même chose comme un *prédestiné*.

(20 février 1839:) Vous vous occupez sans doute là bas beaucoup de la coalition et du renvoi des chambres; ici on n'entend parler que de cela; mais on ne voit pas les choses partout revêtues d'un caractère de gravité tel que Caroline me le faisait pressentir dans sa lettre. Et en effet, où en est la question? Minorité partout, majorité nulle part. Voilà ce qu'était l'autre chambre, voilà ce que sera vraisemblablement celle-ci; or il n'est pas dans l'essence du gouvernement représentatif d'être renversé par

une opposition aussi fractionnée et aussi inhomogène que la coalition. Que Mr Guizot, Thiers, voire même Odilon Barrot arrivent au pouvoir, et cela ne pourra guère finir autrement, à peine au fauteuil de ministre, l'idée d'y rester sera leur grande question, et ceux qui la veille parlaient avec eux, de ce jour parleront contre. Les royalistes et les républicains disent bien: mais voilà une suite inextricable d'embarras dont on ne peut prévoir la fin et la machine gouvernementale finira par se briser. Cela serait vrai s'il y avait un caillou assez fort pour arrêter ses roues; mais où est-il? Sont-ce les républicains? Je ne le sais pas en vérité: car je ne crois pas aux journaux et je ne connais aucun salon de ce parti, mais ce qu'il y a de certain, malgré qu'ils en disent, ce n'est pas les royalistes. Je n'en connais pas 10 pensant de la même manière, et ce qui est plus malheureux, consentant à se prêter aide et secours; toutes les sectes légitimistes s'anathématisent l'une l'autre avec une rage et une haine ridicules autant qu'odieuses quand on pense d'ailleurs à leur peu de ressources en *hommes*. J'ai vu des partisans du Dauphin, d'autres de Henri V; il y en a qui veulent la réforme, d'autres qui la honnissent et l'abominent, elle et ses sectateurs; les uns sont pour Berryer contre la Goutte, d'autres pour la Goutte contre Berryer, et cela querelle de chefs qui n'empêche pas la querelle de principe. Au milieu du conflit, j'ai vu des gens sensés, portés de sympathie vers ce parti, déclarer en gémissant: qu'ils n'y connaissaient pas un homme en état de se mettre à la tête des choses. Serait-ce Berryer? Certes, on ne lui refusera pas une immense éloquence; mais l'esprit des affaires, il ne l'a aucunement; homme d'État, il ne l'est point; et plus artiste que politique, il parle avec aussi peu de principes d'intérêt qu'il en a peu de conscience. Est-ce M. de Genoude? Personne n'en

voudrait, le Faubourg St. Germain en masse a en horreur la réforme; d'ailleurs faire un journal n'est pas diriger un mouvement, et c'est un fait si bien reconnu que les royalistes n'ont pas un homme, que j'ai entendu des Zélantis[1] me déclarer sur ma question, où ils en prendraient un, en cas d'événement, *qu'il en surgirait.* En vérité, des hommes de parti peuvent-ils bâtir sur une base aussi peu sûre qu'une éventualité qui peut n'avoir pas lieu? Car de ce qu'on désire un homme de talent, il ne s'en suit pas pour cela qu'il doive arriver. Voyez! Ils espèrent que tout va culbuter, et rien n'est prêt, et ils comptent sur des surgissements, et ils se chauffent les jambes et se nettoient les ongles, en faisant d'excellentes plaisanteries sur Philippe et des gorges chaudes sur les gardes nationaux? Et la révolution arriverait demain, dans deux jours, dans six mois? Que feraient-ils? Qu'ils ne s'y trompent pas, leur propre jeunesse n'a plus qu'une impuissante et indolente sympathie pour eux. Je ne connais pas, dans le monde, un jeune homme qui ait quelque valeur qui ait *une* opinion. Voilà, mon cher père, ce que j'ai vu et entendu et dans les salons et dans les dîners et dans les conversations particulières. Un signe infaillible annonce encore la mort de la légitimité. Le clergé, ce corps habitué de tout temps à fuir, par instinct, les pouvoirs expirants, passe du côté de la révolution. C'est un fait positif. Qu'en conclure? Voici pour ma part ce que j'en conclus: notre pauvre patrie en est à la décadence romaine; là où il n'y a plus d'aristocratie digne d'elle-même, un pays meurt. Nos nobles sont des sots, des lâches et des vaniteux. Je ne crois plus à rien et n'ai plus d'opinions; de Louis Philippe, nous irons au premier sauteur qui nous prendra pour nous léguer

[1] Franzöſierung des italieniſchen Zelanti (die Eiferer).

à un autre; car nous sommes sans force et sans énergie morale. L'or *a tout tué*, comme dit Barbier, et la religion même, passant, si elle est éternelle dans sa forme actuelle, en une autre hémisphère, est trop détachée de nos esprits et de notre civilisation pour la retirer du bourbier où chaque jour l'enfonce davantage et qui bientôt lui aura couvert la tête. Adieu, les temps de croyance, les jours d'espoir, les avenirs glorieux; le temps d'Horace et de Virgile est passé; celui de Juvénal commence.

(21 mars 1839:) Le ministère est moins assuré que jamais; on craint la conversion, et on ne sait pas qui voudra de l'héritage Molé. Lourdonine me disait hier qu'entre Barrot exigeant et M. Guizot refusant, tout était bien difficile; du reste, en se frottant les mains comme il fait, lui pas plus que Genoude ne sauraient en profiter. N'admires-tu pas leur démocratie? En vérité, était-ce là qu'ils voulaient en venir? Ce qu'il y a de plus joli, c'est qu'il n'y a que leurs anciens partisans qui les croient sincères et qui ne les en détestent que plus. Les autres n'en pensent pas un mot et n'en font que rire. Que t'en dirai-je plus, c'est un gâchis où le diable ne reconnaîtrait pas ses petits. Mauvaise foi, sans talent, astuce sans esprit; moyens perfides sans but, voilà tout ce qu'on voit; penses-tu que nous différions beaucoup du Bas-Empire? Heureux ceux qui croient, et grand bien leur fasse!

(17 février 1840:) Tu vois encore des partis; ici, on ne voit plus que des spéculations et les âmes les plus généreuses, les intelligences les plus fortes vont au bal de l'opéra et au café anglais en attendant l'avenir (ceux qui y croient).

(26 novembre 1840:) Que pense-t-on dans la chère ville de Redon de l'ignoble projet d'adresse dont on vient

d'enrichir nos annales parlementaires déjà si peu à prendre avec des pincettes? Vous devez, au moins à ce que je me figure, honnêtes gens que vous êtes, trouver encore quelque force pour vous indigner sur ces belles choses; ici, on est si blasé que c'est tout au plus si l'on en rit.

(3 décembre 1840:) La politique est assommante, qu'en dis-tu? Excepté le magnifique discours de Berryer qui au fond ne mène à rien et ne produira rien, que tous ces débats sont ignobles! moi, je n'aime que Bugeaud cherchant à ne pas *échapper* le fil de son discours. Si j'étais collège électoral, je nommerais (Lücke) cet homme là, mais je le garderais au sein de sa patrie, parcequ'il est trop amusant et que je ferais de l'égoisme.

(24 août 1841 an ſeinen Vater:) Je n'espère pas autant que toi du comité légitimiste parce que j'en connais à peu près la composition. M. de Genoude, mettons le à part; M. de Baulny est le plus honnête homme du monde, mais le plus borné; M. le duc de Rauzan l'esprit le plus bourgeois et le plus mince dans le corps le plus épicier; le reste, je crois, à l'avenant. Que faire de ces gens là, dans une affaire où il faudrait apporter tant de mesure, de prudence, d'adresse et de fermeté? Mais au moins, et ici je me joins à ton avis, il y a dans l'initiative quelque-chose d'adroit et de bien pensé qui s'il pouvait être poursuivi, serait habile. Mais cela sera-t-il? J'en doute.

(22 juillet 1842 an Caroline:) Je ne saurais te rien dire sur la nomination de M. le duc d'Orléans à une place dans l'autre monde attendu que mon jugement différant beaucoup du sien sur les conséquences que tu en tires, il faudrait huit volumes de préface et neuf de commentaires. Ainsi bonjour. En tous cas, pourquoi diable te donnes-tu

les gants d'imiter la Gazette de France et le Journal des Débats? Ils ont tous deux, les estimables folliculaires, signalé la présence d'un événement providentiel l'un quand Mr le duc d'Orléans s'est tué, l'autre quand Mr le duc de Bordeaux s'est cassé la jambe. Dans un sens, sans doute, ces deux vénérables feuilles avaient raison, et un chrétien sait que depuis la chute de l'empire des Perses jusqu'à la chute d'une marmite tout est providentiel. Mais si en disant ce mot c'est autant que s'ils s'écriaient voilà un fameux bonheur! qu'est-ce que ça veut dire et politiquement parlant à quoi cela mène-t-il? A déconsidérer à la longue la diplomatie céleste.

(4 octobre 1843:) Tu crois que nous nous occupons beaucoup des fortifications et de leur armement; je crois, pour moi, que tout ce tapage est une véritable niaiserie; c'est il y a deux ans qu'il fallait dire tout cela, et je crois qu'alors la presse eût pu avoir, comme elle l'a eu dans l'affaire du droit de visite, l'influence d'empêcher tout cela. Aujourd'hui que c'est à demi fait, je te demande un peu si Louis Philippe aura la niaiserie de renoncer au désir de toute sa vie. Non, nous avons les forts et nous les garderons, jusqu'au moment où une émeute plus forte que les autres les jettera par terre, ce qui arrivera, par exemple, je ne sais quand. Ce que tu me dis de la conduite du clergé breton, ne m'étonne pas; rien n'est plus simple. Les royalistes s'entêtent à vouloir considérer le clergé comme des leurs, ils pairont les frais de cette ineptie. Je ne sais pas comment la fondation et l'histoire de *l'Union Catholique* n'a pas ouvert les yeux. Ce journal fondé par M. de Lavan et autres soi disant légitimistes l'était par le fait par des catholiques purs. Ils ont débuté par dire qu'à leurs yeux, la question religieuse dominait toutes les autres;

ils ont fini par aller se fondre, les mains pleines, dans le journal religieux dynastique, l'Univers. Et il en sera toujours ainsi, mais les royalistes seront, aussi, toujours primés.

(Undatiert 1843:) Je suis toujours un des plus acharnés rédacteurs de la Quotidienne, écrivant tous les jours et reconnaissant tous les jours davantage la mollesse, la faiblesse, la niaiserie et pour tout dire la sottise sublimée de mon cher parti. Il est physiquement et moralement impossible qu'ils fassent jamais rien de rien, en rien, ni pour rien que ce soit. Voilà mon avis sur eux. Et quant au prince, si par un miracle il revenait jamais, le plus bel acte de politique indispensable qu'il pût faire serait de ne jamais employer ces gens là. Je crois les juger d'autant plus justement que je n'ai pour eux ni sympathie ni antipathie, et que je suis à leur solde.

(Undatiert an ſeinen Vater 1843 oder 1844:) Le parti royaliste subit l'effet du temps; il est pénétré par les idées nouvelles, et il sent le besoin de se mêler plus qu'il ne l'a fait depuis 13 ans aux affaires du pays. Une fraction pense qu'en se jetant dans les voies quasi républicaines de la réforme électorale, en faisant dominer l'élément sacerdotal on pourrait créer une société qui satisferait les idées des légitimistes et qui en même temps rallierait les modérés de la gauche et les exaltés des clubs. L'autre fraction croit au contraire que renforcer l'autorité, donner plus de prestige à la puissance royale, nier la souveraineté du peuple et reconstituer l'aristocratie sont beaucoup plus les principes des royalistes que de demander l'avis de la démocratie. Le premier parti, c'est la Gazette de France, *toute seule*, avec quelques intrigants pour supports; le second parti, c'est le comité royaliste, à savoir Berryer, Valmy, Labourdonnaye, Noailles, enfin tout ce qu'il y a d'élevé parmi les

légitimistes, et la Quotidienne pour organe. Maintenant, qu'arrive-t-il? La Quotidienne accuse la Gazette d'être démagogue et elle a raison; la Gazette reproche à la Quotidienne d'être tory; elle n'a pas tort. Mais ce qui est surtout remarquable dans tout cela, c'est que Henri V s'éloigne, s'éloigne, se subtilise de plus en plus. Que nous tendions au torysme, c'est ce que M. de la Bourdonnaye m'a avoué dans bien des heures d'épanchement. C'est triste, pour le parti, mais à mon avis, et tu sais combien je suis impartial, en ma qualité de condottiere, je ne crois pas qu'il ait rien de plus judicieux à faire; car, il ne faut pas se le dissimuler, à moins d'un miracle, tout est perdu.

(Anfang 1844:) Que dites-vous de l'affaire d'Otaïti? Ici l'opinion du public et des chambres est également montée. J'aurais voulu que les royalistes prissent la chose au plus tragique et fissent de cela une affaire personnelle; dans mon journal j'avais commencé à crier comme un brûlé; mais mon imbécile est venu se jeter à la traverse et on est universellement mécontent de la suite qu'il donne à l'affaire. Décidément, le malheur du parti, son malheur incurable, c'est de n'avoir au fond de verve que lorsqu'il s'agit du panache blanc d'Henri IV ou de la culotte de St. Louis.

(3 février 1844 an Caroline:) Tu auras sans doute vu les démissions de tous nos Fanfreluches; je parie que tu trouves cela sublime. Il y a tant de pour, de contre, de dessus et de dessous de carte dans cette affaire et surtout pour ce qui est de Larochejacquelin et de Berryer que mon avis est l'avis judicieux et singulièrement profond de Bridoison. Je ne sais qu'en penser. Cela nous galvanise un peu dans ce moment ci. Les uns pleurent, les autres chantent; tous sont en ébullition. Hélas! les pauvres royalistes sont comme les malades arrivés à l'article de la mort;

ils peuvent manger tout et se permettre tout; rien ne peut aggraver leur position. Depuis que je suis dans leurs affaires cette triste conviction s'est augmentée et affermie jusqu'à l'état d'évidence, situation morale qui, comme tu le sais, ne m'est pas ordinaire.

(11 avril 1844:) Je suppose que tu veux quelques nouvelles d'ici. Je n'en sais aucune de plus pyramidale que l'élection du nouveau comité royaliste; comme l'ancien nommé par le prince n'avait jamais rien pu faire, on en *élit* un nouveau composé de 18 membres. Le suffrage populaire est donné par tous les royalistes qu'on peut raccoler. Il est évident que ce sont toujours les mêmes hommes qui doivent composer le comité et depuis deux jours au journal je ne peux pas te dire tout ce que nous en faisons de gorges chaudes. Pour moi, appelé à donner mon bulletin, j'ai copié tout naïvement celui de l'un de mes chers collègues et tous ont ensuite suivi mon généreux exemple. Du reste, on est venu nous dire dans la journée que le comité qui s'était réuni avant d'être élu, avait déjà découvert qu'il ne pouvait pas plus s'entendre et par conséquent fonctionner que l'ancien. Voici le train des choses. Du reste, consolez vous; les hommes de la gauche en font tout autant, tous les partis ne savent à quel saint se vouer. Cela leur apprendra à tous à assurer sottement qu'un parti peut se débarbouiller avec un principe et se passer d'un homme. Périssent tous les principes plutôt que les colonies! Voilà ma façon de voir dans ce moment ci. (24 avril:) Rien de nouveau en politique; comme tu l'as vu, l'affaire de Taïti a fait un four complet; il n'y a, il faut l'avouer, ni talent ni autorité dans l'opposition et ces gredins de guizotins sont en somme les moins inhabiles. C'est fort triste.

(Undatiert 1847:) J'ai vu ce matin le duc de Valmy qui arrive de Rome. Il m'a paru fort dégouté et du parti et de son fétiche. Mais il croit à l'invasion des communistes. Dindon!

(26 février 1848:) Nous sommes assez tranquilles. Le gouvernement provisoire est installé. Nous ne pouvons pas vous en dire plus long aujourd'hui; d'ailleurs vous sentez qu'il n'est pas temps de parler politique, et que l'on a tout autre chose à faire après d'aussi grands événements que de s'occuper de théories.

(Undatiert Frühjahr 1848:) Je ne connais pas les deux candidats dont on parle pour Redon. J'espère et je souhaite que ce soient deux républicains honnêtes, et s'ils sont maîtres ouvriers ou ouvriers, le choix est parfait. Ne nous donnez pas, pour Dieu, de la bourgeoisie centre gauche. Certaines provinces semblent prendre mal l'augmentation de l'impôt et le choix des délégués qu'on leur envoie. Ce qu'il faut désirer, c'est la création de libertés communales et départementales qui effacent l'antique despotisme de la bureaucratie. A-t-on chez vous les idées éveillées sur ce point? Tu dois rendre des services pour l'organisation de la garde nationale. Je désire vivement que tu sois utile à l'arrondissement où on a toujours été si bienveillant pour nous.

Les choses se passent bien mal en Allemagne. Je ne parle pas du renvoi des Rois, c'est de toute justice; leur lâcheté et leur manque de foi politique ne les rend guère intéressants; mais les paysans y sont encore presque barbares; on pille, on brûle et l'on massacre et on n'est qu'au commencement. Un de mes amis écrivait cela ce matin de Stuttgart à Guermann.

Je ne sais ce que tu veux dire avec les persécutions des philippistes que vous avez là bas. Il me semble facile de les mettre à la raison . . . Nous sommes en pleine élection de garde nationale, aujourd'hui, demain et après demain. Grand bien nous fasse et à vous aussi.

(Undatiert Herbſt 1848:) Je t'écris, mon bon et cher père, pour que toi et Patouille vous ne vous inquiétiez pas. En somme, Paris est plus calme que les journaux ne pourraient le faire croire et on n'a aucune espèce d'inquiétude. Pour mon compte, je sais parfaitement les intentions de Lamoricière qui est l'ami intime de Kergorlay. Il maintiendra l'ordre et ne le troublera pas. Quant aux élections, je n'ai pas de goût personnel. Seulement je pense avec Falloux, Cazalès, Kerdrel, Fitz James et tout ce qu'il y a d'hommes d'honneur dans le parti, que la plus grande honte pour des légitimistes c'est de servir de piédestal à l'ambition d'un Bonaparte. Le reste peut être dangereux, ceci est déshonorant et déloyal.

(Undatiert:) Vous faites bien de ne pas suivre l'avis des comités de Paris. Il faut que de fait comme de droit, l'esprit provincial prenne sur lui d'avoir un peu d'initiative et d'acquérir ce qui lui manque. Il ne le fera qu'en traitant lui-même ses affaires.

(29 janvier 1849 an Caroline:) Ma petite fille, n'aie aucune inquiétude. Mon bataillon est dans l'avenue Marigny. Trois bataillons mobiles de Courbevoie dont on doutait se sont rangés sans hésitation à leur devoir et viennent de passer près de nous escortés par des chasseurs de Vincennes, deux régiments d'infanterie et de l'artillerie. Il ne peut rien y avoir, Paris est plein de troupes et toutes les précautions sont admirablement prises.

(26 avril 1849:) Nous avons vu Madame de Chappedeleine. D'après la manière dont elle nous a expliqué que les députés devaient trotter sur un signe des électeurs, je me sais de nouveau bon gré de ne m'être présenté nulle part. Je tiens que nous allons être comme en Amérique. Aucun homme quelque peu honnête, fier et capable ne voudra se livrer aux caprices avilissants de ce ramas d'imbéciles. . . . Le Roi est très content de ce que je fais et me l'a fait dire.

Comment trouves-tu ces imbéciles de royalistes qui se vantent aujourd'hui d'avoir joué au fin en avril et mai lorsqu'ils se disaient républicains et qui ne s'aperçoivent pas qu'avec cette gloriole de souris ils avouent qu'ils ont été déloyaux et poltrons. Tas de canaille! Quant à moi je le dis hautement. Je me suis soumis de très bonne foi à la république et si elle avait pu marcher sans Bonaparte je n'aurais rien imaginé contre elle.

(Undatiert 1849:) Nulle part d'argent dans le gouvernement et de tous côtés des affamés qui ont tous les droits du monde (auf Stellen nämlich) . . . Nous vivons ici dans l'agitation de la fièvre. Accablés des plus grandes affaires et les jambes et les bras attachés, et on nous dit: allez!

(Auguſt 1849:) J'espère que vous êtes trop remis pour faire attention aux bruits de changement semés par l'*Assemblée nationale* ou le Courrier Français. Nous sommes une digue contre bien des ambitions et je te réponds que nous vivrons plus vieux que beaucoup de gens ne le voudraient. Du reste, le commerce reprend avec une vigueur extraordinaire partout et par suite le travail.

(Berne, 29 février 1850:) Je ne remarque pas que l'atmosphère politique devienne bien pure ni bien calme. L'Alle-

magne est gangrenée et les rivalités des couronnes ne contribuent certainement pas à y ramener la paix. Je serais vraiment curieux de savoir comment vont les choses de votre côté et comment en Bretagne on juge la situation de la France. Les journaux nous disent que les socialistes font des progrès effrayants dans l'Est; remarquez-vous, chez vous, quelque chose de semblable et vos paysans vous donnent-ils des inquiétudes? En somme, je voudrais savoir si l'Ouest se sent aussi malade que l'Est et le Sud-Est. Bordeaux est, dit-on, fort travaillé aussi.

(29 avril 1850:) Les nouvelles que je reçois de toutes parts de Paris, sont loin d'être rassurants. Cette malheureuse ville et partant les forces vives de la France paraissent frappées d'un esprit de vertige, et je crois que nous sommes livrés sans défense à la démagogie. Je doutais de son triomphe l'année dernière, je n'en doute plus aujourd'hui. Seulement il dépend des provinces de faire qu'il passe comme un éclair ou de lui laisser accumuler les désastres. On me dit que dans plusieurs départements la défense continue à s'organiser et qu'on est porté à ne pas se laisser faire. Donnez moi des nouvelles du vôtre, rien ne peut m'intéresser davantage.

(6 septembre 1850:) Je voudrais savoir ce qu'on pense en Bretagne de l'attitude qu'a prise Larochejacquelin? Est-ce que vous pensez que la séparation d'avec les autres branches du parti de l'ordre est à propos dans ce moment? Je ne juge rien, je demande.

(Berne, 19 mars 1851:) Je voudrais bien savoir ce qu'on pense chez vous de l'époque de 1852 et quels préparatifs on fait pour l'élection présidentielle? Est-on inquiet?

Que pense-t-on de la fusion? Parlez-moi franchement, je serais bien aise de savoir l'avis de la province.

(3 novembre 1851 an Caroline:) Il paraît que mon excellent père a retiré sa confiance à la Goutte et à ce sauteur de Larochejacquelin. J'en suis bien aise. Mon opinion sur les affaires de France est que le président et l'Assemblée se feront des concessions mutuelles et qu'au dernier moment le président sera réélu. Mon opinion sur les affaires d'Allemagne est que je n'en ai pas. Voilà ma manière de voir sentie et consciencieuse et quant à l'époque en général, c'est une grande époque dans le sens où Sganarelle suppute la grandeur d'Aristote.

(10 décembre 1851:) Je n'ai pas à t'écrire sur les événements, mon cher père, attendu que tu en sais probablement aussi long que moi là-dessus. Ce qui est certain c'est que les socialistes ont reçu une fière danse, c'est toujours bien bon. Quant aux constitutions . . . le mieux que j'ai à en dire c'est rien; voilà 70 ans tout à l'heure qu'elles mettent le trouble partout.

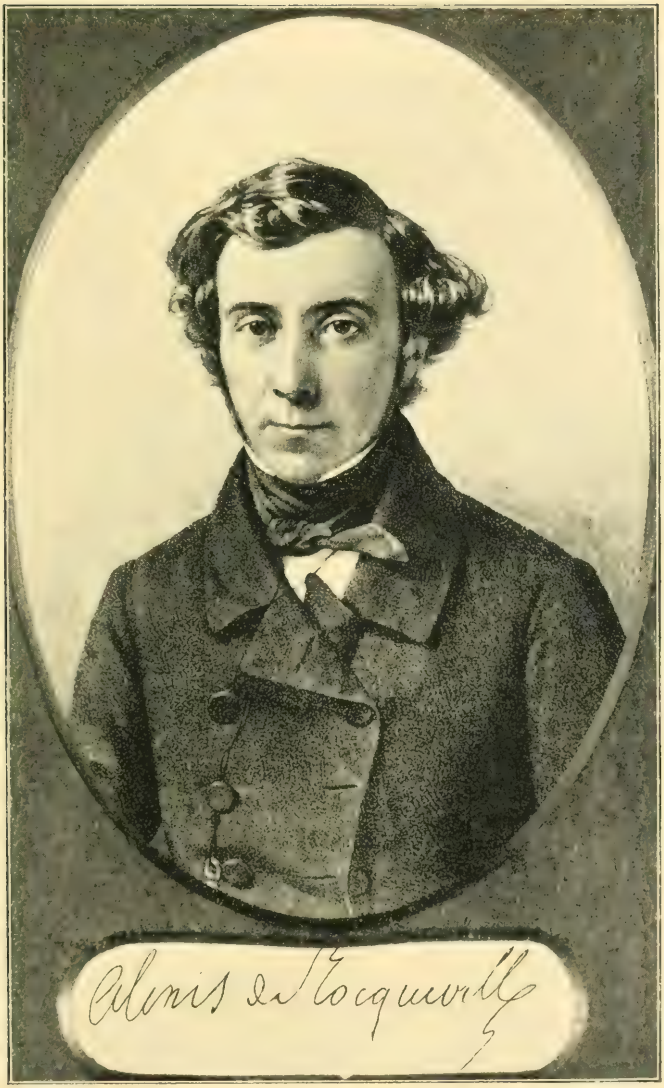
(20 octobre 1854:) Les grandes affaires de la guerre vous préoccupent, je le conçois. Après 20 ans d'une paix qui n'a développé que des vices et des révolutions, nous nous trouvons dans un milieu militaire qui, dès les premiers moments, développe beaucoup de belles choses. La bataille de l'Alma est, en elle-même, un des plus grands faits de guerre qui se soit jamais passé et la gloire de cette affaire est encore relevée par la triste mais magnifique histoire du maréchal de St. Arnaud. Enfin il y a dix ans personne n'eût jamais supposé qu'on allait revoir un temps où, à la grande joie et approbation des soldats et des marins, on reverrait partout des aumôniers et des sœurs de charité et

où les premières décorations seraient données à des prêtres. Tout ceci considéré, je regarde la guerre, malgré ses fléaux, comme un bien. Je crois, du reste, que de ce bien nous aurons le temps de jouir, car nous ne sommes pas au bout.

(Undatiert, Frankfurt, Herbſt 1854:) La population de presque toute l'Allemagne est on ne peut plus hostile aux Russes et très occidentale par conséquent. Les Russes ne trouvent pas un sou ici pour leur emprunt, tandis que les emprunts autrichiens et prussiens réussissent. En général, les Turcs ont conquis beaucoup de sympathies par l'énergie de leur résistance.

(Téhéran, 10 février 1856 an Caroline:) Nous allons donc avoir la paix. On nous annonce de Constantinople que la Russie accepte les propositions autrichiennes. J'en suis bien aise au point de vue général. Au point de vue particulier, les difficultés augmenteront sensiblement ici; mais nous nous en tirerons, s'il plaît à Dieu.

Zu Tocqueville.


Alexis de Tocqueville

Zur Literatur über Tocqueville.

Die Œuvres complètes d'Alexis de Tocqueville erſchienen nach Tocquevilles Tode in neun Bänden Großoktav — zum Teil, namentlich die großen Hauptwerke, mehrmals aufgelegt[1] —, denen ſich erſt 1893 als zehnter die Souvenirs, herausgegeben vom Großneffen Tocquevilles, anſchloſſen.

Der fünfte Band enthält als Einleitung die vortreffliche, noch heute wertvolle Biographie Tocquevilles von ſeinem treueſten Freunde und alter ego Guſtave de Beaumont in ſechs Kapiteln. Ebenderſelbe hat zu den neueren Ausgaben der Démocratie en Amérique eine ausführliche Vorrede geſchrieben, in welcher unter anderem die Hauptſtimmen der drei führenden europäiſchen Kulturländer aus älterer Zeit über die Démocratie (p. VI/VII), über l'Ancien Régime et la Révolution (p. XVII—XIX), wie endlich über die Œuvres et Correspondance inédites (p. XX—XXII), zuſammengetragen ſind[2]. Die wichtigſten Kundgebungen über Tocqueville nach ſeinem Tode (von Ampère im Correspondant 2 Juin 1859, de Barante

[1] T. 1—3: La Démocratie en Amérique. T. 4: L'Ancien Régime et la Révolution. T. 5. 6: Œuvres et Correspondance inédites. T. 7: Nouvelle Correspondance inédite. T. 8: Mélanges. Fragments historiques. T. 9: Études économiques, politiques et littéraires.

[2] Einzelne dieſer Aufſätze ſind ſpäter in Sammelwerke der betreffenden Autoren übergegangen, wie die Sainte-Beuves in deſſen Causeries du Lundi, T. XV p. 93—121 und Nouveaux Lundis, T. X p. 280—334.

vor der Société d'Histoire de France am 3 Mai 1859, de Loménie, Revue des Deux Mondes 15 Mai 1859, de Sacy und de Laboulaye im Journal des Débats 30 Septembre, 1, 2, 4 Octobre 1859) sind verzeichnet p. II der Vorrede zum fünften Bande der Werke, in deren neuntem Bande dann die Akademieansprachen Molés (p. 607 ss.), Lacordaires (p. 617 ss.) und Guizots (p. 638 ss.) auf Tocqueville sich im Wortlaute abgedruckt finden.

Den drei Bänden der Korrespondenz ist später der Briefwechsel mit Gobineau besonders gefolgt: „Correspondance entre Alexis de Tocqueville et Arthur de Gobineau publiée par L. Schemann", Paris 1908.

Eine äußerst wertvolle Ergänzung der Briefe und der Werke bildet ferner die Sammlung der Unterredungen Tocquevilles mit seinem Freunde, dem bekannten englischen Nationalökonomen Nassau William Senior (London 1872), welche Eugène d'Eichthal zum größten Teile in französischer Übersetzung seiner gediegenen Studie: „Alexis de Tocqueville et la Démocratie libérale", Paris 1897 als Anhang beigegeben hat.

Von den bedeutendsten Geistesverwandten und Fortsetzern Tocquevilles äußern sich über ihn Taine in den „Origines" T. I² 1876 p. 47 und p. 99, Sorel u. a. in seinem „Montesquieu" p. 79/80 und p. 166/67.

Ganz neuerdings tritt Tocqueville wieder stärker in den Vordergrund, seit der von Beaumont nur unvollständig bearbeitete Nachlaß zwei pietätvollen Verehrern des großen Denkers zur Veranstaltung von Ergänzungsveröffentlichungen übergeben worden ist. Die eine derselben, ausschließlich dem Politiker und politischen Denker gewidmet, ist 1910 erschienen: der warm geschriebene und von schönem Verständnis zeugende „Essai politique sur Alexis de Tocqueville avec un grand nombre de documents inédits" von R. Pierre Marcel. Die andere, welche den Menschen und den Schriftsteller be-

handeln soll und anscheinend noch weit reichlicheres Material bringen wird, von Antoine Redier, steht in baldiger Aussicht.

In Deutschland hat sich Tocqueville bei unsern Historikern von Ranke und Häußer an der größten Hochschätzung erfreut (vgl. Marcel a. a. O. p. 118). Sybel beschäftigt sich mit ihm in seiner Besprechung des Taineschen Werkes, in den „Kleinen historischen Schriften" Bd. III S. 231 ff. Den von Tocqueville unwiderleglich entwickelten Schattenseiten der Zentralisation der Verwaltung in der Hand der königlichen Beamten stellt er ausgleichend die positiven Leistungen jener großen Bureaukratie gegenüber. Döllinger in den „Akademischen Vorträgen" Bd. II S. 320 nennt Tocqueville eine der edelsten und großartigsten Erscheinungen des modernen Frankreich und ebenda Bd. III S. 15 dessen größten politischen Denker.

Für Hillebrand in seinem weitverbreiteten Buche über Frankreich und die Franzosen ist Tocqueville eine Hauptautorität; er macht unermüdlich auf ihn aufmerksam (S. XVII ff. 31/32. 59—62. 101. 209. 212. 222 ff. 229—231. 257. 315. 319/20. 347). Ähnlich ist es bei Heinrich v. Treitschke in seinen Studien über „Frankreichs Staatsleben und den Bonapartismus" im ersten Teil der neuen Folge seiner historischen und politischen Aufsätze (S. 124. 150. 182. 191/92. 201. 219/20. 222/23. 227. 228. 254. 265. 300. 303. 306. 309. 373).

Gut handelt über Tocqueville auch Bluntschli in der „Geschichte der Staatswissenschaften" S. 722—724. Wilhelm Dilthey, „Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften" (Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften 1910) S. 31 ff. stellt Tocqueville als dritten unter den originalen historischen Köpfen seiner Zeit neben Ranke und Carlyle: „Er ist der Analytiker unter den geschichtlichen Forschern, und zwar unter allen Analytikern der politischen Welt der größte seit Aristoteles und Machiavelli."

Eine zusammenfassende Charakteristik hat, im Anschluß

an die Ausgabe der Œuvres complètes, F. X. Wegele gegeben in Sybels „Historischer Zeitschrift" Bd. 20, 1868, S. 133—170.

Daß unter unseren jüngeren Historikern vornehmlich Adalbert Wahl in seinen verschiedenen Veröffentlichungen zur Vorgeschichte der französischen Revolution Tocqueville, im einzelnen ihn vielfach berichtigend, im ganzen um so entschiedener zu Ehren gebracht hat, dürfte wohl bekannt sein.

Von selbständigen Monographien besitzen wir nur Heinrich Jaques, „Alexis de Tocqueville, ein Lebens- und Geistesbild", Wien 1876, eine zweifellos tüchtige Leistung, die aber für unsere Zeit wohl durch eine neue, namentlich auch nach manchen Seiten erweiterte und ergänzte, ersetzt werden dürfte. Bis dies einmal in umfassenderer Weise erfolgt, habe ich selbst mich bemüht, in meinem Vortrage „Alexis de Tocqueville" (Stuttgart 1911) die Lücke vorläufig auszufüllen.

Tocqueville, Souvenirs

p. 365—368. 372/73.

(Über den Zuſtand Europas und die Rolle Frankreichs beim Beginn ſeines Miniſteriums.)

Au moment où j'entrai au ministère, l'Europe était comme en feu, bien que l'incendie fût déjà éteint en certains pays. La Sicile était vaincue et soumise; les Napolitains étaient rentrés dans l'obéissance et même dans la servitude; la bataille de Novare venait d'être livrée et perdue; les Autrichiens vainqueurs négociaient avec le fils de Charles-Albert, devenu roi de Piémont par l'abdication de son père; leurs armées, sortant des limites de la Lombardie, occupaient une partie des États de l'Église, Parme, Plaisance, la même Toscane où elles étaient entrées sans être appelées, et malgré que le grand-duc eût été restauré par ses sujets, bien mal payés, depuis, de leur fidélité et de leur zèle. Mais Venise tenait encore, et Rome, après avoir repoussé notre première attaque, appelait à son aide tous les démagogues de l'Italie et agitait l'Europe entière de ses clameurs. Jamais peut-être, depuis Février, l'Allemagne n'avait paru plus divisée ni plus troublée. Quoique la chimère de l'unité allemande se fût évanouie, la réalité de l'ancienne organisation germanique n'avait pas encore repris sa place. L'Assemblée nationale, qui avait essayé jusque-là de créer cette unité, réduite à un petit nombre de membres, fuyait Francfort, promenant de place en place

son impuissance et le spectacle de ses fureurs ridicules. Mais sa chute ne rétablissait pas l'ordre; elle laissait, au contraire, un champ plus libre à l'anarchie.

Les révolutionnaires modérés, et on peut dire innocents, qui s'étaient flattés de pouvoir amener paisiblement, par des raisonnements et des décrets, les peuples et les princes de l'Allemagne à se soumettre à un gouvernement unitaire, ayant échoué et se retirant découragés de l'arène, laissaient la place aux révolutionnaires violents, qui avaient toujours assuré que l'Allemagne ne pouvait être conduite à l'unité que par la ruine complète de tous ses anciens gouvernements et l'abolition entière du vieil ordre social. Aux discussions parlementaires succédaient donc de toutes parts des émeutes. Les rivalités politiques tournaient en guerre de classes; les haines et les jalousies naturelles du pauvre contre le riche devenaient des théories socialistes en beaucoup d'endroits, mais surtout dans les petits États de l'Allemagne centrale et dans la grande vallée du Rhin. Le Wurtemberg était agité; la Saxe venait d'avoir une insurrection terrible, dont on n'avait pu triompher qu'à l'aide des secours de la Prusse; d'autres insurrections avaient troublé la Westphalie; le Palatinat était en pleine révolte et les Badois venaient de chasser leur grand-duc et de nommer un gouvernement provisoire. Et pourtant la victoire définitive des princes, que j'avais présagée un mois auparavant, quand je traversais l'Allemagne, n'était plus douteuse; ces violences mêmes la précipitaient. Les grandes monarchies avaient encore des difficultés à vaincre, mais plus de périls; et maîtres chez eux, ou sur le point de l'être, ils ne pouvaient manquer de le devenir bientôt dans les États secondaires. En troublant ainsi violemment l'ordre public, on leur donnait le désir, l'occasion et le droit d'intervenir.

La Prusse avait déjà commencé à le faire; les Prussiens venaient de réprimer, les armes à la main, l'insurrection de la Saxe: ils entraient dans le Palatinat du Rhin, offraient leur intervention au Wurtemberg et allaient envahir le grand-duché de Bade, occupant ainsi par leurs soldats ou leur influence presque toute l'Allemagne.

L'Autriche était sortie de la crise terrible qui avait menacé son existence, mais elle était encore en grand travail. Ses armées victorieuses en Italie étaient battues en Hongrie.

Désespérant de venir seule à bout de ses sujets, elle avait appelé la Russie à son aide et le tsar, par un manifeste du 13 mai, venait d'annoncer à l'Europe qu'il marchait contre les Hongrois. . . .

Au milieu de cette Europe, que je viens de peindre, la situation de la France était embarrassée et faible. Nulle part la révolution n'avait réussi à fonder une liberté régulière et stable. Partout les anciens pouvoirs étaient en voie de se relever du milieu des ruines qu'elle avait faite, non pas, il est vrai, tels qu'ils étaient tombés, mais fort semblables. Nous ne pouvions aider ceux-ci à se raffermir, ni assurer leur victoire, car le régime qu'ils rétablissaient était antipathique, je ne dirai pas seulement aux institutions que la révolution de Février avait créées, mais au fond même de nos idées, à ce qu'il y a de plus permanent et de plus invincible dans nos nouvelles mœurs. De leur côté, ils se défiaient de nous et avec raison. Le grand rôle de restaurateurs de l'ordre général en Europe nous était donc interdit. Ce rôle d'ailleurs était déjà pris par un autre; il appartenait de droit à la Russie, le second seul nous fût resté. Quant à placer la France à la tête des novateurs, il fallait encore moins y songer par deux raisons: la première, qu'il eût été absolument impossible

de conseiller ceux-ci et de se flatter de les conduire à cause de leur extravagance et de leur détestable impéritie; la seconde, qu'on ne pouvait les soutenir au dehors sans tomber sous leurs coups au dedans. Le contact de leurs passions et de leurs doctrines eût bientôt mis la France en feu, les questions de révolution dominant alors toutes les autres. Ainsi nous ne pouvions nous unir aux peuples qui nous accusaient de les avoir soulevés et trahis, ni aux princes qui nous reprochaient de les avoir ébranlés. Nous en étions réduits au bon vouloir stérile des Anglais; c'était le même isolement qu'avant Février avec le continent plus ennemi et l'Angleterre plus tiède. Il fallait donc, comme alors, se réduire à vivre petitement, au jour le jour; mais cela même était difficile. La nation française, qui avait fait et qui faisait encore à certains égards une si grande figure dans le monde, regimbait contre cette nécessité du temps; elle était restée superbe en cessant d'être prépondérante, elle craignait d'agir et voulait parler haut et demandait aussi à son gouvernement d'être fier, sans pourtant lui permettre les hasards d'un pareil rôle.

Tocqueville und Deutschland.

Während England gewissermaßen als die zweite Heimat Tocquevilles bezeichnet werden darf, ist er zu unserem Vaterlande nie in ein sonderlich nahes Verhältnis getreten, wenn er auch mehrfach in dieser Richtung sich ernstlich bemüht hat. Er ist ein paarmal in Deutschland gereist, aber immer nur im westlichen. Schon 1836 wird ein Aufenthalt in Baden erwähnt. Die Berufung zum Minister traf ihn in Frankfurt. 1854 lebte er einige Zeit in Bonn und gewann sich dort sehr sympathische Eindrücke von den Deutschen und ihrem Leben. Seine mühsamen, freilich wenig gelohnten Versuche, sich der deutschen Sprache zu bemeistern, erwähnt er selbst mehrmals in der Korrespondenz. Persönlich war er von bedeutenden Deutschen eigentlich nur Bunsen einigermaßen näher getreten, von dem man nicht wird behaupten wollen, daß er unser Vaterland damals einem Tocqueville gegenüber geistig ausreichend und charakteristisch vertreten habe. Aber er empfand hier auch selbst immer eine Lücke, und es ist interessant genug, wie er bestrebt ist, diese durch Anleihen bei anderen, die in Deutschland daheim waren, wie insbesondere bei seinem jungen Schüler und Freunde Gobineau auszufüllen, und fast rührend, wie er später seinen Neffen, der in Wien und dann in Berlin als Gesandtschaftsattaché weilte, anhielt, sich die Schätze deutschen Geisteslebens zu eigen zu machen. Diesen Schätzen hielt ihn allerdings seine eigene Wesensanlage in etwa fern: bezeichnend ist in dieser Beziehung sein Urteil über Goethe, „den er in seinem Olymp wenig anziehend fand, ja der für ihn etwas

vom Teufel an sich hatte (tenant du diable) in seiner Gefühllosigkeit, seinem Egoismus und seinem Hochmut" (Marcel p. 75). So ist denn, was ihn nach Deutschland und in dessen Literatur lockte, vor allem auch historisch-politischer Art: die Vorstudien zu seinem Werke über die Revolution (Œuvres VI 256 ss.). Aber er hat dann doch wunderbar tiefe Blicke in die eigentliche Seele der Deutschen getan. Er war es, der (30. Juli 1856) Gobineau weissagte, daß die Deutschen sein eigentliches Publikum werden würden, weil sie die einzigen wären, welche philosophischen Wahrheiten um ihrer selbst willen ernstlich nachgingen. Und schon am 2. Oktober 1854 schrieb er an de Corcelles die bedeutsamen Worte (VI 272 ss.): „Cependant le grand travail d'assimilation qui se poursuit dans tout le monde civilisé a déjà eu pour effet de rendre l'aspect de l'Allemagne fort semblable à celui de la France. Institutions, habitudes sociales, costumes, usages, tout est pareil dans les deux pays ou assez près de l'être. Ce qui est resté dissemblable, c'est ce qu'on ne voit pas, c'est à dire la manière d'envisager les choses de ce monde, la façon d'être affecté par la vue des faits, l'homme du dedans enfin qui garde son empreinte originelle, tandis que l'homme du dehors l'a déjà perdue. C'est cette Allemagne invisible dont j'ai fini par acquérir quelques notions et celles-ci suffisent pour que je ne puisse considérer mon voyage comme tout à fait inutile."

Vortrefflich hat er es dann auch erkannt und in den hinterlassenen Vorstudien zur Fortsetzung seines Werkes über die Revolution (VIII 220 ss.) ausgesprochen, daß auf diesem inneren Deutschen die wahre deutsche Einheit beruhte, ehe an eine äußere noch zu denken war (p. 221: „sie erhielten sich ihre geistige Einheit in der Literatur"). Ebenda spricht er von dem Rassenstolz, der dem Deutschen inmitten seiner Unglücksschläge verblieb, von der gigantischen Vorstellung, die er von

sich selbst hatte, selbst als er am Boden lag. Er knüpft diese Betrachtungen hauptsächlich an die Gestalt von Perthes und erwähnt dessen Worte: „Wir Deutschen sind ein auserlesenes Volk, ein Volk, das die ganze Menschheit vertritt und für alle arbeitet. ... Solange wir leben, haben wir nicht für uns selbst gelebt, sondern für ganz Europa."

Endlich wird es aber interessant sein, Tocqueville nun auch noch über das Problem jener äußeren Einheit Deutschlands zu hören, das, wie immer, so auch zu seiner Zeit die Geister bewegte und über das er sich in seinen Souvenirs (p. 382 ss.) folgendermaßen geäußert hat: „L'intérêt de la France est-il que le lien de la Confédération germanique se resserre ou se relâche? En d'autres termes devons-nous désirer que l'Allemagne devienne à certains égards une seule nation, ou reste une agrégation mal jointe de peuples et de princes désunis?

C'est une ancienne tradition de notre diplomatie qu'il faut tendre à ce que l'Allemagne reste divisée entre un grand nombre de puissances indépendantes; et cela était évident, en effet, quand derrière l'Allemagne ne se trouvaient encore que la Pologne et une Russie à moitié barbare; mais en est-il de même de nos jours? La réponse qu'on fera à cette question dépend de la réponse qu'on fera à cette autre: quel est au vrai, de nos jours, le péril que fait courir la Russie à l'indépendance de l'Europe? Quant à moi, qui pense que notre occident est menacé de tomber tôt ou tard sous le joug ou du moins sous l'influence directe et irrésistible des tsars, je juge que notre premier intérêt est de favoriser l'union de toutes les races germaniques, afin de l'opposer à ceux-ci. L'état du monde est nouveau; il nous faut changer nos vieilles maximes et ne pas craindre de fortifier nos voisins pour qu'ils soient en état de repousser un jour avec nous l'ennemi commun."

Im folgenden führt er dann selbst aus, wie diese Betrachtungen zurzeit verfrüht seien, indem die Versuche sowohl der Frankfurter Nationalversammlung als des Königs von Preußen scheiterten und dadurch „Deutschland von selbst und unwiderstehlich in seine alte Verfassung und die alte Anarchie seiner Gewalten zurücksank".

Die pangermanische Auffassung, die aus diesen 1851 niedergeschriebenen Sätzen spricht, muß bei Tocqueville, der sich sonst alle rassenhaften Gesichtspunkte grundsätzlich fernhielt, in Erstaunen setzen. Es sind weit eher Gobineausche Gedankengänge, die wir hier vernehmen; und es wäre interessant, wenn er damals in dieser Richtung von seinem leidenschaftlich germanischen Schützling eine Beeinflussung erfahren hätte. Jedenfalls finden seine Ausführungen die Mißbilligung des heutigen Frankreich, wie unter anderem die des ihn sonst so warm verehrenden Marcel (p. 409); und Tocqueville selbst hat sich in späteren Augenblicken zu mehr französischen Anschauungen bekannt, indem er bei einer anderen Gelegenheit zu Beaumont sagte: „Ich kenne sehr wohl die ganze Gefahr, die für Frankreich vom Gesichtspunkte seiner dauernden Politik aus darin liegt, daß sich in Deutschland eine einheitliche Regierung bildet" (Marcel p. 410), und wieder ein anderes Mal erklärte er gegen Senior, als dieser Palmerston lobte, weil er Preußen gegen Rußland begünstige: „Das mag zutreffen, soweit die Interessen Englands ins Spiel kommen, aber Frankreich kann eine neue Vergrößerung einer militärischen Großmacht dicht an seiner Grenze nicht mit Freuden sehen" (d'Eichthal p. 230).

Ein schmerzliches Dilemma, das wir aber wohl oder übel noch auf unbestimmte Zeit gerade auch über die besten Franzosen verhängt sehen werden, solange der Geist des Haager Schiedsgerichts den Kern der beiden großen Völker diesseits und jenseits des Rheins noch nicht erfaßt hat.

Ich möchte diese kurze Darlegung mit einem erst neuer-

dings in einem Briefe aus Frankfurt vom 18. Mai 1849 veröffentlichten Worte Tocquevilles schließen: „Die Armee ist in Preußen das Vaterland.“ Es ist bezeichnend, daß ihm diese Erkenntnis gerade in jenen Tagen der völligen revolutionären Zerklüftung unseres Vaterlandes aufging, da, wie er es eben in dem genannten Briefe an Beaumont schildert, alles andere in deutschen Landen auseinanderzufallen drohte und er einzig von der preußischen Armee sagen konnte: „Tout annonce que l'armée prussienne tient bon.“ [1]

[1] Daß Tocqueville im dritten Buche der Souvenirs aus Anlaß seines Ministeriums und gewissermaßen als Fachmann noch eingehender auf die politischen Details der damaligen deutschen Dinge zu sprechen kommt, kann hier nur erwähnt werden. Die betreffenden Stellen sind nicht so charakteristisch als die vorerwähnten und vor allem zu umfangreich, um hier vollständig mitgeteilt zu werden.

Ein amtliches Schreiben Gobineaus an Beaumont

über die Dinge, welche zum Ende von Tocquevilles Miniſterſchaft führten.

(Zuerſt abgedruckt bei R. Pierre Marcel, „Essai politique sur Alexis de Tocqueville". Paris 1910. p. 424—428.)

Paris, 20 octobre 1849.

Monsieur,

Nous sommes au beau milieu des débats sur l'affaire de Rome[1] et le Ministre est tellement occupé et absorbé par cette situation qu'il me charge de vous écrire pour lui. Vous aurez donc d'assez pauvres appréciations pour cette fois et je le regrette, car jamais encore, depuis quatre mois que nous sommes ici, nous n'avons eu un moment aussi critique et soit dit sans nulle emphase, aussi solennel.

Vous avez connaissance déjà sans doute du rapport de M. Thiers; voilà le champ de bataille, où la Montagne, par amour du bruit, du scandale et de ce qui peut s'ensuivre, et les partisans de M. V. Hugo ont voulu surtout concentrer le débat, non pas à cause de ce que ce rapport affirme, mais à cause de ce qu'il dissimule. Le grand point c'est qu'il n'a pas parlé de la lettre du Président de la République, par conséquent il l'a reprouvée, par conséquent le Président de la République est attaqué, offensé, donc il

[1] Dieſe findet man eingehend dargeſtellt bei Marcel p. 413—430. Insbeſondere auch wird dort näheres über den Brief des Präſidenten an ſeinen Adjutanten Edgar Ney vom 18. Auguſt mitgeteilt (p. 419 ss.), mit welchem er ſein Miniſterium überrumpelte und in die hier geſchilderten ſchweren Verlegenheiten brachte.

faut que son ministère vienne à son aide, le couvre, ce qu'il ne peut faire qu'en approuvant la lettre, qu'en adoptant, qu'en arborant tout ce qu'elle demande comme devant être de toute nécessité accordé, et, en définitive, qu'en rompant en visière à ceux qui réprouvent une politique de ce genre.

Voilà le thème.

Malheureusement, M. le Président de la République et son entourage n'étaient pas aussi éloignés de ce point de vue qu'on aurait pu le désirer. De son côté, M. Thiers désapprouve la lettre du 18 août avec une hauteur qui, dans le rapport, n'a pu choisir d'autre alternative que d'éclater ou de se taire et l'on a pu craindre que M. Barrot, épousant la passion de M. le Président de la République et surexcité par l'aspect et les ennuis des négociations entretenues depuis tant de mois avec la cour de Gaëte, ne fût bien près à son tour, d'exaspérer la vivacité de M. Thiers, si M. Thiers était vif, par la vivacité de sa riposte. Voilà la situation d'avant-hier au matin quand la discussion a commencé et les difficultés contre lesquelles M. de Tocqueville avait à lutter. Je ne vous parle pas des efforts des jours précédents, efforts multipliés, pour améliorer un état de choses aussi périlleux, et qui n'avaient pas été absolument sans résultats. On avait pu calmer M. Thiers, calmer M. Barrot, mais il n'était pas certain que le même effet eût été produit sur l'esprit de M. le Président de la République.

M. de Tocqueville a posé la discussion. C'est lui qui a ouvert le débat par un discours incontestablement le meilleur, le plus ferme et le plus net et le plus habile qu'il ait encore prononcé. Du reste, comme ce discours est de ceux qui ont une valeur intrinsèque, indépendante de la mise en scène oratoire, vous pourrez en juger par

vous-même et je ne m'y étendrai pas. Je vous dirai seulement qu'en établissant la question non point sur le terrain ou dans les fondrières de la lettre du 18 août, mais au cœur de l'affaire de Rome en elle-même, ce discours mettait la discussion là où elle pouvait seulement se développer, sans atteindre aucune des susceptibilités en présence. Vous remarquerez que dans la droiture très appropriée au sujet et au but qui caractérise cette belle exposition, la lettre du 18 août n'est pas mise de côté, n'est pas mise en dehors du fait politique et y conserve une place; mais elle est reléguée hors des limites officielles et diplomatiques par cette épithète de *familière* qui a été très remarquée, très bien sentie, très approuvée comme lui donnant précisément sa place. Le discours du Ministre a été un grand et bel acte de sagesse et de sagacité gouvernementales.

Je ne vous dirai pas toutefois, Monsieur, que M. le Président de la République en ait été pleinement satisfait. Il n'a pas, à ce qu'il semble, tenu compte de différentes difficultés existantes et il aurait souhaité que sa lettre fût non pas admise dans sa substance mais adoptée et défendue de tous points par le cabinet. Après la séance, le soir, il a parlé dans ce sens assez hautement et s'est plaint de ce qu'on le laissait seul en face du rapport agressif de la Commission. Dans une semblable disposition d'esprit, la séance d'hier a dû lui apporter des satisfactions, mais ces satisfactions lui sont venues d'un côté, qui d'ordinaire ne lui en prodigue pas. Déjà, la veille, M. Mathieu de la Drôme s'était étendu avec éloges sur la lettre; M. Cavaignac est venu, à son tour, la louer dans les termes les plus expressifs. Son discours, quant au but que se proposait le général, n'a pas été à ce qu'il semble, nettement compris. M. de Tocqueville pense *qu'il ne veut rien dire*, ou bien que *la portée en est peu louable*. Dans tous les cas,

c'est M. Victor Hugo qui, en dehors de toute espèce d'arrière-pensée plus ou moins favorable à l'auteur de la lettre, s'en est montré le champion le plus décidé. Son langage paraît avoir beaucoup plu et M. le Président de la République passe pour l'avoir loué. Je ne sais si vous trouverez bien propre à vous servir, la manière dont il parle des affaires de Hongrie. Quoi qu'il en soit M. de Montalembert est venu après M. Victor Hugo et il est hors de toute discussion qu'il a mis en déroute les discours du préopinant et de M. Mathieu de la Drôme et inspiré à l'Assemblée les idées, les passions les plus en désaccord avec ce qu'on a appelé longtemps l'esprit de l'époque. Je n'insisterai pas sur ce point qui n'est pas l'objet de cette lettre, mais je vous prierai de remarquer seulement, Monsieur, que M. de Montalembert, s'il a peut-être indiqué par une allusion lointaine qu'il n'approuvait pas la lettre, ne l'a du moins pas attaquée directement, discrétion qui le sépare de ses amis du parti catholique, dont l'organe (le journal l'Univers) s'exprimait en termes très superbes sur le cabinet et sur le Président le matin même.

Aujourd'hui la discussion va continuer. On attend des hasards. M. le Garde des Sceaux ne se touvera pas répondre à une autre personne qu'à M. Emmanuel Arago qui va parler avant lui. Peut-être ne dira-t-il rien qui surexcite la verve de M. Thiers et peut-être les dispositions un peu véhémentes de M. le Président de la République ne trouveront-elles pas d'aliment. Ainsi, vous le voyez, nous sommes au milieu des peut-être, et nous avons peut-être une bombe qui va éclater dans quelque coin. En tout cas, M. de Tocqueville ne croit pas pouvoir admettre une intervention passionnée de M. le Président de la République, dans cette affaire, à son encontre, et il n'admet pas qu'il puisse accepter un blâme, dans quelque mesure et dans

quelque forme que ce soit, qui lui serait imposé quant à sa conduite au sujet de la lettre.

Voilà, Monsieur, les affaires qui se traitent encore aujourd'hui, qui peut-être peuvent se prolonger et ne finir pas ce soir et qui, en définitive, pourraient, sans qu'on eût le droit de s'en montrer trop surpris, amener les plus grosses conséquences.

Midi. Je voulais en rester là de cette affaire, mais je me suis interrompu pendant deux heures environ et il est venu à mes oreilles différents bruits dont voici le résumé. Je crois ne pouvoir trop vous mettre au courant, Monsieur, des progrès d'une affaire aussi vitale. Le bruit est devenu public et court les boulevards que le Président de la République et surtout son entourage sont irrités et montés dans le sens du discours de M. Victor Hugo. Ils poussent, assure-t-on, M. le Garde des Sceaux et lui demandent de défaire pièce par pièce l'édifice élevé à la conciliation par M. de Tocqueville. Ce serait une bataille livrée à la majorité. Avec quelles forces, quelle perspective de succès, je n'en sais rien. Mais voilà ce qui se dit. Le ministre est au Conseil et il s'occupe directement et avec une insistance très caractéristique, de raffermir, si toutefois il y a lieu, Monsieur le Garde des Sceaux dans la voie commune. Nous verrons ce soir les résultats.

Comme je ne doute pas que cette tension des faits et des esprits ne vous préoccupe, j'aurai l'honneur de vous écrire un mot demain par la poste et, comme de juste, en me tenant dans un vague d'expression suffisant.

Adieu, Monsieur, mettez je vous prie mes respectueux hommages aux pieds de Mme de Beaumont et croyez-moi bien votre plus affectionné et dévoué serviteur

Arthur de Gobineau.

Tocqueville an Beaumont.

(Nouvelle Correspondance entièrement inédite [= Œuvres complètes T. VII]. Paris 1866. p. 289/90.)

Tocqueville, 16 juillet 1852.

La semaine dernière, le silence qui règne autour de cette vieille demeure a été troublé par le bruit d'une voiture. Nous en avons vu descendre avec assez de surprise Gobineau[1] qui venait passer la journée avec nous. Nous l'avons reçu de notre mieux, et nous avons parlé avec lui littérature du matin au soir. Il en parle bien mieux que de politique: il sait tout le dix-huitième siècle par cœur, et j'ai vu le moment où il réciterait à ma femme jusqu'à la *Pucelle* de Voltaire. Il m'aurait, en vérité, fort amusé, s'il était au pouvoir d'un homme quelconque de m'amuser huit heures de suite. Ne voulant pas avoir l'air de fuir les discussions politiques, je lui ai dit à brûle pourpoint: „Comment pouvez-vous expliquer que le Président, qui a passé toute sa vie dans des pays libres, ait détruit à ce point la liberté dans le nôtre? Pour moi, ai-je ajouté, ce qui m'empêchera toujours de me rallier à son gouvernement, c'est encore moins le 2 décembre que ce qui le suit." Gobineau est convenu avec embarras qu'il en était surpris lui-même, qu'on avait été beaucoup trop loin; m'a assuré qu'il ne désespérait pas d'un retour vers la liberté, et s'est rejeté dans la littérature. J'ai repris le sujet dans un

[1] Im Originaldruck, der noch zu Gobineaus Lebzeiten erfolgte, heißt es „X".

autre moment ce qui a donné à Gobineau l'occasion de me raconter que le Président était entouré de gens qui ne trouvaient de mal dans ce qui se passait que la modération et la lenteur dont on usait. Ceux-là se choquaient de l'excès de nos libertés et du peu de puissance que le Président s'est réservé. Ce qui m'impatientait un peu dans mon hôte était de voir que, comme tant d'autres, en sacrifiant ses anciennes affections à ses intérêts, il avait retenu précieusement ses anciennes haines; et dans un moment où il me faisait une tirade sur les crimes de la Restauration dont le plus grand était l'expédition d'Espagne: „Oui, ai-je dit, vous avez raison; c'est toujours en effet un grand crime de détruire la liberté d'un peuple sous prétexte qu'il en fait mauvais usage." Cette maxime a coupé net la conversation, et nous sommes rentrés définitivement dans Voltaire. Nous ne nous sommes pas moins quittés très-tendrement à dix heures du soir.

Aus einer amtlichen Denkschrift Gobineaus über die Schweiz.

Aus einer amtlichen Denkschrift Gobineaus über die Schweiz.[1]

Le mémoire de Gobineau sur la situation économique de la Suisse a été écrit de juillet à novembre 1850.

Il en étudie tour à tour, la topographie (limites anciennes et modernes du territoire helvétique, superficie totale et superficie productrice, divisions naturelles comparées aux divisions politiques, développement des frontières, viabilité, canaux, voies ferrées); la population (statistiques relevées à diverses époques, division par idiome, division confessionnelle, émigrations et immigrations, populations urbaines et rurales, propriété foncière et accroissement graduel du paupérisme; population relative — la Savoie et le Tyrol sont relativement plus peuplés —, populations cantonales et division par sexes; natalité et mortalité); la production agricole (état de la propriété, tenure des terres, appréciation du sol productif, fourrages, races bovine — infériorité de la production sur celle des autres pays d'Europe —, ovine, chèvres, porcs; prix et consommation de la viande; chevaux); l'état agricole (fromageries, beurre, volailles, abeilles, forêts, céréales, pommes de terre, vignobles, jardins, arbres fruitiers, tabac, mûriers et vers à soie; distilleries, bière; minéraux, fer, sel; l'agriculture, d'après son rendement annuel, semble péricliter); l'industrie et le commerce (soieries, imprimeries d'étoffes, mousselines; horlogeries; lainages, tanneries, pailles tressées; usines métallurgiques), etc.

---

[1] Die folgende Inhaltsangabe und Auszüge sind der Güte des Herrn Alexandre Taufferat-Radel in Paris zu danken.

Le territoire appelé du nom *d'Helvétie* a beaucoup varié dans ses limites. Ce sont les modernes qui lui ont attribué le plus d'extension, en lui adjoignant les contrées assez importantes qui, au temps des Romains, s'appelaient *Rhétie*. Mais ce phénomène de voir la partie nommer le tout s'était déjà produit dans ces régions: Car si la contrée occidentale, *Pays des Helvètes*, a eu récemment cet honneur, le moyen-âge avait déjà appliqué le nom d'un canton oriental, *Schwytz*, à la confédération tout entière.

L'Helvétie ancienne confinait vers le nord au pays des Rauraques, laissant Bâle, leur capitale, en dehors de ses limites: au sud, elle n'atteignait pas Genève, alors partie du territoire allobroge; à l'ouest, elle longeait le jura jusqu'au Lac Léman: à l'est, elle s'enfonçait vers des solitudes profondes, impraticables, inhabitées, des forêts remplies de bêtes féroces, et coupées par des marais sans fond, jusque vers la région des lacs, au-delà de laquelle s'étendait la Rhétie, mal peuplée de tribus qui ne se rattachaient aux siennes ni par l'origine ou le langage, ni par les mœurs.

Ainsi cette petite province équivalait à peine à la Suisse occidentale actuelle, dont elle n'avait pas toute la longueur: mais cependant, telle qu'elle était, sa situation en faisait l'entrepôt nécessaire des denrées qui, de l'Italie, remontaient vers le nord, et de celles qui, des contrées germaniques, descendaient au sud. Elle devint riche et populeuse, se couvrit de cités florissantes, et mérita d'occuper un rang distingué parmi les pays commerciaux de la période impériale.

Mais cette époque de prospérité ne dura malheureusement pas: Le transit que l'Helvétie offrait aux marchandises, il lui fallut bientôt le livrer aux invasions barbares. Son territoire, perpétuellement traversé par des hordes pillardes, fut plus maltraité encore qu'aucun autre: ses

villes, et jusqu'à ses bourgades, et jusqu'à ses hameaux, que dis-je, sa population même, tout disparut et au IIIe siècle, la Suisse française actuelle, le canton de Fribourg, le territoire de Soleure et de Berne, ne formaient qu'un désert dont les forêts avaient repris possession, et qui ne connaissait plus guères la présence des hommes.

Quand l'Europe commença à se reconstituer, quelques trouées se firent dans ces bois compacts; des établissements nouveaux s'y formèrent. — Sous la protection des Rois Francs, de pauvres hermitages illustrés par la piété et le dévouement attirèrent çà et là des hommes qui, voulant fuir le monde, venaient par esprit de pénitence, lutter contre cette nature rude, grossière, et qui semblait presque invincible. Ces cabanes fondées par la foi, habitées par le courage, devinrent le centre de petites agrégations d'autres cabanes: souvent le comte bourguignon ou allemand construisit dans leur voisinage sa tour ou son château: ainsi naquirent peu à peu quelques-unes des capitales, encore inaperçues alors, des futurs cantons suisses.

Mais en même temps que le pays sortait du chaos, se fondaient du même coup les motifs d'une éternelle division; les Bourguignons, les Allemands, les Rhétiens, les Italiens développaient chacun pour eux-mêmes, et sans secours mutuel ces petites individualités qui bientôt allaient l'une après l'autre, et à côté les unes des autres, devenir également souveraines. —

Ce fut sur les confins de l'Helvétie ancienne, dans une contrée montagneuse, probablement peu connue de l'antiquité, qu'apparut, au commencement du XIVe siècle, et à la suite d'une résistance heureuse à l'oppression, le noyau de la future Confédération Suisse. En gagnant de proche en proche, quelquefois par des alliances, souvent aussi par des conquêtes, le pays ne fit plus que s'étendre. En 1308,

Schwytz, Uri et Unterwald, la Ligue ne comptait rien de plus. En 1332 Lucerne faisait son adjonction. En 1351, 1352, et 1353 les confédérés se fortifiaient de Zurich, de Glarus, de Zug et aussi de Berne. Cent vingt huit ans s'écoulèrent, et ce fut pour les huit cantons l'ère des conquêtes; puis en 1481, Fribourg et Soleure, en 1501, Bâle et Schaffouse, en 1513, Appenzell ayant aussi juré le pacte, complétèrent le chiffre de XIII, qui marqua longtemps le nombre des États confédérés. Enfin le grand ébranlement de notre révolution ayant créé des nécessités successives de remaniements dans les délimitations européennes, la Suisse dut, comme tant d'autres États, subir la loi des temps nouveaux. Les contrées sujettes s'élevèrent au rang des cités souveraines. Les principautés ecclésiastiques furent sécularisées. De simples alliés devinrent participants au pacte. 1803 vit naître six nouveaux cantons, Vaud, St Gall, les Grisons, l'Argovie, la Thurgovie, le Tessin, et 1815 compléta la Suisse moderne en lui adjoignant le Valais, Neuchâtel et Genève.

*

J'ai déjà parlé des *Alpaderi*, *Senner*, ou *Fromagers* de profession, et j'ai dit, je crois, que leur industrie se concentre en général dans les régions alpestres. Ceux qui l'exercent, outre les troupeaux qui leur appartiennent en propre, ont encore besoin de quelques capitaux pour la location des bêtes et le louage des hommes employés soit à la garde des animaux, soit à la fabrication; et comme ils sont obligés d'avoir une existence presque constamment nomade, il en résulte des dépenses que peu de Suisses peuvent supporter. — Ainsi cette classe particulière de producteurs n'est pas extrêmement nombreuse, et l'on peut dire qu'elle tend à diminuer chaque jour, par l'extension de plus en plus grande que prennent les établissements,

d'invention toute nouvelle, appelés *fruitières* sur lesquelles je vais tout à l'heure appeler votre attention. Cependant comme les fromagers nomades ont, pour ainsi dire, développé et perfectionné la manière d'entretenir, de faire pâturer, d'exploiter les animaux, je vais, à leur sujet, exposer des méthodes qui leur sont communes avec les possesseurs des *fruitières*, au moins de celles de la montagne, et je m'excuse d'avance de répéter peut-être ici quelques détails que j'ai déjà pu toucher ailleurs.

La réunion de vaches le plus souvent mêlée de chèvres, et quelquefois aussi de quelques moutons, s'appelle un *Sennten* ou *Sentum*. Un grand *Sennten* se compose de 24, 40, et même 60 vaches et un taureau. Les médiocres, ou petits, n'ont pas plus de 12 à 16 têtes. L'une des vaches porte au cou une cloche de cuivre: on appelle cette vache la *Trinchlenkuh*. Une autre en a une de bronze; et on la nomme la *Schellenkuh*. Le son simultané de ces deux instruments, de timbres différents, produit des tintements mélodiques que les animaux paraissent affectionner beaucoup. Tandis qu'ils pâturent sur les flancs des alpes les plus escarpées, et que le troupeau dispersé laisse ses membres vaguer sur les pentes, descendre dans les fonds, errer tout près des cimes, l'appel constant des deux vaches maîtresses empêche les bêtes de s'égarer, et sans cesse les rallie à travers les rideaux de bois, et les détours de rochers qui les empêchent de se voir; c'est ainsi seulement qu'il est possible de prévenir les accidents, et d'empêcher les vaches, qui ne s'éloignent jamais beaucoup du son des cloches, de se jeter dans les précipices. Du reste le berger ne confie pas sans réflexion les cloches aux animaux qui les portent. Il est au contraire obligé d'étudier et de reconnaître à l'avance leur caractère et leurs qualités, avant de leur conférer sur le troupeau une suprématie qui sera enviée et

certainement reconnue; et, une fois la cloche attachée au cou d'une vache, on raconte que cet animal met un tel prix à la porter que la lui retirer constitue un châtiment rigoureux, et qui peut l'affecter au point de le rendre malade, et quelquefois même de le faire périr.

Ainsi rallié sous la conduite des deux vaches maîtresses le fromager mène son troupeau, son Sennten, à la montagne. Il s'établit sur l'alpe qu'il a louée, dans un chalet, qui devient sa demeure pour toute la durée du pâturage. Ces sortes de huttes sont très grossièrement faites de troncs de bois placés l'un sur l'autre, longues, étroites, basses, et couvertes de planches que maintiennent contre les coups de vent, les grosses pierres qui les chargent. Dans les régions les plus élevées, où les sapins même ne croissent qu'avec peine, et où, par conséquent, le bois est rare, les chalets sont presqu'entièrement construits en pierres plates. D'ordinaire, pour mieux les garantir, et former à peu de frais le mur du fond, on les appuie contre un escarpement. La fumée des feux qu'on y entretient n'ayant point d'autre issue que la porte et les crevasses nombreuses de la bâtisse, l'intérieur devient promptement noir de suie. Telle est la forme la plus commune des chalets des fromagers. — Cependant il est quelques contrées où l'on y fait un peu plus de façons, comme par exemple dans l'*Emmenthal*, le *Simmenthal*, et le *Jura* où l'on rencontre quelques chalets assez bien construits, et pourvus d'une cheminée. — Quelquefois même, les propriétaires y joignent des abris couverts pour recevoir le bétail dans les mauvais temps, mais tout cela c'est l'exception. Dans la règle ordinaire, rien n'égale la rusticité des chalets, tandis que les animaux restent nuit et jour dans la montagne.

Lorsque le pâturage est très vaste, et contient plusieurs troupeaux, il y a aussi plusieurs huttes. La réunion s'en

appelle *Alpenweiler* (hameau alpestre); c'est en effet un petit village temporaire qui a comme annexe, des caves, ou magasins de fromage (Kaesegaden) assez solidement construits, et en tous cas, mieux fermés que les huttes dont le meuble le plus précieux est le grand chaudron de cuivre, instrument indispensable de la fabrication.

Le fromager n'est pas seul dans son chalet: pour peu que le troupeau soit un peu considérable, il entretient deux aides au moins. — D'abord le *Zusenn* ou *Dinnerer*, chargé de recueillir sur les alpes le bois et les productions végétales nécessaires au chalet, et d'apporter de la vallée le sel, le pain, la farine, etc. . . . — Il a encore pour fonctions de tenir les ustensiles en bon état, et en ordre convenable; enfin, lorsqu'il le faut, il aide le fromager, le *Senn* dans ses travaux. Après lui vient le *Zagabub*, *Kuhbub*, ou *Rinderer*, le vacher dont l'office consiste à mener et garder les bêtes au pâturage, et s'il y a des moutons, ce qui est fréquent, il leur faut encore un berger spécial. Outre les trois personnes que je viens de nommer, il y a encore un ouvrier appelé *Junger*, qui passe les journées avec le fromager dans la hutte, et partage avec lui les soins divers qu'exige la préparation des produits lactés.

L'existence de ces hommes est extrêmement dure et pénible, mais d'une uniformité complète, qui certainement contribue à leur en faire supporter les fatigues. Tous les matins, les fromagers et leurs aides se lèvent à 4 heures, et d'abord traient les vaches. Puis ils se mettent à faire le beurre, le fromage, les *Zieger* donnent du sel aux animaux, livrent aux porcs les résidus de la fabrication, puis nettoient leurs ustensiles. Ces soins divers tiennent toute la matinée, et une ou deux heures de repos les suivent. Puis la fabrication recommence de nouveau, ou bien le fromager va porter les produits de la veille et de la matinée au

magasin, visite ceux qui y sont déjà déposés, et revient au chalet, où, s'il lui reste un peu de temps, il aide ses compagnons à fendre du bois, à rassembler du fourrage, à réparer, souvent à relever les murs de leur demeure commune, ébranlés par quelque ouragan. Quelquefois des quartiers de rocs tout entiers ont roulé près de la cabane, y interceptent le chemin, ou gênent en quelquechose; beaucoup de temps et de forces sont employés à les enlever.

Cependant le soir arrive: les animaux reviennent des pâturages, et se rassemblent autour de la hutte alpestre. Les opérations du matin recommencent: on trait, on fait du beurre, du fromage, on nettoie les vases, et ces nouvelles opérations se prolongent jusqu'à neuf ou dix heures. C'est alors seulement que les bergers, s'enveloppant d'une couverture, sont libres de se jeter sur le foin, et de prendre du repos; pour le vacher il n'y peut songer, soit de jour, soit de nuit, que lorsque ses bêtes sont réunies dans une place sûre, ou couchées d'elles-mêmes autour du chalet.

Cette vie si rude n'est en général menée que par des hommes; toutefois, et à mesure que la pauvreté fait des progrès en Suisse, les fromagers se voient contraints d'y accoutumer leurs femmes et leurs filles. Ainsi, dans *l'Emmenthal*, dans la partie occidentale de *l'Oberland bernois*, dans les *Alpes vaudoises*, dans le *Bas valais* et *l'Appenzell* ce sont les femmes et les enfants qui, le plus souvent, remplissent l'office de *Junger*, de *Zusenn*, de *Rinderer*.

On assure dans les cantons que cette existence est très favorable au prolongement de la vie humaine: je le veux croire; cependant tout en admettant sans peine que des hommes bien construits, et d'une organisation vigoureuse puissent trouver dans tant de fatigues, des causes de développement physique très heureuses, je n'en suis pas moins porté à croire que ce qui sied aux forts, affaiblit, épuise,

énerve les faibles, et que surtout ces trauvaux extraordinaires confiés à des femmes ne doivent pas peu contribuer à enlaider des races qui par elles-mêmes ne sont pas déjà belles.

*

C'est surtout dans la partie occidentale de la Suisse, dans les pays de Vaud et de Fribourg, que les fruitières paraissent devoir gagner du terrain, mais avec elle cette institution amène un fait qui influera probablement beaucoup par la suite sur l'agriculture helvétique; c'est que les fruitières s'établissant dans la plaine aussi bien que dans la montagne, l'industrie fromagère qui autrefois était le partage des terrains alpestres, devient de plus en plus la spéculation des parties basses du pays. La production chaque jour croissante des fourrages artificiels, la nourriture à l'étable, qui en est une conséquence, en permettant aux habitants des plaines et des vallées de maintenir autour d'eux, pour la production du lait, une partie des animaux qu'il leur fallait autrefois envoyer à la montagne, tendent à accroître la production fromagère de la plaine, dont la qualité est reconnue comme très inférieure.

*

A toutes les questions politiques et économiques, les révolutions se font gloire de donner infailliblement une solution. Ce n'est pas toujours la meilleure, mais néanmoins elle se donne, et il faut l'accepter.

*

L'existence de la Suisse dérive de deux principes, la cantonalité et la fédération. Au premier, conséquence à jamais inévitable de la configuration topographique, du défaut de nationalité propre et de la différence des races, la Suisse doit tout ce qui l'a jusqu'ici protégée, son isonomie, sa liberté,

la sympathie de ses voisins et cette neutralité, le plus précieux quoique le plus dédaigné de ses biens. Toutefois, la cantonalité ne suffit pas à tout; elle isole trop complètement les peuplades et dans les questions économiques, notamment, elle a souvent prouvé une impuissance à laquelle la fédération a été chargée de pourvoir. Mais dans quelle mesure le correctif, pour rester salutaire, doit-il être appliqué? De combien doit-il infirmer la souveraineté locale? Quelle part peut-il réclamer dans les finances? Voilà le problème posé depuis des siècles et qui, demeuré insoluble, a donné au pays toutes ses agitations. Jusqu'en 1798, la cantonalité l'emporta; à la vérité, la Suisse fut souvent gênée par elle, mais elle vécut, resta libre et ne donna à ses voisins ni inquiétude ni humeur. De 1798 à l'acte de médiation de 1802, les théoriciens révolutionnaires voulurent gouverner une patrie homogène, et la fédération, dépassant toutes bornes, arriva ouvertement à l'unité. Ce fut une époque ressemblant en bien des points à l'ère actuelle.

La reconstitution de 1815 oublia trop les judicieux principes sur lesquels reposait l'organisation médiatisée. La Suisse fut agrandie. L'autorité fédérale redevint plus forte; elle s'appliqua, c'était dans son essence, à faire disparaître les différences qui caractérisaient les modes d'existence des souverainetés cantonales; aux démocraties pures, aux aristocraties, à la monarchie, elle réussit, peu à peu, à substituer le dogme de la souveraineté du peuple, exprimée par représentation, et les radicaux, qui sont des unitaires, prirent partout la haute main. La Constitution de 1848 fit un grand pas de plus dans cette voie; elle retira aux cantons les attributions diplomatiques, et dès lors, aux yeux de l'étranger, elle fut compacte en attendant le moment de le devenir aux siens propres.

Zu Prokesch-Osten.

Prokesch-Osten.

1. Zur Literatur über Prokesch.

Den Literaturangaben, welche sich in dem Prokesch gewidmeten Kapitel der Biographie finden, wäre hier allenfalls noch der eingehende, kurz nach Prokeschs Tode in der Brockhausschen Zeitschrift „Unsere Zeit“ (Neue Folge, Jahrg. 12, 1876, 2. Hälfte, S. 930—947) erschienene Nekrolog von D. Bädeker hinzuzufügen. Er bringt zwar nichts irgendwie Neues oder Bedeutendes, gibt aber an der Hand der hauptsächlichsten bekannten Quellen ein gutes und übersichtliches Bild vornehmlich des Menschen und des Schriftstellers, dessen Leistungen auch hier als durchweg mustergültig und von bleibendem Werte charakterisiert werden.

Mit Recht heißt es zwar S. 946, daß im allgemeinen die vielfachen Erwähnungen Prokeschs in den Zeitungsberichten, Tagebüchern und Briefen der Zeit für das Thema dieses Aufsatzes nicht entscheidend in Betracht kämen; um so mehr aber möchten wir heute, ein Menschenalter später, die rückblickenden Betrachtungen unseren Lesern zur Kenntnis bringen, die einer unserer feinsinnigsten Geister, Graf Schack, Prokesch geraume Zeit nach seinem Tode gewidmet hat.

---

v. Schack, Ein halbes Jahrhundert.

Bd. I, 1894, S. 277 ff.

Die für mich wichtigste Bekanntschaft, welche ich in diesem Kreise (in Athen) machte, war diejenige des österreichischen Gesandten, Grafen Prokesch. Erzherzog Johann hatte mir ein eigenhändiges Schreiben an ihn mitgegeben, welches bewirkte, daß der Empfänger mich mit noch größerer Liebenswürdigkeit

aufnahm, als ihm überhaupt eigen war. Meine Verbindung mit diesem ausgezeichneten Manne hat seitdem bis zu dessen Tode fortgedauert. Graf Prokesch war schon in seinen Jugendjahren als Marineoffizier viel im Morgenland gewesen und hatte so die Grundlage zu einer umfassenden Kenntnis des vorderen Orients, wie sie kaum ein anderer seiner Zeitgenossen besaß, gelegt. Daß er sich nie mit der arabischen, persischen oder türkischen Sprache beschäftigte, war dabei zwar auffallend; wenn ihm aber so auch ein Eindringen in die morgenländischen Literaturen versagt blieb, so hatte er diesen Mangel doch in wunderbarer Weise durch Anschauung der Länder und Umgang mit den Orientalen, soweit er sich durch Dolmetscher vermitteln ließ, zu ersetzen gewußt. Dabei besaß er eine bedeutende Gelehrsamkeit als Archäolog und Historiker und einen offenen Sinn für Kunst, Poesie und alles Schöne. Seine zahlreichen Schriften, die sich neben der Fülle des Wissenswerten, welche sie enthalten, auch durch vortreffliche Darstellung auszeichnen, beziehen sich mehrenteils auf Ägypten, Syrien, Kleinasien und Griechenland und sind für den, der Länder und Völker dieser Gegenden kennen lernen will, eine wahre Fundgrube. Ich habe Prokesch schon, ehe ich ihn persönlich kennen lernte, wie immer seitdem, als einen leuchtenden Stern unter den deutschen Staatsmännern betrachtet. Es ist beschämend für unser Vaterland, daß es unter seinen Ministern, Diplomaten und sonstigen hohen Beamten von jeher so wenige aufzuweisen gehabt hat, welche der Stellung, die sie einnahmen, zugleich durch wissenschaftliche oder künstlerische Leistungen von Bedeutung Ehre gemacht hätten, ja daß unter uns noch vielfach die Meinung herrscht, mit dem Ernst der Geschäfte sei es unvereinbar, solche Allotria zu treiben. In den anderen Hauptstaaten Europas ist man hierin stets entgegengesetzter Ansicht gewesen. Unter den Ministern Englands haben sich seit Lord Bacon bis auf die neueste Zeit so viele als Gelehrte hervorgetan, daß man gegen den-

jenigen, der ein Portefeuille übernimmt, ohne seine geistige Befähigung auch schon schriftstellerisch bekundet zu haben, fast Mißtrauen hegt. Auch aus Frankreich, Italien und Spanien ließen sich viele ähnliche Beispiele anführen. — Graf Prokesch, für den ich durch den persönlichen Umgang mit noch größerer Verehrung erfüllt worden bin, als durch seine Werke, würdigte mich seitdem, mit mir Korrespondenz zu pflegen; auch fügte es das Glück, daß ich schon ein halbes Jahr später, wie dann noch öfter auf längere Dauer, mit ihm zusammengeführt wurde.

*

Ebd. S. 324/25.

Im diplomatischen Korps fand ich zu meiner großen Freude den Grafen A. von Prokesch, den ich erst ein halbes Jahr vorher in Athen getroffen, als österreichischen Gesandten wieder. Er war den Bestrebungen Preußens aufs lebhafteste entgegen; dies aber hinderte ihn nicht, mir, trotzdem ich in einem dem seinigen feindlichen Lager stand, die größte Freundlichkeit zu zeigen. Häufig brachte ich den Abend in seinem Hause zu, das ein wahrer Musensitz war, und in welchem seine Gemahlin, die eine vorzügliche Stimme besaß, die Gäste durch ihren Gesang entzückte. Übrigens wurde die Agitation, die Prokesch gegen die deutschen Bestrebungen Preußens betrieb, nach und nach so heftig, daß ich mir in dem Besuche seines Hauses, so anziehend mir dasselbe auch sein mochte, einige Reserve auferlegen mußte. Nicht nur als Vertreter seiner Regierung, sondern aus eigener Überzeugung, die er mir oft in beredter Weise dargelegt hat, wollte er durchaus Österreich wieder in die leitende Stellung eingesetzt sehen, die es ehemals in Deutschland eingenommen, und man konnte ihm, als einem Angehörigen des Kaiserstaates, dieses an sich nicht übelnehmen. Nur glaube ich, daß er etwas Unmögliches träumte, wenn er einen Preußen einschließenden, von Österreich gelenkten Bundes-

staat herstellen wollte, dessen oberste Behörde ihren Sitz in Frankfurt haben und von einem Parlament umgeben sein sollte. Durch die Leidenschaftlichkeit, mit welcher er das Dreikönigsbündnis bekämpfte, machte er sich der preußischen Regierung recht unliebsam. Dies Ungestüm scheint ihm auch die Bedachtsamkeit geraubt zu haben, die sonst Diplomaten eigen zu sein pflegt. — Glücklicherweise konnte ich dem genialen Manne auf einem neutralen Gebiet begegnen; da er es weit mehr liebte, über Reisen, Literatur und Kunst zu reden, als über Politik, bildeten diese Gegenstände den fast ausschließlichen Stoff unserer Gespräche. Er schenkte meiner Nachbildung des Firdusi, die damals noch nicht zum dritten Teil vollendet war, lebhaftes Interesse und ich mußte ihm die ganze Arbeit, soweit sie fertig war, vorlesen. Die Teilnahme, die er in jener Zeit kundgab, hat er mir und meinen Leistungen auch später fortwährend bewahrt. Er war ein Ideal von Leser, wie ich kein anderes mehr gefunden; über jedes meiner Werke, die ich ihm nach dem Erscheinen zuschickte, schrieb er mir, auch noch von Konstantinopel aus, wo er später Botschafter war, die eingehendsten Briefe; ebenso suchte er sie in den Kreisen, in welchen er verkehrte, zu verbreiten.

*

Ebd. Bd. II S. 101 ff.

Bei meinem Aufenthalt in Konstantinopel im Frühjahr 1870 brachte ich die schönsten Stunden bei dem Grafen Prokesch zu. Ich fand denselben körperlich schon vom Alter gebeugt, so daß ich eine bange Ahnung seines nahen Endes nicht unterdrücken konnte. Doch hatte er noch dieselbe Geistesfrische wie früher. Es war bewunderungswürdig, welch ein lebhaftes Interesse er inmitten der vielen Geschäfte, die ihm sein Botschafterposten auferlegte, noch der deutschen Literatur widmete. Er las abends im Kreise seiner Familie mit wahrhaft jugend-

lichem Feuer Gedichte vor, die besonders starken Eindruck auf ihn gemacht hatten. Dieser Fünfundsiebzigjährige teilte nicht die Ansicht so vieler jungen, aber doch schon greisenhaften Kathedermänner, es sei mit unserer Literatur zu Ende, sondern lieh der Hoffnung, sie werde bald einen neuen Aufschwung nehmen, begeisterten Ausdruck. Nachdem ich jeden Abend in der anregendsten Unterhaltung, die bis tief in die Nacht hinein dauerte, bei Prokesch verweilt, schied ich von ihm mit dem wehmütigen Gefühl, einen Mann zu verlassen, der an mannigfaltiger geistiger Bildung und lebhafter Teilnahme für höhere Bestrebungen fast alle, die ich gekannt, überragte. Wenn ich jetzt an ihn und einige andere Männer zurückdenke, die gleich ihm mehrere Dezennien älter waren als ich, und welche ich doch noch näher zu kennen das Glück gehabt hatte, so ist mir, als hätte ich mich von einem Symposion erhoben, wie jetzt keines mehr gehalten wird. Die edelste Geselligkeit waltete in dem Kreise dieser Männer; alles Triviale und Alltägliche war aus ihren Gesprächen verbannt, und letztere drehten sich fast ausschließlich um Wissenschaft, Kunst und Poesie. Wäre meine Überzeugung von dem Fortschritt der Menschheit, der nur hie und da periodenweise stockt, um dann einen neuen mächtigen Aufschwung zu nehmen, nicht so stark, sie könnte leicht durch die Erfahrung erschüttert werden, daß ich unter den Lebenden kaum einen weiß, der in jener Hinsicht dem Dahingeschiedenen gleichgestellt werden könnte.

2. Über Prokeſchs Schriften.

Eine allgemeine Charakteriſtik Prokeſchs als Schriftſteller haben wir in der Biographie Gobineaus zu geben verſucht. Hier laſſen wir nun noch einige nähere Angaben über die einzelnen Werke folgen, welche hoffentlich dazu dienen werden, einer Wiederaufnahme der Beſchäftigung mit ihnen vorzuarbeiten.

Wir beginnen mit den 1842—1844 in ſieben Bänden in Stuttgart geſammelt erſchienenen „Kleinen Schriften".

Die drei erſten Bände enthalten militäriſches: den erſten eröffnet aufs eindrucksvollſte die berühmteſte dieſer Darſtellungen, die noch heute nichts von ihrem Wert und ihrem Zauber verloren hat: die der Schlachten von Ligny, Quatrebras und Waterloo. Der ganze Mann hat an dieſen Schilderungen und Beurteilungen einer der größten Entſcheidungen der Weltgeſchichte mitgearbeitet, was man von dem Reſt des Bandes (Briefe eines Militärs an einen anderen. Strategiſche Überſicht des Feldzuges in Rußland 1812) nicht ſagen kann, der daher, den dort ſo reichlich ausgeſtreuten wärmeren Akzenten gegenüber, nur ein rein fachliches Intereſſe beanſpruchen darf. Ähnliches gilt von einem Teil des zweiten Bandes; indeſſen ſind der Aufſatz über die Koſacken (S. 41—108) und vor allem die „Denkſchrift über die Möglichkeit der militäriſchen Eroberung der europäiſchen Türkei durch die Ruſſen" vom Jahre 1826, welche gleich im nächſten Jahre durch den Feldzug Diebitſchs eine ſo glänzende Beſtätigung fand, hiervon auszunehmen.

Der ganze dritte Band iſt dem Feldzug in den Niederlanden von 1793 gewidmet. Dieſe Arbeit, in deren Mittelpunkt Dumouriez ſteht, iſt übrigens nicht rein militäriſch, ſondern politiſch-militäriſch, mit anſchaulichen Charakteriſtiken und Vorführungen der hiſtoriſchen Ereigniſſe durchwirkt. Das Problem, darzulegen, wie Dumouriez damals das Heer dem Feinde zuführen und mit dieſem vereinigt gegen die beſtehende Gewalt in ſeinem Vaterlande gebrauchen wollte, lockte Prokeſch nicht zum wenigſten darum, weil er in dieſen Vorgängen ein vielfach bis ins einzelne genaues Analogon zu dem Verrat Wallenſteins fand und „ſich zu der Vorausſetzung eingeladen fand, es habe Schiller ſeine Dichtung zum Teil nach der Geſchichte der Tage, in denen Dumouriez ſich zu Grunde richtete, gebildet".

Der vierte Band bringt „Biographiſches", meiſt Nekrologe (über die Brüder Schwarzenberg, den Herzog von Reichſtadt, Wilhelm von Mayern, Graf Johann Paar — den Freund Goethes — und den Grafen Carl Clam-Martinitz). Die an erſter Stelle Genannten treten vor den dieſen Männern gewidmeten Sonderſchriften an Bedeutung zurück, und ſo bleibt wohl die Hauptnummer dieſes Bandes die Gedächtnisſchrift für Wilhelm von Mayern.

Band 5 enthält eine Sammlung kleinerer Aufſätze: Reiſe- und Kunſtberichte und Rezenſionen. Darin viel Geiſtreiches und Treffendes zur Archäologie, Kunſtgeſchichte und Äſthetik, aber auch zur Zeitgeſchichte und Politik. In erſterer Beziehung ſei vor allem der Aufſatz über die Tumuli der Alten, in letzterer die klaſſiſche Abfertigung Lamartines hervorgehoben.

In den den ſechſten Band füllenden Gedichten zeigt Prokeſch wieder ganz andere Seiten. In den Sonetten mag ihn Dante beeinflußt, im übrigen ihm vielfach Goethes Vorbild — auch in der Form — vorgeſchwebt haben. So iſt von vornherein viel echte Poeſie, wie viel echte Philoſophie, dieſen

Erzeugnissen gesichert, und vom Seinigen tut er das Entsprechende an Gemüt und Heimatsinn hinzu. Den Hauptteil bildet die „Fahrt" von Pola nach dem ägäischen Meere, die poetischen Nachklänge seines Innersten zu dieser großen Rundfahrt. Aus ihnen spricht durchweg der gleiche edle Sinn, der uns aus den Prosaschriften vertraut ist, doch herrscht in dieser seiner poetischen Ausprägung eine gewisse Eintönigkeit, es fehlt ihr an Plastik der Gedanken und Klarheit der Stimmung.

Der siebente und letzte Band führt uns aus dieser idealen Welt in jähem Sprunge wieder in die politisch-militärische zurück in der eingehenden Schilderung des Krieges des Vizekönigs von Ägypten, Mehemed Alis, gegen den Sultan 1831 bis 1833. Der Hauptwert dieser Blätter beruht darin, daß sie von einem Augenzeugen, von einem in den Ereignissen, wie sie geschildert, selbst tätig gewesenen Mann herrühren, der die genaueste Kenntnis der Vorgänge und Personen für sich hatte. Zu dieser Schrift ist die letzte noch von Prokesch selbst veröffentlichte: „Mehemed-Ali, Vizekönig von Ägypten. Aus meinem Tagebuche 1826—1841." Wien 1877, namentlich in dem Sinne ergänzend hinzuzunehmen, daß darin das Persönliche, die gewaltige Gestalt dieses überragenden Orientalen, unverhältnismäßig mehr zur Geltung kommt.

Den Reisewerken Prokeschs haben wir, als den vielleicht allervorzüglichsten, jedenfalls allseitigst anerkannten unter seinen Schriften, schon an anderer Stelle gerecht zu werden gesucht.

Das Hauptwerk sind die dreibändigen „Denkwürdigkeiten aus dem Orient", ein erstaunliches Produkt der Vereinigung von Gelehrsamkeit und Beobachtung. Die reichste Probe antiquarischen und topographischen Forscherfleißes und zugleich den Glanzpunkt des ersten Bandes bilden die Homerforschungen, welche fast die ganze Hälfte desselben einnehmen. Ob wohl je wieder ein solcher Jünger Homers in den Gefilden der Troas geweilt hat? der, selbst ein Krieger, hier auf den

Spuren der homerischen wandelte, der die ganze Ilias an Ort und Stelle nacherlebte und uns mit nacherleben läßt, der die erhabenen Stimmungen, die ein solches Gedenkopfer in seiner Seele wachruft, in den schönsten Klängen der Begeisterung der seiner Leser mitzugeben und dabei doch zugleich hochgespannte Anforderungen der Wissenschaft in reichem Maße zu befriedigen versteht. Ähnlich, mit gleicher Versenkung und Hingabe, nur kürzer, wird später Mykenä behandelt.

In buntem Wechsel der Eindrücke ziehen Altertum und Gegenwart an dem Verfasser dieser Denkwürdigkeiten vorüber. Während aber von der Antike nur das Erhabene, das Ewige, über alle Vergänglichkeit des Irdischen hinweg, zu ihm spricht, ihre Greuel versunken, begraben hinter ihm liegen, dringen aus dem modernen Leben die fürchterlichsten Greuel des eben damals sich abspielenden griechisch-türkischen Krieges ununterbrochen auf ihn ein, zur Stählung seines gesamten Menschen, dem zugleich inmitten der Verwüstungen, des Schmutzes und Unrates jeder Art im damaligen griechischen Leben das Denkbare an Strapazen und hygienischen Abhärtungen auferlegt wurde.

Die „Erinnerungen aus Ägypten und Kleinasien" (3 Bände. Wien 1829—1831) sind in ihrer zweiten Hälfte (Kleinasien) mit dem anderen Reisewerke zusammenfallend, in der ersten (Ägypten) vorwiegend beschreibend. Der warme Atem, der große menschliche Zug des früheren Werkes fehlt hier. An den heute natürlich stark überholten topographischen Teil schließen sich dann noch Einzelabhandlungen über Ägyptens Verwaltung, Handel, Industrie, Militärkraft und über die Beduinen. Im ganzen lohnt dies Werk Prokeschs wohl am wenigsten ein Wiederhervorsuchen.

Von den zahlreichen Arbeiten in den Abhandlungen und Sitzungsberichten der beiden großen deutschen Akademien und in einigen numismatischen Fachzeitschriften beschränke ich mich

darauf, einige wenige zu nennen, welche dadurch, daß sie zugleich in Sonderabdruck erschienen, als die bedeutenderen herausgehoben werden:

„Nicht bekannte europäisch-griechische Münzen aus der Sammlung des Herrn Prokesch von Osten." Berlin 1847.

„Über Münzen Athens." Ebd. 1850.

„Über das Verhältnis des Phidias zur jonischen Kunst." Wien 1853.

„Beiträge zu den Münzen der Arsaciden." 1—3. Ebd. 1869.

„Les monnaies des rois Parthes." Paris 1874/75.

Zu den historischen Schriften übergehend, hätten wir zunächst den „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg" (Wien 1821) einige Worte zu widmen.

Prokesch hat, bescheiden genug, erklärt (Kleine Schriften, Bd. 4 S. 35), er habe in diesen nur Elemente für eine künftige Biographie niederlegen wollen. Eine solche ist, wie es heißt, zur Säkularfeier von Leipzig in Vorbereitung, nachdem Prokesch bisher seltsamerweise als Biograph des viel verkannten Marschalls keinen Nachfolger gefunden hatte. Die eben erwähnte Gelegenheit dürfte aber gerade auch seine Schrift wieder zu Ehren bringen, die vor allem als Pietätsakt gewertet sein will. Die Nachwelt hat Schwarzenberg nicht für den großen Feldherrn erkannt, als welcher er Prokesch unter der überwältigenden Nachwirkung der großen Ereignisse und im überströmenden Gefühle persönlicher Bewunderung, Liebe und Dankbarkeit noch erscheinen konnte. Sie zieht freilich auch keine ungeziemenden Vergleiche mehr mit seinen anders gearteten Mitkämpfern, denen das glücklichere, populärere Los geworden ist, sondern erkennt eine tiefere Fügung darin, daß, gleichsam zur völligen Siche-

rung des Erfolges, der Kunktator neben den Stürmer geſtellt war. Aber gerade des letzteren Wort, Blüchers ſchöner Toaſt auf Schwarzenberg zu Karlsbad am Jahrestage der Schlacht von Waterloo 1817: „Die Geſundheit des Helden, der uns, trotz der Anweſenheit dreier Monarchen, glücklich zum Siege geführt hat", und die verwandte Huldigung Gneiſenaus (in einem Schreiben, deſſen Hauptſtellen unter anderem bei Beizke, „Geſchichte der deutſchen Freiheitskriege" Bd. I³ S. 550 abgedruckt ſind) lehren am beſten, wie unvergängliches und notwendiges doch auch er unter den allerſchwierigſten Umſtänden geleiſtet hat. Vollends aber ihn als Menſchen und Charakter zur Geltung zu bringen, hatte Prokeſch leichteſtes Spiel. Nach dieſer Seite hat ſich alles von jeher vor dem „herrlichen Fürſten" Goethes gebeugt und dürfte dieſe Edelgeſtalt unter allen Mitkämpfenden des großen Freiheitsdramas kaum einen Rivalen haben[1]. Man weiß kaum, an wem man ſich in Prokeſchs Buche mehr erfreuen ſoll, an dem Erzähler oder an dem, von dem erzählt wird: einer iſt des anderen wert!

Das hiſtoriſche Hauptwerk Prokeſchs, ſeine „Geſchichte des Abfalls der Griechen vom türkiſchen Reiche im Jahre 1821 und der Gründung des helleniſchen Königreiches. Aus diplomatiſchem Standpunkte." Wien 1867. (Zwei Bände Text, vier Bände Dokumente) hat eine eigentümliche Vorgeſchichte. Ausgearbeitet in den Jahren 1834 bis 1848 und zu Anfang der fünfziger Jahre auf Koſten der Wiener Akademie bis zum vierten Bande gedruckt, ſtieß das Werk auf Bedenken des damaligen Leiters der auswärtigen Politik Öſterreichs, des Grafen Buol, welche vornehmlich in Rückſichten auf Rußland ihren Grund hatten. So wurde der

[1] Ich möchte nicht verſäumen, hier auf die in dieſem Jahre erſchienene ſchöne Veröffentlichung der Briefe des Feldmarſchalls an ſeine Frau aus den Jahren 1799—1816 zu verweiſen, welche dies ganz beſonders beſtätigen.

Weiterdruck sistiert, und die Ausgabe blieb versiegelt in den Räumen der Akademie liegen, bis 1867 Beust die Siegel löste.

Das kurze Vorwort ist allzu charakteristisch für den Mann wie für sein Werk, als daß wir es hier nicht wiedergeben sollten:

„Ich schreibe nicht, um gelobt zu werden. Ich schreibe aus Gewohnheit der Arbeit, aus Lust zur Forschung und Arbeit. Ich schreibe wie der Biber baut und der Baum Blätter treibt.

Seit langen Jahren die Schicksale des griechischen Landes teilend, seiner Kämpfe Augenzeuge, seiner Leiden und Hoffnungen Mitfühlender, am Baue seiner Wiedergeburt auch eine Hand, für die Bewahrung seiner errungenen Unabhängigkeit tätig, was Wunder, daß ich die Fackel der Geschichte in das diplomatische Labyrinth des Befreiungskrieges zu tragen unternahm?

Meine freundschaftlichen Beziehungen zu vielen der eingreifenden Männer, meine Stellung selbst, gaben mir Quellen, die kein anderer sammeln konnte. Alles, was bis jetzt über den Gegenstand geschrieben wurde, ist Parteischrift oder gar schwaches Stückwerk. Ich will etwas Vollständigeres, von Parteileidenschaften Unentstelltes geben. Was mich selbst berichtigen kann, wo ich irre, stelle ich dem Leser in den Beilagen zu Gebote.

Athen, Frühjahr 1848.

Anton Freiherr von Prokesch-Osten."

Dieser große Sinn der Unparteilichkeit und Gerechtigkeit ist der durchschlagendste Zug des Buches und hat seinen Ruf dauernd begründet. Im übrigen war freilich in dem Zusatz des Titels „Aus diplomatischem Standpunkt" der Wirkung desselben eine starke Schranke gezogen. Wie undankbar war

dieſer Standpunkt gerade bei einer ſolchen Materie, angeſichts von Ereigniſſen, wo im ganzen genommen die Diplomatie (das heißt Europa) eine ſo traurige, widerſpruchsvolle Rolle geſpielt hat und wo das Beſte und Erfreulichſte faſt durchweg von nicht diplomatiſcher, privater Seite geleiſtet worden iſt! War ſomit hier viel Kleines, Unerquickliches, Vergängliches eingehend zu behandeln, war dem Ganzen von Hauſe aus ein gewiſſer trockener Charakter aufgedrückt, ſodaß man immer gut tun wird, für die griechiſchen Dinge die kleinen Schriften, die Briefe, die Tagebücher Prokeſchs zur Ergänzung heranzuziehen, ſo bleibt es doch bewundernswert, was Prokeſch trotzdem aus ſeinem Buche auch als rein hiſtoriſcher Leiſtung zu machen gewußt hat, und das Urteil eines erſten Kenners wie Karl Mendelsſohn-Bartholdy, das dieſer kurz nach dem Erſcheinen in der „Hiſtoriſchen Zeitſchrift“ (Bd. 18. 1867) fällte, gilt heute wie damals:

„Die Darſtellung der Begebenheiten in Griechenland iſt klar und ruhig, der Ton einfach und beſonnen gehalten. Man bemerkt es ſofort: hier ſchreibt ein Mann, der mitten im Gewühl der Leidenſchaften geſtanden, der das wilde Emporwachſen dieſes heißblütigen Geſchlechtes mit eigenen Augen geſehen hat, den aber praktiſcher Verſtand und nüchterne Genialität hoch über das wirre Treiben des Tages geſtellt und in Wahrheit zum hiſtoriſchen Richter berufen haben. Schwerer zu bewältigen iſt ſelten ein hiſtoriſcher Stoff, als der, welcher den Vorwurf von Prokeſchs Werk bildet. Aber Prokeſch weiß die Schwierigkeiten glücklich zu überwinden, indem er einzelne wahrhaft bedeutende Perſönlichkeiten oder epochemachende Ereigniſſe in den Vordergrund ſtellt. So hat er das Auftreten Lord Byrons und die Belagerung und den Fall Miſſolunghis in völlig meiſterhafter Weiſe geſchildert.“

Die Schrift über den Herzog von Reichſtadt („Mein Verhältnis zum Herzog von R.“ Stuttgart 1878) kann kaum

mehr den historischen beigezählt werden; in ihr überwiegt, wie schon im Titel angedeutet, das Persönliche, während nun wieder der zweite Teil des Buches „Zwei Sendungen nach Italien" die Überleitung zu den politisch-diplomatischen Veröffentlichungen bildet.

Hier stehen die Briefveröffentlichungen an erster Stelle, vor allem der zweibändige Briefwechsel mit Gentz und Metternich. Er ist gleich charakteristisch für die diplomatischen Leistungen wie für die politischen Anschauungen Prokeschs, welche letztere hier im intimsten Aussprechen mit den ihm nächstverbundenen Gesinnungsgenossen ausgetauscht werden, während der entscheidungsvollsten dreißig Jahre seines Lebens, von der Zeit an, da der jugendfroh Begeisterte aus Hellas und Kleinasien berichtete, bis zu den Tagen von Frankfurt, da der den Sechzigern Nahe dem alten Meister bekennt (an Metternich, 25. November 1854): „Je älter ich werde, desto mehr entfällt mir die Hoffnung, daß die Gesellschaft noch zu retten sei, und es kommt mir vor, als hätte die Vorsehung den Stab über sie gebrochen, und auch über uns, die wir uns dem Verhängnis entgegenstemmen. Das ändert freilich in der Denk- und Handlungsweise eines ehrlichen Mannes nichts, und besser ein Märtyrer als ein Schurke."

Wir haben diesen Briefwechsel seiner Bedeutung entsprechend schon in der Biographie Gobineaus mehrfach in Zitaten verwertet, und tun dies auch unten nochmals. Seine wichtigste Ergänzung findet er in der zweiten Briefsammlung: „Aus den Briefen des Grafen Prokesch. 1849—1855." Wien 1896. Diese Schreiben sind zunächst an die Vorgesetzten (Schwarzenberg und Buol), sowie an Kollegen und einige Fürstlichkeiten, einzelne auch an die Gattin gerichtet. Sie führen tief hinein in die damaligen Kämpfe und Nöte und zeigen dabei Prokesch menschlich von der schönsten Seite. Ja, vielleicht war er — und gerade in späteren Jahren — menschlich etwas

zu ſtark an den Staatshändeln beteiligt, was z. B. überall da beſonders ſtark hervortritt, wo er mit der engliſchen Politik, als der Verkörperung jeder denkbaren Niederträchtigkeit und Gewiſſenloſigkeit, ins Gericht geht. So erhebend es einerſeits auch wirkt, wenn er der notgedrungenen Unmoralität der Politik von ſeiner Moralität mitzugeben, über Vorgänge von gröbſter Materialität ſeine Idealität, ja eine gewiſſe, freilich öfter unverſtandene Weihe auszubreiten ſucht, ſo möchte man doch unwillkürlich einen ſolchen Mann lieber ausſchließlich auf den kriegeriſchen, oder noch beſſer auf den Schlachtfeldern des Geiſtes ſeine Siege gewinnen als im Ränkeſpiel der Diplomatie ſich abmühen ſehen.

Erwähnen wir gleich hier, daß die 1909 veröffentlichten Tagebuchauszüge aus den Jahren 1830—1834 das Bild Prokeſchs nach allen, insbeſondere aber auch, und faſt mehr noch als die Briefe, nach der geiſtigen Seite intim vervollſtändigen.

Minder temperamentvoll, aber höchſt wohltuend wirkt endlich der Briefwechſel mit dem Erzherzog Johann von Öſterreich (herausgeg. von Anton Schloſſar. Stuttgart 1898). Das innige Freundſchaftsverhältnis der beiden Männer begründete ſich in erſter Linie auf das gemeinſame Heimatgefühl für die Steiermark, wo auch der Erzherzog anſäſſig war und mit Vorliebe weilte, demnächſt auf das gleichfalls gemeinſame Intereſſe für Griechenland, wo Prokeſch während ſeiner Athener Zeit der Führer ſeines fürſtlichen Freundes geweſen war, und um deſſen Angelegenheiten ſich denn auch der größte Teil der Korreſpondenz bewegt. In den ſpäteren Jahren werden die Briefe ſeltener, doch finden ſich einige äußerſt aufſchlußreiche und wertvolle des Erzherzogs aus der Zeit von deſſen Reichsverweſerſchaft in Frankfurt.

Zur Abrundung unſeres Bildes von Prokeſch, und um vor allem auch von ſeiner Darſtellungsweiſe, die von ihm ſo unabtrennbar iſt, ein möglichſt vielſeitiges Bild zu geben, laſſen

wir schließlich noch einige, meist den Briefen entnommene, Stilproben (teils Schilderungen, teils Weltanschauungsdarlegungen) folgen.

Schule des Orients.

(An Schneller, aus Ägypten.)

Vor Miniet, 4. Jänner 1827.

Ich hoffe hier die Gelegenheit zu finden, die ich zu Benisuef nicht fand. Die Nächte sind herrlich, die Morgen kühl, die Tage heiß. Die Reise ist, bis auf die unabwendbaren Ärgernisse und Entbehrungen, sehr angenehm. Wie wenig kennt, wer in den Stunden der Erquickung, in der Laube seines Gartens oder in seinem freundlichen Zimmerchen die Schilderungen eines Reisenden in fernen Ländern liest, wie wenig kennt er die Mühen, die Wagnisse, das Bangen, die unablässigen Entbehrungen, den Kampf mit Trug, Barbarei und Stehlsucht, die Verzichtung auf tausend mehr oder weniger Einfluß habende Angewöhnungen, überhaupt den großen Einsatz im Spiel, womit die wenigen Erträgnisse für das Reisetagebuch erworben werden: für eine angenehme Minute während der Reise in nicht zivilisierten Ländern hat man einige Stunden unangenehmen Seins! — Die Erinnerung davon ist gewiß das Schönste daran. Da, wie in einem Buche, steht das Angenehme und Merkwürdige hart aneinander, im Leben stehen Sturm und Todesnot, Wüsten und Länder dazwischen. Wenn ich mein Herumirren seit länger als zwei Jahren zu Lande und zu Meer bedenke, und alle die Gefahren, die ich glücklich durchgekommen bin, so führt mich Verwunderung zum Glauben, daß ich auf diesem Wege auch das Keckste ungestraft wagen dürfte. Ich bin zweimal von Räubern in Überzahl zu Land angegriffen worden: ich bin nur durch ein Wunder Seeräubern entwischt und habe ein anderes Mal mich ihrer als Wache

bedient, ja ich bin nur von einem einzigen Menschen begleitet und ganz außer dem Bereiche von Hilfe, in eines ihrer Nester niedergestiegen, habe, entwaffnet, in ihrer Behausung, in ihrer Mitte geschlafen, und Seeräuber hielten das Seil, an dem ich über hundert Klafter tief in die Grotte von Antiparos mich hinabließ und heraufkletterte; ich habe wochenlang unter feindlichen Menschen, unter ebenso feindlichem Klima gelebt, ich habe die furchtbarsten Stürme zur See bestanden: trotz allem dem befinde ich mich gesund und frisch, und mir ist kein Haar gekrümmt worden.

Aber es ist billig, daß ich diesen Triumphgesang unterbreche, denn man muß den Tag nicht vor dem Abend loben. Diese Zuversicht hat ihre Quelle vielleicht auch nur in der Liebe zum Vaterlande, denn ich wiege mich so gerne in dem Gedanken, euch alle, die ihr vom Ufer des adriatischen Busens bis über die Alpen und bis an den herrlichen Rhein mir eine Kette von Umarmungen schlingt, gewiß und lange dauernd, wiederzusehen.

Anton.

Die Wüste.

(An Schneller. 15. Jänner 1827.)

Nein, wer die Wüste nicht sah, kann sich keine richtige Vorstellung von derselben machen! — Entkleidet unsere Täler und Berge von jedem Baum, von jedem Strauch, von jedem Kraut; noch bleibt der gebende Boden, noch irgend ein Moder des Lebens, noch ein Wässerchen, das rieselt und spielt; denket euch dieses alles hinweg: so weit das Auge reicht, sei Sand und Fels; noch singt irgend ein Vogel in den Lüften, noch umsummt euch irgend ein Käfer, noch ist die Farbe der Landschaft der einer glücklicheren angenähert. Aber Himmel und Erde haben die Farbe der Versagung angenommen. Noch tönt

aus Fernen der geschäftige Tag zu euch herüber, noch steigen Wölkchen auf und geben Schatten und Wechsel, noch ist der Boden nicht Glut, noch ist die Sonne auch ein Stern des Lebens! Wüste ist Tod und Ende, — ist Schweigen und Öde, — ist Unendlichkeit und furchtbares Einerlei; Wüste ist nicht Brachfeld des Lebens, nicht Versiegung, nicht Grab; Wüste ist lebendiger Tod, ist Hoffnungslosigkeit, ist Unfruchtbarkeit in unbesiegbarer Stärke des Lebens. Wie das Übel neben der Glückseligkeit in der moralischen Welt, wie der böse Gott neben dem guten in dem Glauben aller Völker, — so ist Wüste zum Reste der Erde die Kehrseite, der Gegensatz.

Rückblick auf seine Orientreisen.

(An Schneller. 29. März 1828.)

Das Wandern muß doch einmal enden und bald bin ich's müde. Wenn ich Mazedonien und Palästina ausnehme, so habe ich alle Küstenländer der Levante gesehen. Ägypten hat mich mehr als alle übrigen Länder angesprochen; alles ist anders dort wie in den Teilen der Welt, die ich sonst sah; vom Halm bis zum Baum, vom Tiere bis zum Menschen, von der Erde bis zur Luft, alles neu, alles anders. — Unter den Bildern aus der menschlichen Gesellschaft, die mir angenehm waren, sind das Beduinenleben, die Patriarchenwelt unter den Türken, — die Ruhe und der Gleichmut dieses Volkes, die Karawanenzüge. — Großes habe ich unter den Menschen nie gesehen, schönes höchst selten, edles häufiger. Die Natur ist überall groß und herrlich; sie ist aber auch wunderschön im Propontis und Bosporus, in Smyrna, auf Kandia, in Attika. Szenen, welche sich durch Schrecken und Jammer einen Platz in meinem Gedächtnis sicherten, habe ich viele erfahren, einige Seestürme, die Lage der Flüchtigen aus Ipsara und Scio auf

Syra 1824, — diejenigen der Moreoten bei Nauplia und am Geſtade von Argos 1825. — Athen in 1827 und Salamis ſeit 1825. — Einige beſondere Fälle endlich in Kandia, Ägypten und Smyrna ſtehen voran. — An Abenteuern aller Art konnte es bei einem ſo bewegten Leben mitten auf dem Schauplatze eines verheerenden Krieges, zum Teile mit Völkern, wo alle und jede Bande der Geſellſchaft und Natur gewaltſam durchriſſen ſind, oder mit ſolchen, deren Sitten und Gebräuche gänzlich von den unſeren abweichen, nicht fehlen. — Das klaſſiſche Altertum endlich erſchien mir am ſchönſten zu Athen. In einem Lande, wo jeder Fuß Erde genannt iſt, und dieſen Namen wie einen Kranz um eine Urne geſchlungen weiſet, ſprachen übrigens Berge, Täler, Geſtade und Meer lebendiger zu meiner Phantaſie, als ſelbſt die Monumente. Was Griechenland und Vorderaſien an Reſten ihrer vergangenen Größe zeigen, ſteht übrigens an Erhabenheit, Weihe und Kraft tief unter der ägyptiſchen Thebä, unter Phylä, unter den nubiſchen Tempeln. So ſteht unſer geliebtes Maria-Grün z. B. neben dem Münſter von Straßburg.

Aus der Schrift „Mein Verhältnis zum Herzog von Reichſtadt". S. 72 ff.

(Prokeſchs Begegnung mit Lätitia Bonaparte in Rom, 21. Juli 1832.)

Die Prinzeſſin (Charlotte, Tochter Lucians) trat zuerſt ein, ich folgte langſam. Da erhob ſich vom Sofa, durch Charlotte geſtützt, die edle Geſtalt der vierundachtzigjährigen, faſt erblindeten, faſt lahmen Frau, ganz ſchwarz gekleidet. Sie begrüßte mich, ließ ſich wieder nieder und ſetzte mich neben ſich. Nun ſagte ſie mir freundliches mit der mildeſten Stimme der Welt in gebrochenem Franzöſiſch, aber in ſicheren und gutgewählten Worten. Ich zögerte nicht, ihr über den Herzog zu ſprechen. Ich ſagte ihr alles, was ich wußte und dachte über

ihn, was sie mit steigender Bewegung und Rührung aufnahm. Sie unterbrach mich häufig durch Fragen, und je mehr ich in einzelnes niederstieg, was nur einer Mutter von Interesse sein konnte, desto mehr fand sie in des Herzogs Eigentümlichkeiten Ähnlichkeit mit denen seines Vaters ... Ich beruhigte sie über die Weise, in welcher der Herzog behandelt ward, was ihr Herz ungemein erleichterte. Ich suchte sie auch über dessen Krankheit zu beruhigen, von der ich und sie überaus wenig wußten und nichts, was auf den so nahen traurigen Ausgang (der Herzog starb am Tage darauf) schließen lassen konnte. Im besten Glauben täuschte ich die edle Frau.

Sie verweilte mit Liebe und Trauer auf der Erinnerung, wie sie den König von Rom zum letzten Male in Blois gesehen und umarmt; dann erzählte sie ohne Bitterkeit, wie sie mehrere Male an Marie Luise und auch an den Herzog geschrieben und ohne Antwort geblieben. Sie faßte alles, was sie seit Jahren für ihn gelitten, gedacht und gewünscht, nun in ein Wort des Abschieds zusammen, das sie mir übergebe für ihn: „Er solle den letzten Willen seines Vaters ehren, seine Stunde werde kommen; er werde den Thron des Vaters besteigen."

Dann erhob sie sich und ließ sich zur Büste des Herzogs führen, die neben der seines Vaters stand. Sie wies mir beide, sowie die ihrer anderen Söhne, über jeden einige Worte sagend. Am längsten verweilte sie bei Lucian und Joseph. Sie sprach einige wehmütige Worte über Marie Luise, dann suchte sie nach Andenken Napoleons, die sie mir für den Herzog mitgeben wollte.

Ich küßte ihre Hand und wollte gehen, da hielt sie mich und schien sich mit einer letzten Anstrengung aufzurichten. Sie wuchs vor meinen Augen empor und eine hohe Würde umfloß sie. Dann fühlte ich sie zittern — sie legte ihre beiden Hände auf mein Haupt. Ich erriet sie und sank auf ein Knie. „Da

ich das ſeine nicht erreichen kann", ſprach ſie, „ſo auf Ihr Haupt für ihn den Segen der Großmutter, die bald aus dieſer Welt ſcheiden wird. Mein Gebet, meine Tränen, meine Wünſche ſind mit ihm bis zum letzten Augenblicke meines Lebens! Bringen Sie ihm, was ich vertrauend auf Ihr Haupt, in Ihr Herz lege!"

Prinzeſſin Charlotte hielt ſie. Ich richtete mich auf, da umarmte ſie mich und hing lange ſchweigend über mich gebeugt. Wir führten ſie auf das Sofa. Ich küßte nochmals ihre Hand unter Worten, wie das Herz ſie mir eingab, und ließ ſie dann in den Händen Charlottens.

Hierzu halte man als Gegenſtück die Worte aus Prokeſchs Tagebüchern S. 162 (einige Wochen nach dem Tode des Herzogs):

Kalte Antwort auf meinen ſo warmen Brief an die Erzherzogin Marie Luiſe. In dieſer Frau ſchlug Dich Dein Verhängnis, Du Prometheus von St. Helena! Sie war auch Deine größte Trauer, armer Jüngling in der Gruft der Habsburger!

Zwei politiſche Glaubensbekenntniſſe.

1. An Gentz. (Freiburg, 15. Juli 1830.)

Vier Tage ſind verlebt in dieſer Stadt, in der ſich für mich alles zu vereinigen ſcheint, was mich wehmütig ſtimmen kann. Haus, Welt und Menſchen rufen, auf verſchiedenen Wegen, dieſelbe Wirkung hervor. Das Bild einer Ruhe einerſeits, die ich nie erreichen kann, weil ich vom Baum der Erkenntnis gekoſtet, der Beinfraß anderſeits, an welchem ich den ganzen Knochenbau des Staaten- und Völkerweſens leiden ſehe, betrüben meine Seele unheilbar.

Der Dualismus des erhaltenden und zerſtörenden Prinzips, der durch alle Reiche der Natur und durch die moraliſche Welt

ebenso wie durch die physische greift, dieses furchtbare Gesetz, das alle Zeiten und alle Völker erraten, erkannt, mit Namen bezeichnet haben, was die Grundlage aller Religionen, der verwirklichte Fluch aller Institutionen, das Kleid der Dejanira ist, welches allen Individuen, Staaten, Völkern, Welten bei ihrer Geburt angezogen wird, dieser unabschließbare, aus sich selbst sich ewig gebärende Krieg, dieses enthüllte Geheimnis des Bestandes der Schöpfung, das ich im Größten wie im Kleinsten, in ganzer Kraft und Wirksamkeit vor mir sehe, überfällt mich oft wie ein Wort des Engels, das den ersten Menschen aus dem Paradiese vertrieb. Es gibt keinen Trost dagegen als im Fatalismus.

Zu diesen Zeilen brachte mich der Anblick des Treibens der Liberalen, welche die Vertreter und Ausrichter des zerstörenden Prinzips in seiner Anwendung auf Staat, Völker und moralische Entwicklung sind. Hier mitten unter ihnen, ihren Geist, Zusammenhang, ihre Hoffnungen, Ansichten, Waffen näher vor mein Auge gerückt, ergreift mich Trauer über die Welt und wie Jeremias klag' ich über Sion. Das immer tiefere Versinken ins Verderben habe ich, Ihnen gegenüber, mein verehrtester Freund, einst für aufhaltbar, ja für abwendbar gehalten, und ich bekämpfte in diesem Sinne Ihre Meinung. Seither hab' ich mir manchmal gesagt: „Er hatte doch recht!" — und heute glaub' ich es fast. Aber nicht die Liberalen sind es, die die Welt überwinden, sondern die Mißgriffe, die Lauheit, die Abtrünnigkeit, der Leichtsinn der meisten derer, welche in den Reihen der Kämpfer für die gute Sache stehen. Ich kann mich nicht entschließen, Furcht vor den Liberalen zu haben, aber ich habe beinahe gar keine Zuversicht in die Vertreter des Rechts und der Ordnung.

Das Einschlafen auf den Polstern negativer Maßregeln ist fast ebenso gefährlich und nachteilig als offener Übertritt und Unterwerfung. Wer, und wäre er ein Herkules, auf eine

Ausforderung keine Antwort gibt, wird für feige gehalten. Die albernsten, dummsten, boshaftesten Lügen, die größten Absurditäten werden über Österreich täglich gesagt und gedruckt; man beschränkt sich bei uns darauf, das Gedruckte nicht ins Land zu lassen, bestätigt also das Wort derer, die uns angreifen, und verliert eine Menge guter aber leichtgläubiger Gemüter.

Ich habe, mit scharfer Beobachtung dessen, was gesagt werden kann und was nicht, mit Schneller und Rotteck Sträuße gehabt, die man den alten Turnieren vergleichen darf. Ich habe ohne Scheu den Kampf auf gleiche Waffen angenommen, ihren Grundsätzen und Ansichten die meinigen entgegengestellt, nicht in der Hoffnung, sie zu überzeugen, sondern damit sie sehen, daß man Kopf und Herz haben und anders denken kann als sie. Ich habe ihnen das letzte Ergebnis ihrer sogenannten Philanthropie, die Unzulässigkeit der Elemente für ihre Urteile, ihre anmaßende Eitelkeit vor die Augen gehalten. Es konnte natürlich nicht vorübergehen, ohne daß Ihr Name und der des Fürsten von dem einen und anderen oft mit Äußerungen zusammengestellt worden wäre, wo diese Zusammenstellung Anklage ist. Ich habe darüber manche Lanze gebrochen und, ich kann kaum zweifeln, mit Erfolg.

Ich hoffe, daß meine Worte über Schneller einiges vermögen.

Man kann nicht leicht ein besseres Herz und dabei einen verdrehteren Kopf haben, als er. Mehrere projektierte Artikel für den Hesperus usw. habe ich ihm bereits ausgeredet. Übrigens sind die Herren hier alle in der Seele betrübt darüber, mich, wie sie es nennen, so ganz und gar im österreichischen Systeme befangen zu sehen.

Heute habe ich einer Sitzung der Historischen Gesellschaft beigewohnt, der ich einige griechische Inschriften zur Auslegung und Ergänzung übergab. Es wurde auch eine Rede über den

Zeitgeist gehalten und dann ich ersucht, etwas über die Sitten und Eheverhältnisse im Orient, und vergleichungsweise über den Charakter des Sultans und Mohamed Alis zu sagen. Ich begann aus dem Stegreife eine Rede hierüber, die ich an die frühere gleichsam anreihte, indem ich eine Zahl von Irrtümern in den Behauptungen des Vorredners (Professor Schneller) heraushob und das Goethesche Wort dartat: „Was ihr den Geist der Zeiten heißt, das ist im Grund der Herren eigner Geist."

Dann behauptete ich folgende, bei den Liberalen verpönte Sätze:

1. Klima, Boden und Abstammung bedingen jedem Volke seine eigene Erziehungsweise, ohne welche kein Heil für dasselbe ist. Die Gleichmacherei der Liberalen, ihre constitutions banales sind also zum wenigsten eine Torheit.

2. In Asien ist mehr Glück und gesunder Menschenverstand als in Europa; in diesem dagegen mehr Wissen.

3. Wenn es uns gelänge (was Gott verhüten wolle), Asien auf unsere Weise zu zivilisieren, so würden wir aus einem glücklichen und braven Volke ein unglückliches und verderbtes machen.

4. Das, was man Sklaverei im Orient nennt, ist ein humaneres Verhältnis als das Dienstbotenverhältnis bei uns.

5. Ägypten kann nur als Eigentum eines einzigen, also unter ganz unumschränkter Regierung, alle seine inwohnenden Kräfte entwickeln, und muß, im Verhältnis als demokratische Elemente sich eindrängen, in dieser Entwicklung gehindert werden.

6. Der Orient kann naturgemäß nur aus sich heraus, nicht von außen hinein gebildet werden.

7. Völker werden alt wie Individuen; kein einmal gestorbenes Volk wird wieder lebendig!

Herzliches Lebewohl! Mit Sehnſucht ſehe ich Ihren Nachrichten entgegen.

Ganz der Ihre.

Prokeſch.

*

2. An Piscatory[1], Paris. (Berlin, 12 mai 1851.)

Mon cher ami, Fontanier m'a porté vos lignes. Elles sont bien tristes. Cependant j'incline à les croire vraies. La société est en marche vers sa ruine depuis des siècles, et toujours les progrès, les illusions des honnêtes gens ont frayé le chemin. Ce qu'on a appelé l'honneur du 15me siècle, le transfert de la science d'une société en putréfaction, de la byzantine, dans les pays de l'ouest, a créé l'orgueil de l'esprit qui a conduit à la révolte contre l'église.

La réformation à son tour a amené la révolution politique. Celle-ci amène avec la même nécessité la révolution sociale qui achève la ruine et dont il résultera, Dieu sait quand et comment, un nouvel ordre de choses. — La France a toujours eu le pas sur tous les autres pays dans cette marche. Je ne l'accuse pas — ni hommes ni pays n'échappent à leurs destinées — et puisque tant d'organisations sociales ont péri (celle de l'antique Asie, celle de l'Égypte, puis la gréco-romaine), pourquoi la nôtre aurait-elle le privilège de nontransformation? —

Les grands ouvriers de la révolution sont, selon moi, toujours les gouvernements. Ils se partagent comme les hommes en parti de la résistance et en parti du progrès. Le nom en indique déjà le sort. En Allemagne l'Autriche

[1] Franzöſiſcher Diplomat, ehemals Prokeſchs Kollege in Athen. Da er zugleich einer der früheſten Gönner Gobineaus war, dürfte der Abdruck dieſes Briefes in der vorliegenden Sammlung doppelt intereſſieren und berechtigt erſcheinen.

représente le premier parti, la Prusse le second. Les vanités, les passions, les fausses lumières, les ambitions, les développements industriels, les expédients et l'opinion publique qui est l'expression de la maladie sociale, seront toujours du côté de la seconde; le sens commun, la diagnose juste, la modération, l'esprit pratique et autres forces inutiles seront toujours du côté de la première, mais tout ce qu'elle en tirera peut-être (et c'est sans doute beaucoup), c'est de mourir plus tard et moins douloureusement. Après la destruction de la société, un jugement tardif et complètement inutile viendra rétablir les vrais titres de chacun, et les Catons et les Tacites, dont les contemporains se moquaient, auront leurs couronnes d'honneur.

Ce tableau n'est pas gai. Il n'a rien d'effrayant pour moi qui crois à la Providence: On n'a pas été pour rien vingt ans en Orient. Ce qui me dégoûte et me fait perdre la patience souvent, ce sont ces misérables calculs d'ambition qui spéculent sur la révolution pour se faire une pacotille. Lorsque la révolution était encore dans le stade de la réformation, on pouvait espérer de jouir de cette pacotille pendant quelques siècles; pour un cœur ordinaire le vol était justifiable; mais aujourd'hui? On creuse les fondements et on s'imagine de bâtir.

Sans doute, s'il y avait union entre les grands gouvernements, union sérieuse dans le sens et pour le but de la conservation, tout serait possible. Mais un miracle même ne suffirait plus pour opérer une pareille union majestueuse, triomphe d'une véritable civilisation. D'abord, vous n'avez pas de gouvernement et vous n'en trouverez pas. L'Angleterre est à la tête du travail de destruction; son tempérament énergique lui permet encore de sortir de ses frontières et de porter le mal chez les autres. — La Prusse est engagée par ses ambitions. L'Autriche malgré sa merveilleuse

santé, est dans un travail laborieux de reconstruction; ses efforts pour établir des garanties de repos et de conservation ne sont compris que par l'instinct révolutionnaire et combattus par tous ceux qui subissent l'influence de cet instinct. La Russie, grandiose dans sa modération, est isolée et condamnée à une position d'attente qui politiquement est encore la meilleure qu'elle puisse prendre.

3. Auszüge aus den Briefen Prokeſchs an Gobineau.

(26 juin 1855:) Les événements décideront entre les opinions de Mr. Drouyn de L'huys qui étaient les nôtres et celles de l'Empereur qui étaient du besoin du ministère anglais. Nous proposions un système de contrepoids dans la mer noire et un traité qui survivrait à la complication actuelle et qui serait la base d'un nouveau système politique tourné contre la Russie. Nous étions prêts à en faire un ultimatum et d'entrer en guerre, s'il était refusé à St. Pétersbourg. Mais on voulait que l'Autriche se fasse parti principal de la guerre parce que l'Angleterre, ou plutôt son ministère, exigeait de la Russie de n'avoir que 4 bâtiments dans la mer noire. Nous n'aurions jamais pu justifier une pareille guerre ni à nous mêmes, ni à l'Allemagne, parce que nous ne sommes ni la Sardaigne ni une légion étrangère. Les négociations se sont donc rompues et la guerre en Crimée continue. Je crains que nous n'obtiendrons plus la paix que nous aurions pu avoir.

*

Sachez que, quoique emprisonné dans la cage étroite du monde qu'on appelle civilisé, je veux vivre avec vous — je veux vous être près — je veux demeurer parmi vous. Vous ne parviendrez pas à me chasser. Je reviendrai toujours. Un jour nous nous reverrons et le passé deviendra un charme pour le présent d'alors.

(6 août 1855:) Ne me jugez pas d'après mes lettres rares et incohérentes. Je n'ai pas le loisir d'être à moi et par conséquent à vous. Je suis pour les paperasses, pour les désœuvrés, pour les fous.

*

Je suis continuellement interrompu par les fainéants qui visitent les eaux. Encore quelques générations et tout le monde sera dans l'hôpital ou dans les bains.

*

Remerciez le ciel d'être loin de l'Europe. Le désert de l'Arabie vaut mieux. Les sottises, revêtues d'habits pompeux et souvent vénérés, se promènent tout glorieusement dans les rues. Les amours-propres l'emportent sur les intérêts sérieux et les vraies vues politiques. Tant de nobles efforts sont dépensés à pure perte. On ordonne de loin par le télégraphe ce qui doit se faire dans les tranchées — on monte à l'assaut, non pas parce que la réussite est préparée, mais bien parce que l'on a la superstition de la date du jour — on joue avec une obstination déplorable le jeu de l'ennemi — on oublie que la grandeur des choses ne réside pas dans l'étendue des moyens mais dans la portée de l'idée. La nature qui est logique et qui se rit des vanités humaines, poursuit sa marche, que cela nous plaise ou ne nous plaise pas.

(Paris, 24 septembre 1855:) J'ai vu l'Empereur hier à St Cloud. Il m'a fait une très bonne impression. Certes, dans l'armée prussienne il n'y a pas un lieutenant, de pose et de parole aussi modestes que l'Empereur des Français.

(13 avril 1856:) Je suis on ne peut plus curieux de vos travaux historiques. Tout est à faire, je pense, dans

ce domaine. Je ne sais pas si vous connaissez le livre ci-joint. Je n'y ai aucune confiance sérieuse, mais je crois que Firdousi puisait de sources qui ont tari depuis et que sous les fables il y a de l'histoire. Les modernes ne comprennent plus l'ancienne société. En faire un bon portrait serait un bienfait. Cette société est morte, selon moi, sous Darius Hystaspis. Le principe patriarcal et de seigneurs a été remplacé par le despotisme et ses instruments, les satrapes, système qui a vécu jusqu'à nos jours dans l'empire persan et ottoman. Sous les Arsacides il y a eu de temps à autre retour au premier système; le roi était effectivement le Roi des Rois. Sur les Sassanides je ne sais absolument rien. Je ne m'étonne cependant pas que les Arabes se soient mis aussi facilement en possession de l'empire de Jesdegerd et je n'en tire pas même de l'étoffe pour des reproches contre les institutions Sassanides. Il ne m'est nullement prouvé qu'une nation mieux organisée pour la guerre vaut plus qu'une autre qui est subjuguée par elle. Un tas de bandits est mieux organisé pour le vol et l'assassinat qu'une famille respectable et honnête.

*

M. Cavour, au lieu de soutenir ses ambitions par les armes, les soutient par les moyens dont même les révolutionnaires auraient honte; il fait prêcher l'assassinat, l'empoisonnement. Tous les gouvernements dignes de lui, lui donnent raison. Nous avons rompu nos relations avec la Sardaigne, comme on se retire d'une maison qu'on a cru honnête et qu'on a reconnu être un bordel.

(18 avril 1856:) Nous avons donc la paix. Le traité est le fils de notre époque. Il est difficile de clore une ère de sacrifices immenses, de bravoure et de massacre plus

cavalièrement. La paix était nécessaire; la continuation de la guerre, le but étant atteint, aurait été criminelle; mais dans la discussion et dans la rédaction du traité il aurait fallu de la conscience et du sérieux. Une légèreté parfaite, une ignorance pas moins grande de l'importance des questions ont présidé à la confection de cette œuvre. Les questions de vanité et d'apparence ont seules reçu leur solution; les questions vraiment sérieuses sont abandonnées au gré de flots et vents.

(18 avril 1856, nach dem Tode ſeines kleinen Sohnes:) La décadence va son train; les peuples descendent dans leur tombe. Ah, qu'ils sont loin de la beauté de mon Franzi qui, cependant, est descendu dans la sienne! Quel abîme que la cruauté de me donner un pareil enfant pour me l'enlever! Qu'ai-je fait pour mériter de servir à la Providence à un jeu aussi cruel? Jour et nuit, je l'ai devant mes yeux — ses derniers quinze jours sont pour moi deux tiers de sa vie. Je me résignerais à mendier mon pain de porte en porte, si je pouvais le conduire de ma main.

(13 juin 1856:) Nous vivons tristement, non pas à cause du pays dont les hommes n'ont pas pu tuer jusqu'à présent l'admirable beauté, mais à cause des ennuis que nous envoie l'Europe. Cette paix pèse sur moi comme un cauchemar. Que les hommes d'État soient arrogants, méchants, prépotents, je le comprends — mais qu'ils peuvent être ignorants comme un Bédouin sans avoir sa fierté et son intelligence, légers comme un fainéant qui va à la mabile, étourdis comme un amoureux de 16 ans, je ne l'ai pas cru, et aujourd'hui je le vois. Ce sont les conférences qui ont tout perdu et qui font finalement triompher les Russes.

(19 août 1856:) L'élasticité de l'esprit me fuit, je deviens roide comme une barre de fer. Cette paix de Paris, monument caractéristique de notre époque impuissante, nous ouvre pour des années une carrière de misérables tracasseries et d'efforts incessants pour des riens. Les grands moyens et les petits buts, c'est le particulier des nations corrompues par une civilisation qui n'a pour base aucun sentiment de dignité et de morale mais l'égoisme le plus éhonté.

(6 septembre 1856:) Charles est grand et beau; mais pour qu'il fasse jour dans ma vie, il me faudrait les yeux de Franzi.

*

Je suis tellement dégoûté des affaires que je ne vois pas le moment pour me réfugier dans mes montagnes de la Styrie. Je crains cependant qu'il n'y a plus en Europe un coin pour y vivre tranquille; tout est envahi par les gouvernements et par les journaux. La politique à la morale d'un croupier de Hombourg ne mérite pas qu'un homme sérieux s'en occupe.

(30 décembre 1856) einige bittere Bemerkungen über den englisch-französischen „Krieg" gegen China.

*

(Im selben Brief:) L'Europe européenne s'occupe de Bolgrad, village en Bessarabie, dont les cabinets ont ignoré l'existence ce qui fait que c'est aujourd'hui la grande affaire pour toutes les vanités diplomatiques en lutte. Le congrès doit s'être réuni hier en séance pour décider de cet immense intérêt et nous autres ici nous en attendons la nou-

velle comme autrefois on attendait à Témiséh ou à Nimrus la nouvelle si Touran s'est levé ou non contre Iran.

*

D'après une ancienne tradition des Zoroastriens nous sommes depuis une vingtaine de siècles dans l'âge du monde qui correspond à l'hiver de l'année et à la nuit de la journée — où le pouvoir d'Ahriman est absolu et dominant. Je crois que leur prévision a été juste.

(13 janvier 1857:) Le progrès, ce monstre dévorant, ruinera le peu qui est encore debout.

(9 février 1857:) Je vous félicite de vos inscriptions pehlevis et de „l'histoire de Kousch", surtout de la dernière, si elle remonte effectivement à l'époque anté-médique qui date de la fin du 8me siècle avant notre ère. L'histoire de ce vaste empire des Iraniens dont les traditions vivent encore dans le Shah-Nameh, est encore à faire. Il est curieux comme toutes les traditions grecques et leur mythologie remontent à l'Asie et démontrent dans l'époque, qui précède de loin l'histoire, une connexion évidente entre les Iraniens et les peuples primitives de ces parties de l'Europe. L'idée du pouvoir suprême sur la terre comme appartenant au peuple-père, devait être une idée religieuse et pouvait l'être aussi longtemps que ce pouvoir n'était qu'une suzeraineté qui ne gênait en rien l'indépendance des fractions et que la religion primitive ne fut remplacée par des cultes. Je crois donc aux Pischdadiens vénérés comme les grands-rois de l'Inde et des frontières de la Chine jusqu'à la Méditerranée et en Grèce, jusqu'au premier grand partage sous Féridoun où les peuples se sont cristallisés autour de trois ou quatre autres, formant autant de grands empires à cultes différents,

plus positifs, c'est-à-dire moins purs, plus matérialisés, plus appropriés au progrès de la décadence. Les luttes entre ces peuples rois et vassaux remplissent tout l'espace entre le 12me et le 8me siècle, l'époque de la première prédominance des Assyriens, jusqu'à une nouvelle dissolution qui a créé la Bactrie, la nouvelle Assyrie, la Lydie, la Médie, plus tard Babylone etc. etc. Ce sont les Perses qui ont de nouveau réuni le grand empire qui de l'Inde et du Jaxarte allait jusqu'en Éthiopie et en Thessalie; mais les idées d'une féodalité grandiose, primitive ayant déjà complètement dépéries avec mœurs, culte et tout ce qui s'en suit, Hystaspe ne pouvait plus rien faire de cette masse énorme de pays qu'une despotie asiatique dans le sens moderne avec satrapies (pachalics) et bureaucratie administrative, ce qui en peu de siècles a fait un corps usé qui a dû succomber au premier choc de ce grand aventurier Alexandre.

*

Je plains les innocents qui souffriront par la guerre actuelle. Les Anglais font leur métier et la cruche ira à l'eau jusqu'à ce qu'elle se brise. C'est cependant curieux que ce pays d'Iran d'antique valeur et de chevalerie, ne produise plus un seul homme capable à résister à une poignée d'Anglais. Si la vertu n'y suffit pas, au moins le vice devrait suffir pour surpasser les Européens en hypocrisie, en trahison et en arts de destruction. Mais les races sont énervées pour le bien et pour le mal.

*

Il y a deux mondes dans lesquels nous vivons en même temps, l'un est le vrai et le réel, l'autre est le mensonge et l'apparence. Toute la force de l'existence et tout le bonheur sont dans le premier principe, mais nous vivons

par excellence et comme règle dans le second. A mesure que le domaine du premier est envahi par l'autre, les États et les peuples meurent, les institutions de même, et les individus gagnent à la place des jouissances les convoitises qui les dévorent. C'est Tantale. Au pouvoir factice répond un dévouement factice, à la religion un culte extérieur, à la conscience la légalité, à l'honneur les décorations et les titres, au bonheur la richesse, à l'or le papier — en tout Ormuzd et Ahriman.

(28 avril 1857:) J'ai été agréablement surpris de votre travail sur les Arsacides. Il m'est prouvé depuis longtemps que l'idée toute moderne et européenne d'un empire uni sous un monarque qui règne et gouverne partout, fait les lois, les exécute, administre, rend la justice etc. etc., n'est pas applicable à ces empires des seigneurs comme ceux de la race iranienne, à commencer par les plus anciens jusqu'à la chute des Sassanides. Malgré tout le désordre réel et apparent, malgré l'absence d'un organisme qui a les avantages de la machine sur le travail à main, l'ancien principe respectait l'homme que le moderne avilit. Tous les essais d'Hystaspe d'abord, des Grecs et Romains depuis (les vrais représentants du principe despotique dans le gouvernement) ont au fond échoué contre ce vieux sentiment de race et de famille, contre le sentiment aristocratique dans le sens le plus large et qui dans son application à l'organisation du corps social s'appelle la féodalité. Il y a même dans l'ancien système gouvernemental des Turcs encore des débris debout comme il y en avait dans la féodalité germanique jusqu'à nos jours. Le système bureaucratique seul est la véritable incarnation du despotisme, le système qui nivelle tout et fait de tous, le souverain y compris, la même canaille.

Les Arsacides étaient d'abord les représentants de

l'ancien système (bien affaibli pourtant) contre le despotisme moderne des Séleucides. L'empire ne pouvait être qu'une fédération unie par la religion et l'origine commune des fractions de la même race sous un chef suprême qui en s'intitulant le Roi des Rois ne disait que ce qu'il était. Je suis donc d'accord avec vous sur le fond comme vous voyez.

Sur les détails il y a quelques divergences.

(23 juin 1857:) Il y a encore un monde à découvrir là et les Scythes y joueront un grand rôle. Après l'expansion de la race blanche du centre vers la périphérie qui est la première partie de l'histoire du monde, vient le reflux des races mêlées des extrémités vers le centre, toutes ces invasions du Sud au Nord (la période Sohab) et du Nord au Sud sur toute l'étendue de la Sibérie jusqu'à l'Atlantique. On appelait probablement Scythes tout ce mélange blanc-rouge qui habitait de la mer du Japon jusqu'au Borysthène, comme on appelait Gaulois tout ce qui habitait de là à l'Atlantique. En Asie ces ondées ont plusieurs fois passé par-dessus les montagnes (de nos jours presque les Mongoles, race détériorée des Scythes par le mélange progressif rouge), ont inondé l'Inde et ont laissé ça et là des eaux sanglantes. Une pareille eau stagnante d'une ancienne inondation causée par le reflux des peuples, me paraît la Chine.

Les anciennes traditions, la Genèse y comprise, me paraissent découler toutes d'une même source. — Il y a donc effectivement un point de départ qu'on appelle Noah, Jao ou Keiamors. Avec ce que nous appelons le déluge, la série des révolutions de notre globe doit être close. Or, je considère ces révolutions comme la condition sine qua non de la formation des races (noire, blanche, rouge), qui est la première grande subdivision de la race primitive originairement *une*. Les révolutions du globe auront d'abord

été de celles qui excluent toute vitalité; ensuite moins universelles et préparant la matière à procréer, le monde végétal, et ainsi de suite jusqu'à l'homme qui aura été modifié dans les trois races par les révolutions auxquelles il a pu survivre sous la pression de conditions constantes mais différentes entre elles.

L'histoire de l'époque anté-historique doit être dans les mythes, fables, préjugés, religions et idées régnant a l'époque où commence l'histoire. C'était le capital accumulé par le temps antérieur. Il faudrait constater ce capital pour gagner un point de départ vrai pour l'histoire. Nos moyens européens ne suffiront pas pour déterminer le moment qui aura le droit d'être appelé le premier historique. Nous sommes trop jeunes, trop arrogants et nous avons perdu l'œil du discernement. Les annales de Chine et des Indes en doivent savoir plus. Peut-être existe-t-il encore des anciennes traditions dans le Caucase du Sud, pays d'où sont sorties les premières doctrines Zoroastriennes et encore de la Genèse. Il ne faut rien rejeter pour la raison que cela ne se trouve pas dans nos livres ou qu'il ne se combine pas avec nos idées et systèmes. La vérité est indépendante des opinions d'une coterie. Le monde antique a existé pendant des milliers d'années, non pas en société barbare, mais civilisé à sa manière, je dirai, plus rapproché de Dieu, plus conforme aux exigences de la nature humaine, plus véridique, moins misère, vanité et canaille.

En remontant des données d'Hérodote qui n'a rien inventé, mais recueilli ce qu'on croyait à son temps et façonné ces croyances d'après l'esprit grec, on doit pouvoir arriver aux Pischdadiens de Firdousi qui me paraît également une source historique. Je suis convaincu pour ma part de l'existence d'une domination iranienne qui s'étendait jusqu'en Grèce, jusqu'au golfe persique, l'Indus et la Chine.

Naturellement que l'organisation sociale d'un pareil État ne ressemblait pas à celle des nôtres. Il serait plus juste de comparer le pouvoir du Roi des Rois avec celui que Grégoire VII n'avait pas exercé, mais avait imaginé comme la domination du Pape sur le monde chrétien ou avec celui des Califes. Le principe d'union était l'indépendance des États, comme le principe de l'organisation sociale celui de la liberté individuelle, avec son complément de l'esclavage basé sur la différence des races et sur la guerre.

*

L'ignorance des causes est la mère de notre théorie de libre arbitre. Cette théorie nous flatte; elle produit même du bien; elle est nécessaire à son tour. L'ignorance et l'innocence sont deux mots pour exprimer la même idée et il n'y a pas de bonheur en dehors de l'ignorance. Ceux qui, enrolés par le serpent de primitive mémoire, travaillent à la sueur de leur front dans les carrières de la science, n'en deviendront pas plus heureux pour cela, ni toutes leurs découvertes augmenteront-elles les éléments du bonheur pour les autres. La science ne saurait jamais donner le bonheur que donne l'ignorance. La question n'est pas là. Qui est organisé pour la science, fait son métier bon gré mal gré. Il en recueille l'obole du pauvre. Travaillez donc, mon cher ami! Nous sommes tous les deux organisés de manière que l'obole nous satisfait tandis que les trésors qu'accorde l'ignorance, nous resteraient incompréhensibles.

(2 septembre 1857:) Que la Russie s'est vengée des petites incommodités qu'on lui a fait au sacrifice de millions et de tant de braves soldats!

(20 octobre 1857:) L'histoire de votre valet-de-chambre grand-prêtre ou pontife est très curieuse. Les populations

d'Asie, moins desséchées que celles d'Europe par la science abstruse et par le matérialisme, me paraissent avoir conservé un besoin plus vif de croyance religieuse. Les atrocités qui se passent aux Indes en sont encore une preuve. Croyance — superstition, n'est-ce pas le même fond vu de différents points de vue? — C'est toujours un besoin de conserver et de constater ses liens avec ce qui est au-dessus et en dehors de notre nature; c'est un recours de la créature vers le créateur, que le chemin passe par des torrents de sang ou non.

Ce n'est que dans la jeunesse des peuples que l'idée religieuse est pour ainsi dire inscrite sur les étendards de leurs colonnes conquérantes; mais elle est à toute époque la force conservatrice. La mort des nations est toujours causée par d'autres idées, idées fausses quelque brillantes qu'elles soient, qui peu à peu tuent le principe conservateur. Je pense que l'Europe a moins de vitalité que l'Asie. Cela paraît un paradoxe. La rapidité avec laquelle les organismes nationaux se consument et s'usent en Europe est, cependant, un fait incontestable. La conquête matérielle, la subjection par le glaive, n'est pas toujours la mort. Tant que l'idée religieuse est encore vivante dans une nationalité ou dans un groupe de nationalités — véritablement vivante, non pas calcinée par la réflexion —, il ne manque qu'un grand homme pour ressusciter un peuple et le faire raparaître fort et dominant sur la scène. Ces réflexions m'ont été inspirées par votre valet-de-chambre pontife.

(25 mars 1858:) . . . Ce sera une fête pour moi que de vous avoir ici . . . et nous causerons Achéménides et Parthes.

J'ai assez de place pour vous, pour vos trois bons enfants persans et pour vos chiens. Je vous attends à bras ouverts.

(31 octobre 1858. L'affaire Montenegro:) Il me répugne de prendre part à ce honteux arrangement en faveur d'un barbare grossier et au détriment du Sultan et de l'Empire Ottoman que nous disons tous vouloir conserver. Ce travail ne profite qu'à ceux qui, battus à la guerre, sont aujourd'hui les seuls et les véritables vainqueurs et se moquent de vos sacrifices en Crimée.

(11 mars 1859:) Je crois à la guerre puisqu'on ne fait pas de si vastes armements pour rien; elle nous trouvera prêts. L'époque ressemble absolument à celle de la confusion romaine au 3e siècle; perte de toute notion du droit; le bon plaisir proclamé la loi suprême: hypocrisie et mensonge marchant à front découvert; appetits de voleurs de grand chemin et fermentation putride dans l'intérieur qui rejaillit et infecte. Pauvre Piémont, qu'a-t-il péché pour avoir un Cavour pour ministre?

*

(An Madame de Gobineau:) Si nous avons la guerre, je reprendrai, si l'on veut de moi à l'armée, mon ancien métier . . . Tout petit que je suis, je ne voudrais pas manquer à ma patrie au moment où elle aura à se défendre contre l'agression de dehors.

(2 août 1859:) Comme Autrichien je me glorifie de la bravoure de nos troupes; j'ai honte de l'incapacité de nos généraux; je redouble de dévouement pour mon Empereur qui seul a osé tirer l'épée pour la défense d'une cause juste; je méprise ceux qui avaient les mêmes devoirs sans avoir la droiture de son cœur et son courage; je bénis la paix et je me réjouis du fond de mon âme de la perte de la Lombardie qui apprendra dans peu à être plus juste envers l'Autriche.

(5 décembre 1860:) Ma guérison irait plus vite, si je n'avais pas le cœur navré comme honnête homme aimant sa patrie. L'esprit canaille qui a la haute main en Europe, me dégoûte jusqu'aux entrailles. Je crois que nous marchons à pas de géants vers la barbarie la plus hideuse, résultant de la pourriture de la civilisation.

(11 septembre 1861:) La civilisation n'est pas à sauver ni par les conservateurs ni par les révolutionnaires; elle mourra du mal caduc de Byzanze. Mais sa marche est lente, nous avons donc le loisir de nous occuper à notre gré soit de médailles soit de cunéiformes.

(24 juin 1862. An Madame de Gobineau:) Nos affections sincères d'ici-bas sont le tissu de l'avenir. Les âmes s'y retrouveront, dégagées de ce qui est l'héritage de la terre. Il n'y a que ce qui est noble et pur et vrai en nous qui survivra et qui deviendra aile pour nous élever dans la sphère lumineuse.

(13 janvier 1864:) Les passions dominent, les exagérations et le mensonge sont la monnaie courante. La maladie n'est pas partielle, tout le corps social en est affecté; gouvernements et peuples sont également malades. Il n'y a pas de guérison pour un pareil état. Les principes conservateurs sont comme des remèdes auxquels les médecins ne croient plus et que les malades refusent. Les principes révolutionnaires, appelés aujourd'hui, à cause du progrès de la maladie, „aspirations légitimes des peuples", ne se gouvernent pas par le verbiage des ministres ou des souverains autour d'une table ronde; l'instinct de destruction les pousse jusqu'à ce que la dernière colonne de l'édifice social est tombée. De pareilles crises ne sont aucunement nouvelles; elles ne sont pas même accidentelles, mais nécessaires.

(24 mars 1864:) Je me relève par la présence de mes enfants, de ceux qui me restent . . . Il est mort, mon noble Charles, dans l'accomplissement de ses devoirs, glorieusement, un exemple pour son brave régiment qui fut un exemple pour toute l'armée. Le bras gauche fracassé dans un premier assaut, il mena la troupe au second et au troisième, passant par des abatis, et là il tomba frappé de quatre balles et d'un coup de bajonette. En tombant il encouragea la troupe et eut la satisfaction de la voir victorieuse. Rapporté à la place du bandage, il demanda le chirurgien s'il était perdu, et celui-ci lui ayant répondu que oui, il chargea un de ses camarades, blessé et reposant sur la paille à côté de lui, des adieux à père et mère et frère et sœur, reçut encore l'onction du prêtre du régiment, tira avec son bras droit son manteau sur sa tête et mourut à 2 h. du matin, 7 février, 9 heures après avoir reçu les coups de mort. A Gratz on l'a enseveli avec les honneurs dûs au digne représentant des nombreux Styriens tombés au même combat. L'Empereur orna sa tombe d'une croix d'honneur.

Il est mort — dans sa 24e année — et moi j'existe encore. Ma première pensée était de quitter tout et de me retirer dans un coin quelconque auprès de ma pauvre femme. Sa résignation, toujours grandiose dans des occasions grandes, l'a fait penser d'abord à moi — elle m'a envoyé Toni.

Je déteste l'Europe — je resterai ici — mon cœur est cuirassé contre tout ce qui me peut arriver à l'avenir — je n'ai d'autre désir que le repos — je le trouverai mieux ici qu'autre part.

Vos lignes m'ont vivement ému. Je pouvais déjà pleurer lorsque je les ai reçu.

Je me dis aujourd'hui: qu'aurait-il gagné en continuant à vivre? Il est mort dans la plénitude des belles illusions de la jeunesse. Les anciens disaient que les Dieux retirent

ceux qu'ils aiment dans la fleur de la jeunesse de ce monde. Ils avaient raison. Qu'aurait-il gagné sinon des expériences accablantes, un désillusionnement tuant à coups réitérés de poignard! Sous la neige la terre lui était fleurie; elle lui serait devenue plus tard un désert.

Que Dieu vous épargne des journées semblables aux miennes! Pr.

(13 juin 1864:) Vous savez que je porte dans mon cœur et vous et Clémence et vos enfants. Vous y êtes et vous y serez, mais le tronc de l'arbre est desséché . . . Mon Dieu, comme on n'est bon à rien pour ses amis! Pas même de la plus petite douleur on ne peut se charger à leur place.

*

(Über modernes Leben, Ausstellungen usw.:) L'idée de pareilles constructions est gigantesque et la réalisation de l'idée touche au miracle. C'est digne des chemins de fer qui traversent l'Europe, des tunnels qui percent les alpes et des télégraphes qui portent la pensée en quelques minutes de Londres aux Indes. Quel sera l'effet de tous ces nouveaux moyens d'éducation des peuples? Est-ce Sisyphe qui est arrivé avec sa pierre à la cime? Il me paraît que les désirs, les illusions, les vertiges, les passions grandiront en proportion, mais le bonheur et le sens commun resteront en arrière jusqu'à disparaître.

Allerlei Biographisches aus den fünfziger und sechziger Jahren.

Aus biographischen Mitteilungen der Baronin Diane de Guldencrone über ihren Vater (1854—1876).

Den hohen Wert der mir durch Frau Baronin Guldencrone gewordenen Mitteilungen zum Leben ihres Vaters habe ich an anderer Stelle (im Quellenbericht meiner Biographie) schon gebührend hervorgehoben. Insbesondere ist z. B. das fünfte Kapitel des ersten Buches meiner Biographie fast ganz darauf aufgebaut. Eignen sich auch jene Mitteilungen im allgemeinen weniger für eine öffentliche Wiedergabe in extenso, indem sie naturgemäß vielfach stark ins Detail gehen und auch öfter persönliche Angelegenheiten berühren, so sind davon immerhin einzelne Partien auszunehmen, die daher im folgenden unseren biographischen Dokumenten eingereiht werden mögen.

Wer im übrigen der Tochter Gobineaus als Schriftstellerin näher treten will, sei auf deren größeres Werk: L'Achaïe féodale. Étude sur le moyen-âge en Grèce, 1205—1456. Paris 1886 verwiesen, ein vortreffliches, gediegenes Buch, in welchem unter eingehender Benützung der zeitgenössischen Quellen die wechselreichen Schicksale der fränkischen Ritterschaft und ihrer Staatengründungen auf dem klassischen Boden von Hellas während des Mittelalters dargestellt werden. Das Werk ist dem Andenken Gobineaus gewidmet, und die Verfasserin durfte sich sagen, daß sie, indem sie ein Thema sich erwählte, das ihr durch ihre eigenen Lebensschicksale — sie hat viele Jahre in Griechenland verbracht — besonders nahegelegt war, zugleich in hervorragendem Maße im Sinne ihres verewigten Vaters vorging. In der Tat hätte sie ihrem Danke für alle, wohl gerade auch während des ge-

meinſamen Verweilens auf helleniſchem Boden, ihr gewordenen Anregungen kaum einen glücklicheren Ausdruck verleihen können.

Mon père était d'un caractère extrêmement gai; il parlait presque toujours sur un ton de plaisanterie; il était aussi aimable, aussi courtois dans l'intérieur de la famille qu'en présence d'étrangers. Je ne l'ai jamais vu sans façon. Albert Sorel[1] l'a admirablement caractérisé en disant que c'était un vrai gentilhomme du *18e siècle*; cet article est le seul où la physionomie de mon père soit bien dessinée et vraiment ressemblante et l'on ne saurait le comprendre si on n'en est pas persuadé.

Pour ceux qui ne savaient pas la vaste étendue de ses connaissances et la profondeur de sa pensée, il avait l'apparence légère et superficielle d'un grand Seigneur du temps de Louis XV; rien n'est plus exact. Il en avait le physique élégant, les manières aristocratiques, l'extrême politesse. Cette politesse cérémonieuse, tout à fait inconnue de nos jours et que moi-même, à cinquante ans de distance, je ne me rappelle pas d'avoir vue poussée à l'extrême, pratiquée avec ces raffinements par d'autres que par lui, il la déployait aussi bien envers ma mère, envers moi, petite fille, envers les femmes de chambres et tout le sexe féminin, qu'avec les nuances requises par le sexe, envers tout ce qui l'approchait, paysans et serviteurs, mais surtout envers les femmes. J'avais sept ou huit ans, il me traitait comme une dame, avec la même cérémonie. Il voulait que l'on me servît à table avant lui et dans la voiture il me faisait asseoir au fond; en famille il était toujours tel qu'en société.

---

[1] In dem oben S. 19 u. ö. angezogenen Aufſatze.

Jamais il ne m'a tutoyée; il disait très rarement mon prénom; il m'appelait toujours *ma fille*, et me disait *vous*. Aussi, malgré sa bonne humeur et ses plaisanteries, je n'ai jamais été familière ni à l'aise avec lui; j'étais habituée à l'entendre considérer par tout le cercle de famille comme un grand homme, que l'on admirait; ma mère, mon oncle d'Avril, mon parrain de Serre, son ami de jeunesse ainsi que M. Guermann Bohn, le peintre, qui composaient notre cercle intime auquel il faut ajouter le comte Charles de Barral, capitaine, puis colonel, mort général italien, gentilhomme piémontais, avec lequel mon père s'était étroitement lié pendant le séjour à Berne, et le baron de Prokesch-Osten, alors président de la Diète Germanique — tout ce monde là regardait mon père comme un génie supérieur et lui formait une espèce de cour.

Il avait avec ma mère les mêmes façons cérémonieuses, ne lui disant jamais *tu*, l'appelant toujours *Madame de Gobineau* — jamais je ne l'ai entendu l'appeler *ma femme* ou *chère amie*. Dans les lettres qu'il m'écrivit de Perse[1] — j'avais alors treize à quatorze ans — il me la cite comme un modèle de distinction et d'élégance. Il tenait à cela par-dessus tout. Ce qui était tant soit peu *bourgeois* lui causait une exaspération véritable. Il vivait dans un monde de convention, une sorte d'idéal. Nous étions tous en respectueuse admiration devant lui.

* * *

[1] Diese in der Biographie mehrfach verwerteten Briefe charakterisiert mir die Adressatin einmal brieflich in einer Weise, die man ohne weiteres auf eine Gesamtcharakteristik des Mannes anwenden könnte: „Vous voyez dans ces lettres combien mon père était affectueux et bon pour nous toutes, et l'excessive gaieté de sa conversation, avec la prodigieuse diversité de ses connaissances et cette absence totale de pédanterie qui faisait douter parfois de la profondeur de son érudition."

Il était rarement à Trye un mois de suite. Il s'ennuyait au fond à la campagne. La vie des champs ne l'intéressait pas; c'était un homme du monde dans toute la force du terme; un trop brillant causeur pour pouvoir se passer de conversation et de l'échange des idées. A chaque instant il prenait la diligence et partait pour Paris, d'où, presque toujours, il ramenait quelques amis, lesquels étaient aussi des admirateurs. Le soir, dans le salon, c'était un cercle de personnes intelligentes, une conversation brillante, animée; mon père était là dans son élément; mais surtout à table. Là, il causait, il déployait tout son esprit, capable comme il l'était de donner la vie et le charme à tous les sujets, même les plus frivoles.

Sorel l'a bien décrit: ainsi devaient être les héros de ces salons brillants d'avant la Révolution, où l'on avait tant d'esprit, où l'on était si brillant, si poli — quelquefois solide sous des apparences légères. Certainement mon père pouvait donner une idée de ce qu'on était alors. Je n'ai, personnellement, aucun goût pour cette époque malheureuse dont les vices ont surpassé les qualités apparentes, dont les résultats ont été funestes. Mais il ne s'agit pas ici des idées que je puis avoir. Je décris ce qu'a été mon père en famille, vu par son enfant, parce qu'aucun de ses biographes ne le pourra faire. Peut-être lui a-t-il manqué un peu de ces vertus bourgeoises dont il se moquait et qu'il dédaignait. Cependant, sa grande sollicitude pour moi, petite enfant, pendant le voyage de Perse p. e., montre la bonté de son cœur[1].

Il était très bon, très généreux, soucieux de faire du bien à ses inférieurs. Il rencontra un jour dans le village

[1] Tiefe liebevolle Sorgſamkeit Gobineaus während der ganzen Reiſe wird dann anderen Ortes ins einzelne beſchrieben.

un ouvrier avec lequel il causa, comme il faisait toujours, avec sa belle manière aimable et franche de vieux gentilhomme français, offrant des cigares aux rouliers et aux laboureurs, faisant des compliments aux femmes, plaisantant avec les jeunes filles. Cet homme lui raconta qu'il avait servi dans la garde royale et qu'il était le planton qui avait porté au capitaine de Gobineau, mon grand père, son brevet de chef de bataillon. Mon père fut ému jusqu'au fond de l'âme. Il donna une poignée de main au brave homme et depuis ce temps s'en occupa avec sollicitude et voulut qu'il eût toujours son couvert mis chez nous à l'office.

Du reste, ses attaches légitimistes, ses souvenirs de jeunesse royaliste lui étaient chers. Je le savais dès mon enfance; j'avais appris à respecter les Vendéens et haïr les bleus dès le berceau.

* * *

Il y avait chez nous, autour de mes parents, comme d'un centre commun, depuis leur mariage (1846) et surtout depuis l'entrée dans la carrière (1849) un cercle d'amis intimes admirateurs passionnés, fanatiques de mon père et, par contrecoup, de ma mère, car il était impossible de les séparer. Je veux nommer ici ces bons et anciens amis, les premiers *Gobinistes*, une élite vraiment qui croyaient en leur ami et saluaient en lui le grand homme, le génie, absolument méconnu alors du grand nombre et qui suivaient aveuglément ses idées, ne doutant jamais de lui. Ce qui est touchant, selon moi, c'est que ces premiers disciples furent justement ceux de son entourage le plus intime et le plus immédiat, tant de son côté à lui que du côté de ma mère et qu'ils rivalisaient dans le culte rendu à l'un et à l'autre. Tous aujourd'hui sont morts, mais ils ont été les amis de

mon enfance et je me plais à rendre cet hommage à leur mémoire.

Du côté de mon père, il y avait ses deux camarades de jeunesse, qu'il tutoyait et avec lesquels il était uni d'une amitié fraternelle: le vicomte Hercule de Serre et Guermann Bohn. L'un était mon parrain et celui de ma sœur. L'autre était familièrement appelé par nous tonton, c'est-à-dire oncle. Mon parrain mourut encore jeune, en 1859, à Athènes. Il était peut-être le plus cher et le plus aimé de tous. Bohn, après notre retour de Perse, passait chez nous à Trye une partie de l'été, aussi bien en l'absence de mon père, car nous le traitions comme de la famille.

L'amitié avec laquelle ma mère avait accueilli les amis de jeunesse de mon père était compensée par celle que ses amis et parents avaient, de leur côté, vouée à mon père et qu'il leur rendait. De ce côté, il y avait aussi deux: d'abord, le frère aîné de ma mère, M. François Jules Monnerot, dont la droiture et la bonté de cœur étaient égalées par l'originalité de son esprit et sa sincère admiration pour son beau-frère. Mon oncle Monnerot est mort en 1883, directeur de la grande compagnie d'assurances *La Nationale*. J'ai pour sa mémoire autant de respect et d'affection que de reconnaissance.

L'autre était le baron Adolphe d'Avril, dont la mère, très proche parente et amie intime de ma grandmère Monnerot, avait vécu avec elle dans une grande intimité; l'oncle d'Avril avait cinq ou six ans de moins que ma mère, avait été élevé avec elle et la considérait comme une sœur aînée. Mon père le prit tout de suite en particulière affection et le fit entrer aux Affaires Étrangères. Il est mort, en 1904, comme ministre à la retraite. Il s'était enthousiasmé des premiers sur l'*Essai sur l'inégalité des races*, et souvent il me disait en riant, que son propre

article, écrit vers 1853, était ce qu'on avait écrit de mieux sur ce sujet et que personne n'avait compris mon père aussi bien que lui. Je pense que c'était vrai alors. C'était une nature sympathique et séduisante.

J'aime à représenter mon père entre ces quatre premiers admirateurs, les plus dévoués, les plus intéressants, qui avaient le mérite de l'avoir deviné et qui forment autour du couple de mes parents comme une cour fidèle, unis entre eux par le lien de ce dévouement commun.

* * *

Mes plus anciens souvenirs se rapportent au temps où, à Francfort, — j'avais alors environ cinq ans — mon père voulut commencer à m'apprendre l'allemand. Je crois qu'il avait le projet, voyant en moi une enfant sérieuse et docile, de m'instruire lui-même, en dehors de tous les programmes connus, projet qui ne fut pas réalisé.

A Francfort, donc, mon père commença de me faire lire de l'allemand. Je le lisais aussi couramment que le français, dans ces jolis livres et ces images que l'on fait si bien en Allemagne; nous en avions une quantité dont je me rappelle encore. Il y avait aussi une Histoire ancienne illustrée, dont il m'expliquait les images, et je me souviens qu'il s'y trouvait l'histoire d'Alexandre le Grand, avec le passage du Granique et le meurtre de Clitus, et l'anecdote de Fabricius sous la tente de Pyrrhus, avec l'éléphant.

Le départ pour la Perse interrompit ces débuts. A Téhéran, mes leçons recommencèrent; mon père se réserva l'allemand. Je venais chaque jour dans son cabinet lire à haute voix, traduire et réciter par cœur les verbes qu'il écrivait lui-même sur des feuilles de papier persan, longues et étroites. Il me donnait de bons points et à la fin de la semaine deux *sahâbgrans* (francs) si je savais bien mes

leçons. Il ne me grondait jamais, mais quand il était mécontent ou nerveux, il marchait à grands pas dans la chambre, sans rien dire, pendant que je m'escrimais sur un passage que je ne savais pas, et de temps en temps reprenait le mot, d'un ton bref, avec un froncement de sourcil qui me causait une plus grande frayeur et m'en imposait davantage que n'auraient pu faire tous les reproches du monde.

Comme je l'ai dit, jamais je ne me suis trouvée tout à fait à l'aise avec mon père. Le sentiment qu'il m'inspirait était fait surtout d'un profond respect et d'une admiration sans bornes. J'osais rarement le questionner et, je dois le dire, il ne s'entendait pas à instruire une enfant si jeune. Il ne lui venait pas à l'esprit que je n'avais pas encore l'intelligence assez développée pour comprendre certaines choses ou connaître certaines expressions; il ne savait pas se mettre à ma portée et ses explications, s'il en donnait, n'étaient pas beaucoup plus compréhensibles que le texte qu'il s'agissait d'éclaircir. Les livres à l'usage des enfants lui paraissant pleins de niaiseries, il ne s'en servait pas et ce qu'il me faisait apprendre était souvent trop fort pour mon cerveau de sept ans; mais il ne s'en rendait pas compte.

Quand il était très content de moi et que j'avais bien surmonté, au moins en apparence, les difficultés (peut-être aussi quand il n'était pas lui-même agacé par quelqu'ennui personnel) il me lisait, comme récompense, un passage d'Hérodote. (1860.) Mon père se moquait un peu de ma passion pour Plutarque et pour les Romains. On en voit des traces dans ses lettres de 1861—1862. Mais il fut bien aise de me voir lire Eschyle, me fit cadeau de son Sophocle et m'acheta Euripide dans un de ses voyages à Paris.

Quand nous étions à Paris, comme les deux hivers 1859/60 et 1860/61, mon père, toujours très affectueux pour moi, me menait de temps en temps, avec lui, dans la ville pour me montrer les vieux quartiers, les anciennes églises et le musée du Louvre, où nous allâmes plusieurs fois ensemble. C'était une grande joie pour moi; j'étais alors en état de mieux jouir de sa conversation et ses explications me ravissaient. En outre, il voulut aussi me conduire plusieurs fois au théâtre, et l'*Orphée* de Gluck fut la première pièce que j'entendis.

* * *

Mon père se levait de grand matin, vers 5 ou 6 heures, prenait pour tout déjeuner un morceau de pain sec avec un verre d'eau, quelquefois une tasse de café turc, et fumait un narghileh. Il travaillait ensuite enveloppé de son *abba*, rayé brun et blanc (comme le représente l'aquarelle de Bohn) avec le grand *chalvar* ou pantalon persan de soie rouge, jusqu'aux environs du déjeuner, vers onze heures et demie. Il s'habillait auparavant et venait à table avec nous. Sa sobriété était extrême. Il ne buvait que de l'eau; mais, toujours entraîné par la conversation, il ne faisait aucune attention à ce qu'il mangeait; son estomac était fort délicat et il lui arrivait parfois de se servir sans s'en apercevoir des plats qu'on lui présentait et qui ne lui convenaient pas. Aussi ma mère était-elle obligée d'y veiller et le domestique avait reçu l'ordre de ne pas lui offrir ce qu'il ne devait pas manger, par exemple la salade et les choses crues, qu'il ne supportait pas.

A Trye, presqu'aussitôt après le déjeuner, il se renfermait dans la bibliothèque et travaillait toute la journée. Au bout de quelques semaines de ce travail acharné, il

était fatigué, prenait la diligence, allait passer huit jours à Paris, les passait en visites et ramenait quelques amis, puis reprenait son travail. Je ne me souviens pas de l'avoir vu se promener au jardin ni dans la campagne. Mais le soir, après le dîner, qui avait lieu à six heures, il ne travaillait jamais, il restait au salon et causait avec nous ou faisait la lecture.

Briefauszüge (Reiseberichte) aus den fünfziger Jahren.

Einige kürzere Auszüge aus den Briefen der fünfziger Jahre an Prokesch-Osten, Reiseerlebnisse und Naturschilderungen enthaltend, dürften um so willkommener sein, als die aus dem Orient die diesem gewidmeten Bücher lebensvoll ergänzen, die aus den nördlichsten Gewässern Amerikas aber vollends das über Neufundland, das anscheinend unwiederbringlich vergriffen ist, geradezu ersetzen müssen.

(le Caire, 22 mars 1855:) Nous sommes allés à Schoubra, qui est un rêve des 1001 nuits, nous sommes allés aux tombeaux des Khalifes, nous avons vu la citadelle, le petit palais où Mohammed Ali vous a raconté la fin des Mamelouks, la mosquée qui est splendide, mais ce qui dépasse toute idée c'est la vue générale du Caire sur ces hauteurs. Il n'y a que le Nile qui soit plus beau que cela. Je ne crois pas qu'il y ait rien au monde de plus merveilleux que ce fleuve. Nous sommes allés aux Pyramides hier. Nous avons passé là et au pied du grand sphinx une de ces journées qui ne s'oublient j'amais . . . Ce pays-ci est au-dessus de tout. Beauté, charme de la vie, facilité de tout, les meilleures choses du monde s'y rencontrent, et tout ce peuple est si gai. On n'y voit de triste que les Européens qui volent tout, en flattant ou en insultant, les Turcs qui ne peuvent y dépasser trois générations et les Cophtes qui ont bien

l'air de vrais clercs d'huissiers très civilisés. (26 mars 1855:) Quelle vie, que celle-ci! Quel enchantement! Et comme vous me le disiez, quels gens polis! . . . Quels gens charmants! (10 avril 1855:) C'est la terre des Dieux! Et quel bon peuple! quels aimables grands enfants!

(Mer rouge, 19 avril 1855:) Quelle belle mer! Quelles nuances dans les rochers, les montagnes, le ciel!

(Persepolis, camp de Mayar, 12 juin 1855:) C'est merveilleux de grandeur, de noblesse et de beautés naturelles. Nous avons vu le tombeau de Cyrus qui n'est pas plus le tombeau de Cyrus que le mien . . . Le pays est grandiose, mais c'est le ciel surtout qui est merveilleux. On ne s'imagine pas une telle pureté, un tel éclat. — Quant à cette ruine (de Persepolis), c'est beau et grandiose au delà de toute expression.

Il n'y a rien au monde de plus beau que ce ciel iranien, si comblé d'étoiles, si brillant, si pur et si doux.

(30 octobre 1855:) Nous avons traversé les pentes inférieures du Demawend, encore toutes palpitantes, à ce qu'il semblerait, de l'influence des volcans. Ce ne sont pas tant des montagnes, que les vagues immenses et solidifiées d'une mer sans fin. Le souffre est partout, et si on touche une roche, elle est calcinée à la surface. De temps en temps, dans les plis de mamelons gigantesques, apparaissent de beaux ruisseaux et des villages au milieu des cultures; vignes, platanes, saules énormes, pommiers, rien ne manque, et toujours ce ciel d'une beauté sans égale. — Impossible de se figurer rien de plus charmant, de plus champêtre que ces belles cultures qui couvrent un terrain ondoyant bordé de tous côtés par de grandes cimes à 2 et 3 étages, dont

le dernier était le lendemain couvert de neige. Partout de l'eau, des cascades, des rochers, des arbres magnifiques.

(15 décembre 1859:) Le Nord Amérique n'est pas un pays sans intérêt et je crois qu'il n'existe pas de pays physiquement nul dans le monde. C'est un ciel brumeux, froid, pluvieux. Une mer qui vient de laisser sortir de son sein les îles et les plages et qui semble avoir envie de les reprendre. Un sol marécageux, où la terre végétale est rare, où les arbres poussent maigres et chétifs et parvenus à une faible hauteur tombent faute de pouvoir cramponner leurs racines dans la tourbe. Des poissons de toute espèce dans des quantités énormes, se poursuivant par bandes immenses les uns les autres et menant une sorte de vie mystérieuse comme la nature elle-même, car on ne sait ni les causes qui les font descendre du pôle vers les mers équatoriales ni celles qui les y font retourner ni le motif des fréquentes déviations de leur marche. Ce qu'on voit c'est qu'ils semblent tous exécuter une fuite et une poursuite mutuelle pour s'entredétruire sans y parvenir depuis le commencement des temps. Quant à l'homme, il y a les débris des anciens aborigènes qui vont errant partout et s'éteignant. Ce sont des peuplades de race mongole très pure. Ils ont conservé avec obstination les habitudes nomades de leur sang, couchent dans les wigwams d'écorce de bouleau de leurs aïeux et font la pêche et la chasse. Mais ce ne sont plus des guerriers, ils sont doux et inoffensifs et déshabitués de la discipline rude et fatigante, qui, seule, pouvait faire supporter cette vie en plein air dans un tel climat, ils grelottent dans des haillons européens et les hommes meurent de la poitrine et les femmes dans les accouchements. Ils sont depuis cent ans catholiques ardents et ont supporté sans faiblir la persécution protestante. La loi les protège

mais ne leur reconnaît aucun droit civil ni politique. *Les Européens*, Anglais, Écossais, Irlandais d'origine et Français-Normands, sont de bonnes gens, très peu sympathiques aux Américains du Nord. Il est merveilleux de voir sur la côte de Terre-Neuve 150 lieues de plages habitées ou fréquentées par environ dix mille pêcheurs, hommes, femmes et enfants. Il n'y a pas un magistrat, pas un soldat, pas même un prêtre. Les enfants ne sont souvent baptisés que cinq ou six ans après leur naissance quand par hasard passe un bâtiment ayant à bord un chapelain, et dans ce petit monde que rien ne garde, il n'y a pas un désordre, pas un vol, pas une querelle. Tout ce monde là risque sa vie du matin au soir sur de mauvais bateaux livrés à une mer dangereuse et y prend un sérieux et une moralité d'instincts inouïs. Cette année il y avait eu une fille séduite, c'était un fait inouï. Le coupable n'osait pas se montrer et il est à remarquer que les unions bénies longues années après avoir été contractées, n'existent que sur la foi mutuelle. Mais dans les villes, il y a des gensdarmes, des juges, des prêtres, des gouverneurs, toutes les garanties désirables, on ne risque pas sa vie du matin au soir et on vaut à peu près la même chose que partout ailleurs.

Fürst Richard Metternich an Prokesch-Osten.

Paris am 7. Februar 1863.

Mein verehrtester Freiherr,

Ihr freundliches Schreiben, Gobineau, unseren gelehrten Freund betreffend, habe ich heute in ganz erfreulicher Weise zu beantworten. Drouyn de Lhuys ist ihm gewogen und hat mich versichert, daß er die nächste Gelegenheit ergreifen würde, ihn zu befördern. Die aufopfernde Selbstverleugnung, womit Gobineau dem unerquicklichen Ruf nach Teheran so herzhaft gefolgt ist, wird ihm hier sehr hoch angerechnet, und ich zweifle nicht, daß Drouyn de Lhuys recht bald seinem Versprechen nachkommen wird; jedenfalls werde ich die Angelegenheit im Auge behalten, und es wird mich herzlich freuen, einem von Ihnen ausgedrückten Wunsch nachkommen zu können.

Unwetter bricht abermals über uns herein, und eines Nachbarn Haus steht bereits in Flammen. Der südöstliche Nachbar mag sich zusammennehmen, denn der Halbmond hat kaum genug Glanz und Kraft, um die sich türmenden Wolken leicht durchbrechen zu können. Man ist hier über den Fortbau der montenegrinischen Blockhäuser sehr aufgebracht. Der Kaiser sprach mit meinem türkischen Kollegen darüber ein kühles Wort. Rußland ist freilich damit gestraft, womit es gesündigt, und es dürften bereits an der Weichsel mehr Insurgenten stehen, als es deren in Serbien bewaffnet hat. Gott schütze uns ferner. Seine Macht war uns günstig, er blicke stets freundlich auf Österreich.

Ihr aufrichtig ergebener
Metternich.

Fünf Briefe an den Präfekten des Oise-Departements in Sachen von Gobineaus Ernennung zum Maire und Kandidatur für den Generalrat.

Aus der hier mitgeteilten Gruppe von Briefen Gobineaus an seinen Präfekten sind namentlich die aus dem Jahre 1864 charakteristisch. Wenn auch die darin berührten Ereignisse nicht völlig klar mehr zu übersehen sind, so geht doch so viel daraus hervor, daß Gobineau eine anscheinend erfolglose Kandidatur zum Generalrat auf Wunsch des Präfekten sich hat gefallen lassen, daß aber das bei der Wahl in die Erscheinung tretende Stück allgemeinen Stimmrechts (wie letzteres überhaupt) ihm in der Seele zuwider war, und daß hierin auch, nicht etwa in einem Zurückscheuen vor den Funktionen als Generalrat, seine damalige im allgemeinen noch ablehnende Haltung dieser letzteren Stellung gegenüber begründet lag.

Amtlicher Vermerk der Präfektur:
écrit le 15 octobre à Mr de Gobineau.

Trye-Château, 14 octobre 1863.

Monsieur le Préfet,

Le retour à Trye de Mr le Cte Arthur de Gobineau, officier de la Légion d'honneur, Mtre plénipotentiaire de Sa Majesté à la Cour de Téhéran (où très probablement il ne retournera plus), nous fait espérer que vous voudrez lui confier les fonctions de maire de notre commune.

Mes ouvertures, à ce sujet, auprès de lui, n'ont pas été trop mal accueillies.

Aux dernières élections municipales les électeurs lui ont témoigné toute leur sympathie.

Ce choix comblerait nos vœux en adjoignant à l'administration, que vous dirigez si bien, un sujet d'élite dont les preuves sont faites.

J'ai l'honneur d'être avec respect,

Monsieur le Préfet,
votre très humble et tout dévoué serviteur

[Signé] Ch. Le Clerc Cons^er^ d'arr^dt^.

Monsieur le Préfet de l'Oise.

Archives de l'Oise — Série M — Maires et adjoints.

*

Amtlicher Vermerk der Präfektur:
Nommé Maire de Trie-Château,
M^r^ le Cte de Gobineau par arrêté
du 22 octobre 1863.

Château de Trye, 15 octobre 1863.

Monsieur le Préfet,

J'ai reçu la lettre où vous voulez bien me proposer de remplir la place de maire qui nous manque ici et je vous en remercie comme d'une marque d'estime qui me flatte infiniment.

Si vous ne pensez pas que le défaut de résidence soit un empêchement dominant, je serai trop heureux de vous offrir mon concours en tout ce qui dépend de moi et je me mets à votre disposition.

J'irai, moi-même, vous dire à Beauvais aussitôt que

cela me sera possible, combien sont vifs et sincères les sentiments de haute estime que je vous ai voués.

[Signé] Cte de Gobineau.

Archives de l'Oise — Série M — Maires et adjoints.

*

Château de Trye Oise, 6 juin 1864.

Mille remercîments, Mon cher Préfet, de votre bonne et aimable lettre. Je l'ai lue avec bien du soin et de l'attention et, pourtant, je resterai dans l'impénitence finale.

Comme marque de confiance de la part des électeurs, je serais très flatté d'être nommé au Conseil général; comme moyen de servir d'une façon de plus le gouvernement impérial auquel j'appartiens, il y a là un devoir que je ne refuserais pas assurément. Mais, en réalité, et en ce qui me concerne moi-même, je me sens assez désintéressé dans la question et si je suis tout à fait prêt a me rendre utile, je ne le suis pas autant à faire des petites choses qui, en somme et en détail, ne me satisferaient pas. C'est ce que vous nommez très à propos les petites misères du suffrage universel. Je vous avoue que j'ai des faiblesses à cet égard et que ces faiblesses à cet égard sont insurmontables.

Ainsi donc, Mon cher Préfet, faites pour le mieux et en toute liberté. Ma reconnaissance d'avoir pensé à moi vous reste toute entière. Je ne puis aller à Beauvais demain parce que je pars justement pour Paris où j'ai affaire au Ministère. Mais si Madame Chevreau à qui je vous demande d'offrir mes plus respectueux hommages veut bien me le permettre, j'aurai l'honneur de venir vous demander à déjeuner jeudi et là je m'exposerai humblement à toute votre amicale indignation.

Adieu et croyez bien à mes meilleurs et plus affectueux sentiments.

[Signé] Cte de Gobineau.

Archives de l'Oise — Série M — Elections au Conseil général. 1864.

*

Château de Trye Oise, 16 juin 1864.

Il est certain, Mon cher Préfet, que je dois être l'homme le plus coupable du monde. Mais de quoi? Est-ce que j'ai fait de la prose sans le savoir? on m'a dit que [si] je ne signais pas, je rendais inutile ce qu'on faisait pour moi; comme on ne me demandait rien de plus, j'ai signé. Ai-je mal fait? Vous avez une façon de punir les gens qui me revient fort. Certainement j'irai chercher l'absolution et je tâcherai d'intéresser Madame Chevreau en faveur de son plus respectueusement dévoué serviteur. Adieu et à bientôt

Tout à vous de cœur

[Signé] Cte de Gobineau.

Archives de l'Oise — Série M — Elections au Conseil général. 1864.

*

Château de Trye Oise, 21 juin 1864.

Vous connaissez le résultat de nos élections, Mon cher Préfet, et vous savez mes sentiments à cet égard. Mais défaut de goût pour la stratégie n'est pas mollesse et j'apprends des détails qui me déplaisent.

On me dit que Monsieur Frion a fait distribuer ses bulletins par les maires de plusieurs communes; ailleurs le garde-champêtre aurait refusé de se charger de ceux que mes amis lui faisaient remettre, prétendant qu'il avait des

ordres. On me parle encore d'un système d'intimidation sur lequel je ne suis pas assez renseigné. Je m'informe.

De tout cela il est résulté pour beaucoup d'électeurs que Monsieur Frion est votre candidat et moi, par contre-coup, un candidat d'opposition. C'est une situation ridicule. Outre ce qu'elle a de contraire à la réserve que vous vous êtes imposée, elle vous paraîtra certainement comporter vis-à-vis d'un Ministre de l'Empereur une haute inconvenance.

C'est pourquoi, je porterai les faits prouvés à votre connaissance et vous m'approuverez, je n'en doute pas, dans mon intention de ne pas laisser passer ce qui n'est pas acceptable; je le dois aux électeurs et à moi.

Mille respects, je vous prie, à Madame Chevreau et à mes deux petites amies toutes les affections possibles. Pour vous, vous savez mon bien vif attachement

[Signé] Cte de Gobineau.

Archives de l'Oise — Série M — Elections au Conseil général. 1864.

Persisches aus den sechziger Jahren.

Reiſebericht an Viollet le Duc.

Téhéran, 18 janvier 1862.

Je suis arrivé ici, mon cher ami, le 3 janvier et par conséquent j'ai mis un peu plus de trois mois à faire ma route. J'y ai mis le temps comme vous voyez, mais aussi m'en suis-je très bien tiré. J'ai assisté du rivage à du temps affreux dans la Méditerranée, dans la Mer Noire et sur la Caspienne; des bateaux à vapeur et voire de guerre ont eu la bonté de sombrer et sans moi, j'en ai été quitte pour un petit coup de vent insignifiant dans les parages de Ténédos, cinq jours de tourbillons de neige au sortir des montagnes de Kazwin et un gros rhume gagné au passage des cols de l'Elbourz, vous voyez qu'on ne saurait en être quitte à meilleur marché. Vous imaginez bien que j'ai pensé et beaucoup à ce qui nous occupe l'un et l'autre. C'est là l'Éternel et la consolation de bien des petites affaires dans ce monde. J'ai vu le Parthénon pour la seconde fois. Je le verrais pour la centième que mon parti est pris là-dessus. Quand on examine cette ruine caduque et qu'en suivant les indications encore assez fortement marquées sur le terrain qui l'environne ainsi que les Propylées, le temple de la Victoire, l'Erechtheum, on s'imagine en pensée ce que devait être l'Acropole florissante, vivante, brillante, il vous prend un petit froid dans le dos en pensant à ce que nous sommes. Si quelque chose donne une idée saine et forte et simple de la beauté, beauté de l'art, beauté de la nature, du ciel, de la mer, de tout, c'est ce

qu'on voit sur et de la crête de ce rocher. Comptez là-dessus. J'ai été très intéressé par Tyrinthe et par Mycènes que j'ai eu le temps de voir. C'est bien puissant, bien vigoureux, et ceux qui ont fait cela n'étaient pas des petits hommes. Mais le Parthénon, et la plaine d'Athènes et la mer de l'Attique et Égine dans les yeux, on voit tout fort mal. Il aurait fallu rester plus longtemps. Je ne vous parlerai pas des merveilleuses Victoires qui longeaient autrefois les degrés des Propylées, vous en connaissez au moins une. Mais deux autres de ces bas-reliefs pour être moins bien conservés n'en sont pas moins merveilleux. Ce qui est aujourd'hui la perle d'Athènes, c'est un faune trouvé à Lamia dont il serait bien bon d'avoir un plâtre à Paris. J'en ai écrit d'Athènes à Mr de Nieuwerkerke, sans lui présenter cette idée, autant que je m'en souvienne. Mais peut-être lui est-elle venue. J'ai vu aussi ce fameux bas-relief de Triptolème trouvé par Mr Lenormant et auquel Mr Vitet a fait l'honneur d'un article dans la Revue des Deux Mondes. Je ne m'explique pas l'affaire et je vous avoue que si ce n'est pas une œuvre fort médiocre de l'époque des Antonins (je dis médiocre par euphonie) je ne sais plus que penser de rien. Je vous passe Constantinople et j'arrive de suite à la Mingrélie. Il y a là une observation curieuse mais frappante surtout. N'avez-vous pas été étonné quelquefois de cette double assertion si difficile à concilier que l'on émet toujours à propos de l'art grec: „Les Grecs, dit-on, étudiaient de très près la nature qu'ils avaient sous les yeux; leurs statues de Dieux et de Déesses étaient conçues d'après leurs contemporains." Et cette autre, incontestablement vraie: „Les Grecs n'ont pas fait de portraits. Ils donnaient même aux vainqueurs olympiques des physionomies idéales." Il m'a semblé voir dans la Mingrélie et surtout dans le Guriel qui n'en est

séparé que par le cours du Phase, la solution de la difficulté: les physionomies idéales des Grecs se rencontrent là à chaque pas. On ne saurait se faire une idée de la beauté, de la noblesse, de la délicatesse de sang de cette population, incontestablement contemporaine des âges antiques et qui, par la ressemblance extrême des visages et des statures indique clairement sa pureté. Voilà le type grec statuaire comme nous le connaissons. Hommes et femmes sont admirables et 9 sur 10 irréprochables. Ce qui est très caractéristique c'est qu'ils habitent tous des maisons de bois; quelquefois le soubassement est en pierre liée avec de la terre, mais rien de plus. Les constructions en terre sont modernes, géorgiennes, turkes ou russes, mais ce qui est local est toujours en bois. (Einiges ſehr detailliert.) . . . Tiflis présente un aspect singulier. C'est une ville qui voudrait avoir une apparence européenne et qui, heureusement pour elle, ne peut pas y parvenir. Les Russes cherchent la maison de la Rue de Rivoli, mais les architectes sont presque tous Persans et les maçons le sont tous et maçons et architectes font des choses infiniment plus jolies sur cette terre étrangère qu'ils n'en font aujourd'hui dans leur pays propre. A Bakou, sur la Caspienne, il reste quelques monuments des Khans tatares du 15 siècle qui ont un caractère admirable de simplicité et d'élégance. C'est le style persan très sobre (näher ausgeführt) . . . Adieu. Je pense avec bonheur à ne pas rester dans un exil indéfini. Il me fallait venir ici. Mais une fois venu, il faut en revenir, n'est-ce pas? C'est aussi mon avis, et je me réglerai là-dessus. Adieu, et bien à vous.

Vous me direz, n'est-ce pas, où en sont les *Entretiens*[1].

[1] „Entretiens sur l'architecture", eine Schrift Viollets, von der er Gobineau ein Exemplar widmete.

Politiſches, insbeſondere aus Gobineaus Amtsſphäre.

(Février 1862:) Le Roi est animé d'une bonne volonté patente. Il lui manque, malheureusement, la suite dans les idées qui est si rare ici, et l'expérience des choses. Son éducation première a été mauvaise. Il a beaucoup d'imagination et peu de discernement. Il en résulte qu'il veut souvent avec passion des choses peu intéressantes ou nuisibles, et qu'il abandonne sans motifs des entreprises d'un intérêt majeur. Mais quelquefois il sait apercevoir le point vrai et parvient à le réaliser.

*

Les Européens sont ici pour la plupart souvent hautains, toujours rapaces au-delà de toute expression, les Persans leur opposent leur légèreté et leur improbité de détail ordinaire. Ils se plaignent beaucoup les uns des autres et ont, je crois, raison des deux parts.

*

(Zur Turkmenengefahr.)

(Avril 1862:) Il faut, pour que ces inconvénients puissent subsister, toute la mollesse que le Gouvernement persan apporte à traiter ses affaires. Les Turcomans ne sont en aucune façon les populations belliqueuses et exclusivement guerrières qu'on pourrait s'imaginer. Ce sont des paysans agriculteurs répandus sur la frontière septentrionale et qui vivent sur-

tout de leurs champs. Si par une opération que tous les renseignements montrent facile, la Perse coupait leurs canaux d'irrigation, ils seraient obligés de se rendre à merci.

(Février 1863:) La Perse est dans une situation critique. Jamais l'administration n'a été plus nulle, et à certains égards, jamais les chefs du Gouvernement n'ont été plus incapables et plus rapaces; les moyens de défense sont tombés à un niveau tel qu'il est bien difficile de se figurer une plus mauvaise situation, car les tribus autrefois très remuantes, mais, en même temps, douées d'un remarquable esprit militaire, ont été, en quelque sorte, anéanties, et là où l'on eût trouvé sans peine vingt mille cavaliers, on n'en rassemblerait plus aujourd'hui six cents, et en outre l'infanterie, désorganisée, affamée, désarmée par ses chefs, est tout à fait hors d'état de rendre le moindre service, malgré les aptitudes remarquables, et la bravoure réelle des hommes pris isolément.

Mais cette partie du tableau, qui est celle dont l'observateur est tout d'abord frappé, car elle est la plus en évidence, ne compose pas tout l'ensemble.

La nation est essentiellement laborieuse, intelligente et portée au commerce, à l'industrie, à l'agriculture. Elle voudrait que son gouvernement lui permît d'exploiter les richesses de son sol. Il n'y a pas à méconnaître que ses progrès sont réels et constants, et si je compare seulement ce que j'ai vu, il y a neuf ans, et ce que j'observe aujourd'hui, je ne saurais en douter. Les mœurs sont adoucies d'une manière sensible; même de la part des grands, les actes d'une sévérité cruelle deviennent rares; l'opinion les réprouve; Téhéran s'enrichit, s'embellit, s'est agrandi d'un tiers au moins. Des fabriques se sont élevées autour de la capitale, elles sont, pour la plupart, fort mal entendues, je l'avoue, mais c'est du moins un symptôme vivant du besoin d'entrer

dans les voies industrielles, et je ne doute pas que quelques expériences dispendieuses profiteront à ce peuple intelligent bien loin de le décourager. J'ai eu l'honneur de vous signaler plusieurs fois d'autres innovations heureuses et utiles.

Toutefois, comme le Gouvernement n'est pour rien ou presque rien dans ces marques de vitalité, qu'elles ressortent surtout du caractère et des dispositions nationales, le développement et le succès en sont étroitement liés à la prolongation de la paix. Si une cause quelconque, une invasion afghane ou turcomane, par exemple, venait troubler le travail actuel, il est certain qu'aucune résistance ne pourrait être opposée, car si la dynastie kadjare n'a plus de troupes réelles, elle n'a pas non plus l'affection de ses sujets; le Roi personnellement n'est pas aimé et qui que ce soit dans le pays n'aurait l'idée de résister à la moindre attaque.

(Mai 1863:) Il y a quelques années, le Shah prenait encore fort au sérieux son titre de Roi des Rois. Il pense un peu différemment désormais, et j'ai pu hier faire comprendre à Mirza Saïd Khan que les Anglais, à cette heure, avaient pour les affaires de Perse, beaucoup moins de mauvais vouloir que d'indifférence, attendu que l'attention de l'Europe est portée ailleurs. Sur cette observation qui, autrefois, l'eût offensé sans le convaincre et qu'il accepta parfaitement, il me demanda, avec une certaine tristesse, quand donc la Perse pourrait espérer d'entrer en communion réelle avec les États civilisés du monde. Je pris texte de cette question pour lui recommander, en général, un peu de progrès administratifs. —

(Juin 1863:) . . . J'en ai pris thème pour faire des observations à Mirza-Saïd-Khan, sur l'état général des affaires per-

sannes. Le Roi l'avait chargé de me consulter sur l'incident relatif aux salines de Poushte Kouh et j'amenai la conversation sur un terrain plus général. Je fis des reproches et sans y mettre d'amertume, j'y portai de la sincérité. Je lui fis remarquer qu'il était bien sans doute de vouloir être agréable à son souverain, mais que c'était une étrange manière de lui montrer sa fidélité que de le tromper sur ses plus importantes affaires. Que dans moins de deux années, je voyais le Ministre de Perse à Constantinople récompensé pour un acte de ce genre, Nasser el Moulk, à Londres, sur le point de l'être après avoir abusé non seulement le Roi, mais encore la France, enfin l'histoire de Hérat. Que, dans aucun pays du monde, une telle façon d'agir ne pouvait mener loin ni longtemps le gouvernement assez mal inspiré pour l'adopter et que le désordre, l'incurie, l'improbité et l'enfantillage dont elle était la preuve devaient nécessairement aboutir à la ruine.

Vous vous prenez, dis-je à Mirza-Saïd-Khan, pour un État digne de considération; je vous avoue, à mon grand chagrin, que vous me faites, quant à moi, l'effet de ces moutons vaguant dans les rues de Téhéran dont je sais très bien qu'ils vont être mangés; je ne sais ni par qui, ni quel jour, mais certainement ils seront mangés et vous de même. Vous avez à l'Est, Doush Mohammed Khan, actuellement maître de tout l'Afghanistan; au Nord Est l'Emir de Bockhara, et vous êtes l'enjeu du démêlé de ces deux compétiteurs. Au Nord, se tiennent les Turcomans à qui vous avez démontré qu'il était plus lucratif et moins fatigant de vous battre que de travailler la terre; ils en sont persuadés, et de même que l'automne dernier, on annonçait à tort qu'ils étaient déjà dans la plaine de Téhéran, de même l'automne prochain on parlera d'eux, seulement avec plus de vérité peut-être. Enfin, sur votre frontière de l'Ouest

vous avez les Turks; ils vous cherchent querelle dans l'Azerbaidjan, en haut, dans l'Arabistan, en bas; voilà vos rapports avec vos voisins; à l'intérieur, vos déprédations, l'incapacité de vos agents de tous grades, l'odieux, et ce qui est pire, le ridicule dans lequel vous êtes tombés aux yeux de votre nation qui ne manque ni d'activité pour être gênée par vous, ni d'intelligence pour vous apprécier, tout cela recrute continuellement des adeptes à la secte des bâbys et, un jour, vous la verrez éclater jusque dans le palais et à côté du trône. Je ne vous dis pas de gouverner à l'européenne, d'admettre des réformes inconnues ou des institutions toutes neuves; bornez-vous à ce qui est de la raison la plus vulgaire et vous pourrez peut-être préparer, à tout ce qui vous menace si sérieusement, une résistance que vous n'êtes pas en état d'espérer aujourd'hui.

Le Ministre me promit d'écrire au Roi, le soir même, tout ce que je venais de lui dire, me remerciant de ma franchise qu'il savait, me dit-il, dictée par une véritable amitié. Je suis persuadé qu'il n'aura rien écrit du tout, et l'eût-il fait que cela eût été absolument inutile. Le Roi connaît mieux que personne la valeur de ceux qu'il emploie; il aime à les persiffler, il se plaît à faire chanter devant eux les chansons composées dans les bazars et où on les vilipende avec un emportement d'expressions et une verve que la police correctionnelle n'admettrait pas chez nous. A côté de cette parfaite connaissance de la situation, le Roi a personnellement peur des conséquences et ne sort jamais qu'avec des pistolets dans sa voiture. Néanmoins, il n'a pas la moindre idée de rien changer à sa ligne de conduite; il y gagne de l'argent; j'aurais donc pu me dispenser de parler à Mirza-Saïd-Khan comme je l'ai fait cette fois et tant d'autres, mais j'y trouve l'avantage d'acquérir ainsi l'indépendance dans les demandes que le Gouverne-

ment persan peut être amené à me faire, et cela sans donner lieu de suspecter ma bonne volonté et mon désir d'être utile. Je dois dire que cette fois comme en toutes occasions, mes reproches ont été accueillis avec le meilleur esprit du monde. Vous avez bien raison, me disait Mirza-Saïd-Khan, mais s'il plaît à Dieu les choses n'iront pas aussi mal que vous le croyez.

(Juillet 1863:) Le Gouvernement persan éprouve, de plus en plus, les embarras qui résultent, ici, de l'administration directe du pays par le souverain, et celui-ci, lui-même, ne paraît plus tenir à ce système que par la répugnance qu'il éprouve à se déjuger. Il a voulu tout faire par lui-même et il ne fait, en définitive, rien. Tout est en souffrance, la population est fort mécontente, les gouverneurs sont détestables; le respect se perd.

Le Roi a réuni ses ministres il y a peu de jours et leur a reproché avec amertume ce qui est, sans doute, plus sa faute que la leur. Il a insisté sur ces vérités que l'Empire ne prospérait pas comme il le devrait, que l'armée était dans un état misérable, que les finances restaient à tout le moins stationnaires, et il leur a demandé le moyen d'obvier à cette situation. Des ministres choisis précisément pour n'avoir pas de volonté et qui sont pour la plupart d'une incapacité rare, sont restés fort embarrassés. Mirza-Saïd-Khan m'a demandé conseil et sur sa prière je lui ai écrit confidentiellement pour lui remontrer la nécessité de renoncer complètement au système qui consiste à dépouiller les ministres, lorsqu'on les renvoie, et à les frapper de disgrâce absolue, ce qui rend dans la pratique assez difficile de les changer. J'ai insisté particulièrement sur le fait que cette façon d'agir était depuis longtemps abandonnée par les Turks eux-mêmes, ce genre d'argument ayant beaucoup

de prise sur les esprits persans; et j'ai conclu, en faisant remarquer que si la dynastie actuelle ne prenait pas le parti de marcher un peu plus vite en avant, ne fût-ce que pour suivre le pays même qui la devance beaucoup, il ne pouvait manquer d'en résulter de funestes conséquences.

Cependant le Roi, tout en comprenant l'étendue du mal et en ayant l'esprit assez ouvert, répugne à renoncer à certaines habitudes que son éducation première lui fait considérer comme d'heureuses prérogatives. Il est trop européanisé, pour régner, en sûrcté de conscience, à la façon de son père; il ne l'est pas assez pour entrer sincèrement dans un ordre d'idées étranger. Par conséquent, ses hésitations aboutissent à chaque instant à lui faire regretter l'ancien Premier Ministre, et il menace alors ses conseillers actuels de le rappeler, ce qui les tient dans des transes continuelles, car presque tous l'ont cruellement offensé et pensent avoir beaucoup à craindre de son retour.

Ils ont cherché à obtenir un arrêt de mort contre lui. On a prétendu même qu'un toufenkdâr du Roi était parti pour Yezd, il y a trois semaines, avec une mission sinistre. Il n'en était rien, et, tout au contraire, le Roi, après beaucoup d'ordres et de contre-ordres, a fini par maintenir une dernière autorisation pour Mirza Agha Khan de quitter Yezd et de se rendre à Ispahan. Il vient d'y arriver et il a été logé avec ses fils et sa famille dans un des palais de la ville.

Brief Bottas an Gobineau anläßlich deſſen Keilſchriftenwerkes.

Während im allgemeinen die Korreſpondenz über die Keilſchriftenfragen wie von ſelbſt mit dem Hauptwerke begraben bleibt, ſchien es angezeigt, für den Brief Bottas eine Ausnahme zu machen, um des großen Namens ſeines Verfaſſers willen, und weil es vor allem wertvoll iſt, auch von einem ſolchen Kenner das Treffende wenigſtens des allgemein religionsgeſchichtlichen und religionsphiloſophiſchen Teiles jenes Werkes beſtätigt zu hören. Der Entdecker Ninives ſchreibt alſo:

Tripoli, 16 janvier 1865.

Monsieur le Comte,

J'ai reçu la réponse dont vous m'avez honoré et je suis fâché que vous vous soyez donné tant de peines pour me réfuter; si vous saviez le peu de cas que je fais de mes opinions, si vous pouviez vous douter de l'éloignement que je ressens aujourd'hui pour Ninive et ses inscriptions, vous n'auriez attaché aucune importance à mes critiques. Que ce que je vous ai dit ne vous trouble pas et croyez que si je vous ai parlé comme je l'ai fait, c'était uniquement pour vous prouver que j'avais lu votre travail.

Je n'essaierai pas de répliquer à vos arguments, il y faudrait des volumes et de plus, ce serait complètement inutile. Vous avez trop d'esprit et trop d'expérience pour ignorer qu'il n'est pas donné à un homme d'en convaincre un autre; le bon Dieu seul peut faire ce miracle et donner la foi; nous entrerions donc dans une discussion interminable au bout de laquelle nous resterions chacun dans

notre opinion, si même nous n'étions brouillés à mort. Franchement, n'est-ce pas la règle?

Un mot seulement sur un point accessoire qui n'a aucun rapport avec l'interprétation des cunéiformes. Vous critiquez mon opinion sur le caractère antique des constructions de Ninive; vous dites qu'elles sont tout différentes de celles de Babylone et que toutes les constructions vraiment antiques sont en pierres polygonales. Je ne puis admettre ces arguments; il y a à Ninive comme à Babylone des bâtisses en pierre, en briques cuites avec du bitume et en briques séchées, à ciment de limon. La seule différence est que les Ninivites ayant sous la main une pierre facile à travailler en ont fait un plus grand usage, tandis que les Babyloniens ont plus employé le bitume qui était plus à leur portée. Quant à votre argument sur les constructions cyclopéennes, il exclûrait de l'antiquité tous les monuments égyptiens, les plus anciens de Rome et le Parthénon lui même que vous avez sous les yeux et qui peut être bien beau, on le dit, mais qui me paraît très embêtant. Il faut évidemment que je ne vous aie pas compris.

Ce qui est incontestablement d'un grand intérêt dans votre ouvrage, c'est que vous dites du caractère et de la philosophie des orientaux — là dessus ce n'est pas moi qui vous contredirai, car c'est selon moi l'exacte vérité et il serait bien à désirer que nos gouverneurs algériens en fussent aussi convaincus que moi; ils ne feraient pas tant de sottises avec les Arabes. . . .

Adieu, Monsieur le Comte; nous nous verrons peut-être un jour et alors nous pourrons discuter avec espoir de nous entendre. En attendant je vous prie encore de n'attacher aucune importance à ce que j'ai dit et d'agréer l'expression de ma haute et respectueuse considération.

E. Botta.

Religiöses, insonderheit zur Angelegenheit der Bâbi.

Die orientalistischen Papiere aus dem Nachlaß Gobineaus hat Herr Professor Th. Nöldeke in Straßburg die Güte gehabt einer näheren Durchsicht zu unterziehen und zum guten Teil mit charakterisierenden Bemerkungen zu versehen. Nach seiner Angabe dürfte sich nur wenig von allgemeinem Interesse darunter finden. Auszunehmen hiervon aber sind in jedem Falle die im folgenden mitgeteilten Schriftstücke, von denen die Übersetzung der Briefe des Bâb von Gobineau selbst herrührt.

Dankschreiben des Komitees für die Erleichterung des Loses der persischen Gebern zu Bombay an Gobineau.

M. Le Cte de Gobineau etc. etc. The French Ambassy.

Sir, We the undersigned members of the Committee of Management of "the association for alleviating the distress and ameliorating the condition of the indigent Zoroastrian inhabitants of Persia" beg to address these lines to you.

We have learnt with extreme gratification from Mr. Manackjee Limjee Hateria that you take a deep interest in the cause in the promotion of which he has been to Persia and that you have been good enough to afford him your valuable advise and assistance. We have seen a copy of the letter which you were pleased to address to General Huyokhun on the subject of commuting the Juzia or Poll

Tax imposed by the Persian Government on the Zoroastrian inhabitants of Persia, and we embrace this opportunity to express to you our heartfelt gratitude for your kindness in befriending us and Mr. Manackjee. We entertain very sanguine hopes that through your kind assistance we will soon be able to accomplish one of the chief objects for which our Association has been formed.

We have the honour to be Sir your most obedient humble servants.

Bombay, 27th August 1862.

(12 Unterſchriften.)

Zur Angelegenheit der Bâbi.

Zwei Briefe des Bâb Huſſein Ali an Gobineau.

Lui, le Dieu très-haut! J'ai l'honneur de vous informer que bien que n'ayant pas avec vous une connaissance personnelle, ayant beaucoup entendu parler de vos qualités et de la bienveillance que vous avez accordée à chacun quand vous étiez en Perse et particulièrement aux pareils de votre serviteur qui en ont conservé épreuves et qui éprouvent de la bienveillance et de la générosité de Votre Excellence une infinie satisfaction et qui m'ont fait connaître l'étendue de l'assistance et de la bonté montrées par Votre Excellence j'ai considéré comme nécessaire d'appeler votre attention sur l'ensemble des renseignements concernant les affaires dont j'ai à vous entretenir afin qu'elles parviennent à la connaissance et sous l'ombre de la protection du souverain du temps, du maître de notre âge, le monarque du monde, l'Empereur très grand et très auguste.

Votre serviteur, par l'ordre du gouvernement persan, avec la connaissance et l'autorisation du Roi et l'assentiment

des légations des puissances, partit pour l'Aragh et y résida pendant douze ans; maintenant, j'ai dans les mains un écrit du gouvernement persan qui prouve que c'est avec son assentiment et sa permission que je suis parti, et pendant toute la durée de mon séjour dans l'Aragh, je n'ai jamais donné lieu de relever de ma part un acte inconvenant ni repréhensible. Les consuls des puissances qui résident dans l'Aragh en peuvent tous porter témoignage.

Le gouvernement persan considérant que beaucoup de gens de la Perse avaient et ont de l'affection pour votre serviteur et, par conséquent, venaient lui rendre visite, écrivirent à ce sujet de nombreuses réclamations au gouvernement ottoman. Votre serviteur s'aperçut qu'il en résultait des causes de difficultés. Le mouchir de l'Aragh, Namek Pacha fut l'âme de cette affaire; mes amis demandèrent à être reçus dans la nationalité ottomane, ce qui fut accordé. Le gouvernement persan s'en offensa. Il en résulta des plaintes et des réclamations contre votre serviteur et le gouvernement ottoman fut sollicité de l'interner à Constantinople.

Le mouchir de l'Aragh me traita avec beaucoup de bienveillance et me communiqua le consentement du gouvernement ottoman à ce que le gouvernement persan lui demandait.

Votre serviteur s'étant soumis à cette décision, se rendit à Constantinople avec sa famille, ses enfants et ses domestiques.

Mais aussitôt son arrivée dans cette ville, il fut manifeste que la légation persanne n'était pas encore satisfaite. Pendant quatre mois que je passai à Constantinople, je n'allai nulle part et ne nouai des relations avec personne; cependant l'ordre me fut donné de me rendre à Andrinople. Je demandai les motifs de cette décision; on allégua diffé-

rents prétextes, mais il me fut manifeste que la vraie raison en était l'insistance mise par la légation de Perse.

Votre serviteur obéit. Je me rendis à Andrinople où je réside, maintenant, depuis cinq ans et il n'y a personne qui ait ici sujet de se plaindre soit de votre serviteur soit de ceux qui dépendent de lui et les consuls résidant en ce pays peuvent en être les garants. Cependant, la légation de Perse ne se trouve pas encore satisfaite par toutes ces mesures et elle continua ses plaintes auprès du gouvernement ottoman et, en toutes ses demandes, on lui donna et on lui donne satisfaction.

Néanmoins, il est arrivé que, à Mansouryèh d'Égypte, quatre de mes relations qui avaient acquis la nationalité ottomane ont été pris par violence par le consul de Perse et que malgré toutes les réclamations et l'observation répétée qu'ils étaient sujets de la Porte, on ne voulut pas leur rendre justice. Au contraire, on leur enleva leurs papiers de légitimation (teskerèh), on les déchira et, pour eux, on les soumit à des avanies pécuniaires. Un nommé Hadjy Aboulkassem, négociant, a été arrêté par les ordres du même consul de Perse, sous prétexte qu'il était venu me voir; aussitôt après son retour à Mansouryèh, il se le fit amener en sa présence et sans que cet homme eût commis d'autre faute, on lui confisqua toute sa propriété, on entra de force dans sa maison, on en tira sa fille et on la traîna dans les rues et les bazars, sans que le gouvernement ottoman intervînt aucunement en faveur de l'opprimé.

Par l'ensemble de ces faits, il devient notoire que le gouvernement ottoman, soit par inclination naturelle soit pour d'autres causes, se conforme entièrement à tout ce que la Légation Persanne à Constantinople lui demande et cherche, en tout, à complaire à celle-ci. Les motifs d'une telle conduite ne me sont pas connus et comme Votre

Gobineau und Rochechouart mit Teheraner Gelehrten.

Auf der Originalphotographie dieses Gruppenbildes stehen rechts und links außen noch je eine Gestalt, deren Züge aber nicht hinlänglich deutlich hervortreten, um hier mit wiedergegeben zu werden.

Excellence est au courant des affaires de la Perse, ma prière est celle-ci que vous vouliez bien faire parvenir aux pieds du trône du monarque du siècle la pétition ci-jointe de votre serviteur. Il se peut que de la sorte nous obtenions que les garanties dont nous avons besoin nous soient accordées et que nos gens soient désormais en sûreté à l'ombre de la protection du souverain du monde.

Le Dieu unique est témoin pour votre serviteur que celui-ci n'a pas de pensée personnelle en cette affaire et se contente de ce que la plume céleste a écrit pour lui sur la table du sort. De ce jour où il a connu la providence, il a renoncé aux soins de sa vie et de ses biens. Je me contente de me préoccuper de mon affection pour les hommes; mais comme un grand nombre des serviteurs du Très-Haut ont déjà été martyrisés j'ai cru nécessaire de vous faire parvenir les détails ci-dessus et je vous prie qu'en dehors de la démarche que je vous demande, personne n'ait connaissance de ce que je vous écris. — Ordre supérieur de celui qui doit être obéi.

Sceau: Celui qui est bien connu d'eux (des Fidèles):

Housseyn Aly.

Auf Grund dieſes, ihm im Frühſommer 1868 zugegangenen Schreibens nahm ſich Gobineau, der in dieſem Falle noch dazu ſein Gewiſſen ins Spiel gezogen ſah (an Prokeſch 18 novembre 1868: „Je crains que mon livre en attirant l'attention sur Mirza Aly-Housseyn et ses partisans n'ait été pour quelque chose dans leur persécution et je me sens engagé en conscience"), aufs wärmſte der Bedrängten an, nicht nur bei den Konſularbeamten der eigenen Regierung, ſondern vor allem auch bei Prokeſch in Konſtantinopel, letzteres um ſo mehr, als den Bedrückungen der Anhänger bald darauf, und zwar jetzt nicht mehr als Intrigen der perſiſchen, ſondern als Gewaltakte der türkiſchen Behörden, auch ſolche der Häupter folgten, indem unter anderen der Bâb

ſelbſt mit einer Schar der Seinigen nach St. Jean d'Acre verbannt und dort unter ſtrenger Aufſicht und in harter Behandlung gehalten wurde. Einer der Gobineau hierüber zugegangenen Berichte (vom franzöſiſchen Vizekonſul in Haifa) befindet ſich im Nachlaß. Gobineau faßt jene (an Prokeſch a. a. O.) zuſammen in die Worte: „Le Bâb est à St-Jean d'Acre, prisonnier dans une caserne en ruines avec une partie des siens, hommes, femmes et enfants, manquant d'eau et voyant mourir son monde de misère. Les gardiens qu'on leur donne les ont complètement pillés et dépouillés. Une partie des fidèles a été envoyée en Chypre (die Anhänger des Bruders Huſſein Alis, Subhi Ezel, und dieſer ſelbſt) où son sort ne vaut pas mieux. Je veux croire puisque Fuad Pacha vous le dit que l'argent et les intrigues de la légation persanne ne sont pour rien dans cette affaire; mais, alors, ce qui reste, c'est une brutalité turque qui n'a pas le moindre prétexte pour s'exercer. Quant au soupçon que les Bâbys veuillent se faire chrétiens, il est aussi par trop ridicule. Quand on se croit Dieu et compagnons d'un Dieu et qu'on a quitté son pays et subi toutes les persécutions du monde pour cela on ne se convertit pas à un culte différent.“ (Zum letzteren Punkte ganz ähnlich 31 août 1868: „Quant aux missionnaires ce sont des imbécilles s'ils s'imaginent pouvoir mordre sur l'enthousiasme tout jeune de la nouvelle foi.“) In anderen Briefſtellen kehrt Gobineau als Diplomat ſtärker noch als den humanitären, den praktiſchen Geſichtspunkt hervor, wie *wenig es im eigenen Intereſſe der Pforte ſei*, die ſehr zahlreichen Perſer, die namentlich in den Paſchaliks Wan und Bagdad lebten, durch Verfolgung von Landsleuten und vielfach Glaubensgenoſſen, die ſich als Schutzflehende an ſie gewandt hätten, unnötig zu kränken und zu reizen, ja, wie es für gewiß anzunehmen ſei, daß im Falle der Verweigerung des türkiſchen der ruſſiſche Schutz den Bâbi zufallen werde[1]. Das ſcheint verfangen und die Bedrückungen

[1] Wie die türkiſche Regierung zu ihrer zeitweilig feindſeligen Haltung gegen die Bâbi kam, erklärt eine Briefſtelle Prokeſchs an Gobineau vom 10. Januar 1866: „Ali Pacha m'a parlé avec grande vénération du Bâb, interné à Andrinople, qu'il dit un homme de grande

von da an aufgehört zu haben, wie unter anderem der folgende zweite Brief des Bâb lehrt:

[Bemerkung Gobineaus.]

Traduction de la lettre du Bâb arrivée le 4 janvier 1869 (de S. Jean d'Acre).

Au service de son Excellence le Ministre très grand et l'Envoyé très illustre. Que sa grandeur puisse durer! Vous êtes informé que votre lettre est arrivée en son temps. Ensuite votre autographe a été un bonheur pour vos obligés. Grâces soient rendues à Dieu de ce que vous avez adressé à ces affligés des nouvelles de salut et à ces captifs des nouvelles de délivrance! Votre serviteur rend bien des grâces, bien des grâces à Votre Excellence. Je ne puis que rester au-dessous de ce que je sens. Vous savez tout ce que nous souffrons, nous demandons à Dieu qu'en toutes choses il augmente votre bien! votre vie! votre pouvoir! votre honneur! Je suis confus d'avoir donné tant de peines à Votre Excellence; mais, s'il plaît à Dieu, j'espère aussi que cette même peine sera pour vous une cause de force et de bien et que dans ce monde et dans l'autre, vous arriverez à l'accomplissement des choses. Le reste est peu à faire pour l'Élevé qui dispose de l'obéissance!

Housseyn Aly.

---

distinction, d'une conduite exemplaire, d'une grande modération et de formes les plus dignes. Il m'a parlé du bâbysme comme d'une doctrine qui mérite une haute estime et comme détruisant certaines anomalies que l'Islamisme a pris des doctrines juives et chrétiennes, p. e. cette lutte entre le Dieu omnipotent et cependant impuissant contre le principe du mal, les punitions éternelles etc. etc. Mais, *politiquement, il considère le bâbysme inacceptable tant en Perse qu'en Turquie, parce qu'il n'admet de souveraineté légale que dans l'imamat,* tandis que les Osmanlis p. e. séparent le pouvoir temporel du spirituel."

PQ
2260
G9S32
Bd.1

Schemann, Ludwig
Quellen und Untersuchungen zum Leben Gobineaus
Bd.1

PLEASE DO NOT REMOVE
SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY